Zool. Goetz, J. A. E.,
214. - 3

Europäiſche Fauna

oder

Naturgeſchichte

der europäiſchen Thiere

in angenehmen Geſchichten und Erzählungen
für allerley Leſer
vorzüglich für die Jugend

von

J. A. E. Goeze.

Dritter Band.

Wiederkäuende Thiere, und Thiere
mit Pferdegebiß.

Mit einer Kupfertafel.

Biblioth. oberaltac.

Leipzig,
in der Weidmannſchen Buchhandlung,
1793.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorerinnerung.

Berichtigung.

In dem zweyten Theile dieſer Schrift, der die Glires enthält, iſt S. 1. bey den Kennzeichen ein Verſehen und Schreibfehler vorgefallen, wenn es heißt: Backenzähne fehlen gänzlich, da es heißen ſollte: Laniarii, Hundszähne, fehlen.

* * *

Zoologiſche Bemerkungen.

Liſt des Fuchſes.

An Orten, wo oft getrieben wird, kommt der Fuchs, der ſonſt den Lärm ſehr fliehet, und immer zuerſt erſcheint, ganz zuletzt, und läßt andere Thiere, als Haſen, u. ſ. w. vorbey, um durch ſie zu erfahren, ob alles ſicher ſey. Ja! er iſt oft dichte vor den Treibern, und läuft zwiſchen ihnen durch und zurück, wenn er vorwärts größere Unſicherheit bemerkt. v. Rochow.

Von der Aeſung des Hirſches.

Der Hirſch beißt die jungen Zweige quer durch ab; das Thier nicht; ſondern es ſtreifelt Rinde und Blatt des jungen Zweiges ab. An dem verſchiedentlichen Schall, den dieſes Abbeißen und Streifeln giebt, kann der, auf einem jährigen Schlage von Laubholz anſitzende Jäger unterſcheiden, ob ſich in der Abend- oder Morgendämmerung, bey windſtillem Wetter, ihm ein Hirſch, oder ein Thier nähere. v. Rochow.

Empfindlichkeit der Katzen bey Muſik.

Von den Hunden iſt bekannt, daß ſie bey dem Läuten der Glocken, bey dem Blaſen der Hörner, u. ſ. w. gewaltig heulen, weil ihnen der Schall im Ohre muß empfindlich ſeyn.

Eine zahme Hauskatze äußerte ein Gleiches. Sie lag ruhig in der Stube. Da aber beyde Söhne des Hauſes anfiengen, mit Violinen ein Duetto zu ſpielen, ſprang ſie auf, lief nach der Thür, ſtellte ſich ſehr ungebärdig, und mußte herausgelaſſen werden.

Etwas von der gemeinen Fledermaus.

Nach Bensley natur. hiſt. of Selborie (ſ. Beckmanns phyſik. Bibl. 17 B. S. 2.) läßt ſich die gemeine Fledermaus zahm machen, und kann, wider die gemeine Meynung, von einem ebenen Boden auffliegen.

* * *

In dem 76ſten Stück der gothaiſchen gel. Zeitung 1792 iſt der zweyte Theil meiner Fauna rezenſirt, und der größte Theil der Rezenſion beſtehet in der Bezweiflung des von mir beſtätigten Rattenköniges, wogegen ich einiges zu erinnern habe.

Diejenigen mit den Schwänzen verflochtenen Ratten, die ich geſehen habe, waren alt, und beynahe ganz grau. Sie waren bloß mit den Spitzen der Schwänze verknotet, und alle von gleicher Größe, nicht aber, wie in dem Sondershauſiſchen Exemplar, welches ich ſelbſt für Betrug anerkannt habe, Junge und Alte zuſammengeflochten.

Neben

Neben einem Fruchtboden, wo Rezenſent lange gewohnt, und wo die Ratten bey tauſenden logirten, wird ſich in der Höhe nie ein Rattenkönig finden, und alle Nachrichten ſtimmen darin überein, daß er nur in einem niedrigen entlegenen finſtern Winkel, wozu nicht leicht Jemand kommen kann, gefunden werde. Es bleibt daher immer Zufall, wenn er einmal entdeckt wird, und es iſt keine Folge, daß er nur da angetroffen werde, wo eine große Menge Ratten hauſet, welches wohl nur auf Volksſage beruhet.

Freylich möchte es ſchwer ſeyn, die ſteifen Schwänze lebendiger Ratten zuſammenzuflechten, worin wir dem R. Recht geben. Sollten ſie aber nicht im Alter, und unter gewiſſen andern Umſtänden geſchmeidiger werden? An den Spitzen ſind ſie auch nicht ſo ſteif, als in der Mitte, und bey der Wurzel.

Ich wünſchte ſehr, daß der Herr Hofrath Blumenbach über ſein, noch in der 4ten Aufl. ſeines Handbuchs der Naturgeſchichte geäußertes Urtheil nähere Auskunft gäbe: „Die bejahrten, mit den Schwänzen zu ſechs bis acht verwickelten Ratten ſind die ehemals ſo berufenen, und neuerlich ohne Grund gänzlich geleugneten Rattenkönige.“

Da ich mir die möglichſte Mühe gegeben habe, in der Naturgeſchichte alle Vorurtheile zu berichtigen; ſo möchte ich nicht gern den Schein habe, noch etwas zu vertheidigen, wovon, wie R. ſagt, in den Spinnſtuben die Rede wäre.

„Uns kommt es noch immer vor, als wenn luſtige Purſche ſolche Rattenkönige, von denen in den Spinnſtuben ſo oft die Rede iſt, machten.“ Und doch ſollen die Schwänze, wie R. vorher ſagt, ſo ſchwer zuſammenzuflechten ſeyn!

Einige Druckfehler wolle der geneigte Leſer in dieſem Bande verbeſſern

S. 5. v. o. Z. 14. ſtatt ſeine l. ihre.

S. 5. v. u. Z. 1. ſtatt ? ſetze .

S. 23. v. o. Z. 9. ſtatt Haas l. Hans.

S. 85. v. o. Z. 18. ſtatt Hußaren l. Huſaren.

S. 98. v. o. Z. 9. ſtatt Küſſen l. Kiſſen.

S. 102. v. u. Z. 7. ſtatt chornen l. ſchornen.

Uebrigens danke ich Gott, daß ich dieſen dritten Band meiner Fauna, womit ſich die Säugthiere endigen, in dieſem Winter unter den ſchmerzlichſten Hämorrhoidal-Anfällen, habe zu Stande bringen können. Ob ich etwas von der zweyten Thierklaſſe: den Vögeln, liefern werde, wird auf meine Geſundheitsumſtände ankommen. Geſammelt hab' ich dazu; die Ausführung aber hängt von der Vorſehung ab, die auch meinen Kräften ein Ziel geſetzet hat.

Vor der Oſtermeſſe 1793.

Inhalt.

Inhalt.

Fünfte Ordnung der Säugthiere: **Wiederkäuende Thiere:**

I. Gattung der Hirſch. = = S. 1

1. Erſte Art: der Roth= oder gemeine Hirſch = = = 2
2. der Damhirſch = = 51
3. das Reh = = = 60
4. das Elenthier = = 78
5. das Rennthier = = 100

II. Gattung: Antilope, oder Gazelle. 147

1. Erſte Art: die Gemſe = 149
2. die Saiga = = = 168

III. Gattung: die Ziege = = 182

1. Erſte Art: der Steinbock = ebend.
2. der ſibiriſche Steinbock = 189
3. die Bezoarziege = = 197
4. Unſere Hausziege = = 201
5. die angoriſche Ziege = = 214

IV. Gattung: das Schaaf = 218

1. das gemeine Schaaf = = ebend.
2. das wilde Schaaf = = 242
   Anhang von dem ſardiniſchen Mouflon 252
3. das wallachiſche Schaaf = 256

V. Gattung: der Ochs = = 258

1. der

1. der Auerochs . . S. 259
2. der gemeine Ochs und Kuh- oder Rindvieh 272
3. der Büffel . . 306
Sechſte Ordnung der Säugthiere: Thiere mit Pferdegebiß . . 312
I. Gattung. Das Pferd . . 313
1. das gemeine Pferd . . ebend.
2. der Eſel . . . 346
a. der zahme Hauseſel . 337
Anhang von Baſtardracen . 360
α. das Maulthier . ebend.
β. der Mauleſel . . 362
b. der wilde Eſel . . 363
II. Gattung. Das Schwein . 372
1. das gemeine europäiſche . 373
a. das zahme . . ebend.
b. das wilde . . 394

Wir

Wir kommen nun zu der

Fünften Ordnung

der Säugthiere, oder zu den

wiederkäuenden Thieren,

die den Menſchen vorzüglich durch ihr Fleiſch, Milch, Fett, Haar, Wolle, Haut, Horn, u. ſ. w. nützen. Sie unterſcheiden ſich von allen andern durch zwo ſehr auszeichnende Eigenſchaften:

durch das Wiederkäuen der Speiſen; durch ihre geſpaltenen Klauen.

Hieher gehören zwo ausländiſche Gattungen: das Kameel, und Moſchusthier; und fünf europäiſche: der Hirſch; die Gemſe, oder Antilope; die Ziege; das Schaf und der Ochs.

Der wiederkäuenden Thiere der fünften Ordnung

Erſte Gattung: der Hirſch *).

Allgemeine Kennzeichen.

Unten acht Vorderzähne.

Bey

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. *Linn*. ed. 13. I. p. 175. *Cervus.*

Bey einigen Arten in der Oberkinnlade einzelne Eckzähne.

Die **Hörner** ſind dichte, und fallen jährlich ab. Die **Weibchen** meiſtens ungehörnt.

Sie leben in Wäldern, und die Gallenblaſe ſoll ihnen gänzlich fehlen.

Der wiederkäuenden Thiere: der erſten Gattung: der Hirſch:

1te Art: der eigentliche Hirſch *).

Der Hirſch iſt in der That ein Thier, welches wegen ſeines majeſtätiſchen Anſehens, wegen ſeines ſchlanken Körperbaues, wegen ſeines langen Halſes, erhabenen Hauptes, und inſonderheit wegen ſeines vielzackigen Geweihes, die meiſten Landthiere an Schönheit übertrifft, und daher mit Recht den Namen Aedelhirſch verdient. Er iſt eine wahre Zierde der Wälder, und ich habe mich oft nicht wenig gefreuet, wenn ich des Morgens bey Aufgang der Sonne, unweit der Roßtrappe, oben auf einer der erhabenſten Klippen, den ſichern Hirſch mit zuſammengezogenen Füßen ſtehen, und die Sonne begrüßen ſahe. Kaum witterte er uns; ſo war er mit einem Satz im Gebüſche. Man vergleiche nur einen recht ſchönen, muntern und ausgewachſenen Hirſch mit einem wilden Schwein, oder einer trägen Kuh; ſo wird ſein Vorzug bald entſchieden ſeyn.

Beſchreibung des Thieres.

Beyde Geſchlechter werden in der Jägerſprache, die bey dieſer Gattung von Thieren vorzüglich reich iſt, durch

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. *Linn.* ed. 13. I. p. 176. ſp. 3. Cervus *Elaphus*.

durch beſondere Namen unterſchieden. Das Männchen heißt gewöhnlich der Aedelhirſch, Rothhirſch wegen ſeiner braunrothen Farbe; das Weibchen aber die Hirſchkuh, die Hindin, das Thier, u. ſ. w.

Beyde unterſcheiden ſich merklich in der ganzen Geſtalt; aber ſie ſind auch in der Fährte, und Art des Ganges unterſchieden. Wenn der Hirſch über eine Wieſe, oder grünes Getreidefeld gehet; ſo beugt er alles mit ſeinen Läufen nach der Seite, wohin er gehet, nieder, und tritt es glatt ab, als wenn es abgeſchnitten wäre, da ein Thier ſolches nur bloß zerquetſcht.

Der ganze Körperbau des Hirſches iſt hoch, und langgeſtreckt, recht zum Setzen und Laufen gemacht. Zuweilen wird er ſieben Fuß lang, und vier Fuß hoch, und gewöhnlich hält der kurze Schwanz oder die Blume eilf Zoll. Der Kopf iſt im Verhältniß gegen den übrigen Körper klein und länglicht. Was der Straußkopf gegen ſeinen Körper iſt, das iſt der Hirſchkopf gegen den ſeinigen.

Die Ohren ſind ziemlich groß, und ſtehen weit auseinander. Bey dem geringſten Geräuſch ſtehen ſie aufwärts, um den Schall recht aufzunehmen. So bald der Hirſch die Ohren ſpitzt, iſt er auch bereit, die Flucht zu nehmen.

Die Augen ſind auch nicht klein, und ſtehen ebenfalls weit auseinander. Sie ſind der Farbe nach gelb, und geben im Affekt ein ordentliches Feuer von ſich. Von den beſondern Vorderwinkeln der Augen, und den ſich in dieſen Höhlen erzeugenden Hirſchthränen wollen wir unten reden.

Die Naſenlöcher ſind weit und rund, aber zur Witterung immer feucht.

Im Oberkiefer hat er vorn an der Seite **zween** krumme Zähne, die man Haken nennt, und auf jeder Seite deſſelben Kiefers ſechs Backenzähne. Im **Unterkinnbacken, — nicht im obern**, wie in manchen Schriften irrig ſteht, — befinden ſich **acht** Schneidezähne, und wieder an jeder Seite deſſelben Kiefers ſechs Backenzähne; alſo in allen, die 2 Haken mit gerechnet, 34 Zähnen.

Die **Schenkel** ſind gegen die Lenden, von denen ſie ablaufen, ſehr dünn, daß man ſich wundern muß, wie ſie eine ſolche Laſt tragen können.

Die **Füße (Läufte)** ſind ſchwarzſchaalicht, glänzend, und haben am Ende zwey **Afterklauen**, mit denen ſie bey der Flucht, beſonders bergab, gewaltig eingreifen.

Das merkwürdigſte am ganzen Hirſche iſt das **Geweihe**, oder **Gehörn**, — **Geſtänge**, wie es die Jäger nennen. Er trägt es mit beſonderem Anſtande auf dem Kopfe, und nur der **männliche** Hirſch iſt damit verſehen. Es iſt knochenartig, dicht und äſtig, mit zurückgebogenen Spitzen oder Enden. Davon unten ein mehreres. Bey dem **Männchen** iſt der Hals zottig, und auch dadurch unterſcheidet es ſich merklich von der Hirſchkuh.

Die **Größe** iſt nach Beſchaffenheit der Länder und Nahrung ſehr unterſchieden. Die **Berghirſche** ſind kleiner, als die **Landhirſche**, die ſich auf reichen Kornfeldern mäſten können. Unter den erſten iſt der **korſikaniſche** der kleinſte; denn er iſt kaum halb ſo groß, als der gewöhnliche. Ein geringer, kleiner, magerer Hirſch heißt daher bey den Jägern **Grashirſch**.

In unſern Gegenden beträgt das **Gewicht** eines ausgewachſenen Rothhirſches 3 bis 400 Pfund. Man hat ſie aber auch von fünf Zentnern, und 1726 wurde einer vom Herzog von Weißenfels geſchoſſen, der **acht Zentner und zehn Pfund** wog *).

Die gewöhnliche Farbe iſt vom Maule bis zum After **fahlroth**, oder kaſtanienbraun, und am Bauche weißlicht. Doch verfärbt er ſich im Frühjahr und Herbſt. Weil faſt alle, zu dieſer Gattung gehörenden Thiere eine rothfahle Farbe haben; ſo iſt daher der Unterſchied entſtanden, daß man ſie das **Rothwildpret**, die **wilden Schweine** aber **Schwarzwildpret** nennet.

Gewiſſe Umſtände können bey den Thieren die Farbe verändern, welche man daher nicht, als beſondere Arten, anzuſehen hat. So giebt es in den böhmiſchen Wäldern Hirſche, welche von den Kohlbrennereyen, wo ſie ſich aufhalten, eine ganz dunkelbraune Bruſt, und lange Zotten an dem Halſe haben. Man nennt ſie **Brandhirſche.**

So finden ſich auch noch in manchen Wildbahnen großer Herren ganz **weiße, ſilberfarbige, gefleckte** Hirſche, auch einige mit weißen **Bleſſen.** Alles aber bloße Spielarten.

Bey der Zergliederung

hab' ich manches Sonderbare gefunden, darin dieſe Thiere von andern abweichen. Die Eingeweide, oder

*) Im marienburgiſchen Werder in Preuſſen wurde 1715 d. 25. Auguſt ein Hirſch geſchoſſen, der 13 Viertel hoch, 13 Viertel lang, mit 13 Viertel hohem Geweihe, und 800 Pfund ſchwer war. S. Bocks N. G. von Preußen IV. 127.

das Geräuſch, und Geſcheide, wie es die Jäger nennen, waren mein Hauptaugenmerk, um darin die, dieſer Gattung eigenen Würmer zu entdecken. Ob mir gleich von verſchiedenen Fürſten und Herren das Geſcheide überſchickt wurde; ſo habe ich doch noch in keinem einen Blaſen- oder Band- oder Rundwurm finden können. Bloß in einer in Weingeiſt aus Laubach mir überſchickten Hirſchleber fand ich den gewöhnlichen Blaſenwurm *). Indeſſen verſichern andere, daß ſie auch Egelwürmer haben ſollen **). Allein nachher bin ich noch von dem Hrn. D. Zeder von einer der wichtigſten Entdeckungen belehrt, daß er in dem Magen eines Hirſches unter dem Futter eine große Menge beſonderer Eingeweidewürmer gefunden habe, denen auch das Wiederkäuen des Thieres nichts geſchadet hat. Er nennet dieſe Würmer Splitterwürmer ***).

Das Eingeweide kommt mit den Eingeweiden der Kühe vollkommen überein. Auch ſind die Knochen in allen, wie bey dieſen Thieren, nur nicht ſo ſtark.

Auf zwey Umſtände war ich beſonders aufmerkſam: auf den Magen, und auf die Gallenblaſe. Der erſte war doppelt, zum Beweiſe, daß der Hirſch zu den wiederkäuenden Thieren gehöre. Daher man auch in ſeinem Magen, wie bey dieſen, zuweilen die Aegagropilen, oder Haarballen findet.

Wahr

*) S. meinen Verſuch einer Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer. S. 206.

**) S. Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 577.

***) S. Schriften der berlin. Geſellſch. Naturf. Fr. X B. I St. S. 65. Tab. III f. 8 — 11.

Wahr iſt es, daß ſich an der Leber keine Spur von der eigentlichen Gallenblaſe findet. Bey allem Rothwildpret fehlt ſie. Dagegen ſieht ſowohl bey dem Hirſch, als bey der Hirſchkuh die Blume oder der Schwanz ganz gallengrün aus, und iſt von einem ſo bittern Geſchmack, daß ſie auch die Hunde nicht freſſen wollen. Sollte dieſe wohl das Behältniß der Galle ſeyn? Wird das ganze Geräuſch: Herz, Lunge und Leber gekocht; ſo ſchmeckt alles bitter. Läßt man die letzte weg; ſo iſt kein bitterer Geſchmack da. Kocht man die Leber allein; ſo kann man ſie vor Bitterkeit nicht genießen. Dieß iſt doch ein offenbarer Beweis, daß die Galle, wenn ſie auch im Schwanze ſitzt, von dorther ſeine Zugänge zur Leber und zum Magen haben muß.

Weibliche Thiere werden ſelten geſchoſſen. Doch hab' ich ein Ungebornes erhalten, das kaum ein und einen halben Monat alt war, und das ich noch im Weingeiſt verwahre *).

Bey der Naturgeſchichte

des Thieres fragen wir

1. zuerſt nach ſeinem Aufenthalt, oder, wie die Jäger zu ſagen pflegen: nach ſeinem Stande. Sein eigentlicher Wohnplatz iſt das dickſte Gebüſch im Walde, wo es auch ſein Bette oder Nachtlager hat. Allein der Hirſch iſt doch an verſchiedenen Oertern: auf Wieſen, Anhöhen, in Kornfeldern, u. ſ. w. anzutreffen? Mehr als

*) Die Zergliederung eines zur Hälfte gekommenen Rothhirſchkalbes hat der Herr Forſtrath von Burgsdorf beſchrieben: in den Schriften der berlin. Geſellſch. Naturf. Fr. VI. 411.

eine Urſache nöthigt ihn, ſeinen Standort zu verändern. Bald erfordert es ſeine Nahrung, bald das Aufſetzen des neuen Geweihes, bald die Brunſtzeit. Im Winter ziehen ſie ſich um der Saamenſproſſen willen in die Vorhölzer.

Bey dem allen hat er doch im Dickicht ſeinen beſtimmten Bezirk, oder ſein Lager, welches er nach allen Exkurſionen unter der Mittagshitze, und gegen Abend, wie der Haſe wieder ſucht.

Ich habe mehr als einmal auf dem Brocken des Morgens vor Aufgang der Sonne, am Hange vor dem Gebüſche Hirſche äſen geſehen, welche, wenn ſie uns gewahr wurden, ganz langſam und gravitätiſch in die Dicktung giengen.

Außer der Begattungszeit leben ſie ſehr geſellſchaftlich und friedlich unter einander, und halten ſich in großen Truppen oder Rudeln beyſammen. Insgemein theilen ſie ſich in drey Geſellſchaften. Die alten Hirſche, wenigſtens von 5 Jahren, machen eine; die Hindinnen mit den Jungen bis ins dritte Jahr, die andere, und die Hirſche von drey bis vier J.hren die dritte aus. In ihrem Bette und Ruhelager deckt bey der Kälte ein Hirſch den andern, um ſich zu erwärmen.

Die Nahrung

der Hirſche iſt, nach Beſchaffenheit der Jahreszeit, und der Umſtände ihrer Lebensart, ſehr verſchieden. Gewöhnlich gehen ſie des Abends bey Untergang der Sonne von ihrem Standorte aus, und ihrer Nahrung nach, welches die Jäger: Wechſel halten, nennen. Es geſchieht in einer Art von kurzem Trabe, welcher das

Trollen

Trollen heißt. Die ganze Nacht trollen ſie auf dieſe Art, an den Bergen, auf den Wieſen, und Feldern herum, und bleiben bis nach Aufgang der Sonne, und bis der Thau in den Gebüſchen abgetrocknet iſt. Dann ziehen ſie langſam wieder zu Holze, welcher Rückzug der Kirchgang betitelt wird. In dieſer Zeit Abends oder Morgens, pflegt ſich der Jäger anzuſtellen, wo die Thiere den Wechſel halten, wenn er ein Stück ſchießen will, und ſolches heißt der Anſtand.

Im Frühjahr, ſo bald der Schnee weg iſt, ſuchen ſie die junge Saat, beſonders die Brunnenkreſſe, allezeit dem Winde entgegen, oft eine Meile weit, und verſchaffen ſich dadurch bald, die im Winter wegen kümmerlicher Nahrung verlornen Kräfte wieder. Erſt kürzlich habe ich eine artige Anekdote erfahren, die ich in keinem Buche finde. Kann der Hirſch in einen Dohnenſtieg kommen; ſo iſt es um den ganzen Vorrath geſchehen. Er läßt keine Beere ſitzen; ſondern frißt alle vorgeſteckte Quitſchen weg. Wird er nicht todtgeſchoſſen; ſo kommt er alle Abend und Morgen wieder, und ruinirt die ganze Schneuſe. Bloß als Arzeney frißt er die Beeren ſo gern. Auch die Ricke, und das Schmalthier thun es; die Rehe aber nicht. Sie lehren uns durch ihr Beyſpiel, daß friſche und bittere Kräuterſäfte für den thieriſchen Körper eine heilſame Frühlingskur ſind.

Der kanadiſche Hirſch iſt nach der breitblätterigen Kalmia ſehr begierig, da doch dieſe Pflanze ſonſt jedem andern gehörnten Thiere Gift iſt. Im Winter findet man ſeine Eingeweide damit angefüllt. Giebt man dieſe den Hunden zu freſſen; ſo werden ſie dumm, und

gleichſam betrunken; ja ſie laufen oft Gefahr, davon zu ſterben *).

Wenn man ſie des Abends nach Untergang der Sonne auf einer Wieſe freſſen, oder äſen ſieht; ſo wird man wahrnehmen, daß es ſehr **langſam** geſchiehet. So bald ſich der Hirſch nothdürftig ſatt gefreſſen hat, legt er ſich nieder, um das Geſchäfte des **Wiederkäuens** in Ruhe zu verrichten.

Man kann es im Gebüſche, wenn man hinter dem Winde ſteht, auf 50 bis 100 Schritte bemerken, daß er ſichs dabey muß recht ſauer werden laſſen. Denn es geſchiehet bey weitem nicht mit der Leichtigkeit, als bey dem Rindvieh. Man ſieht es in der Ferne, wie er das Verſchluckte gleichſam **ruck- oder ſtoßweiſe** aus dem **erſten** Magen wieder in die Höhe bringt. Denn das hat ſeinen Grund in der Länge des Kanals, wo die Speiſe durchgehen muß.

Bey dem **Ochſen** iſt der Hals kurz und gerade. Ein Stoß; ſo iſt das Futter aus dem erſten Magen wieder herauf. Bey dem Hirſche hingegen iſt der Hals lang und gebogen. Es gehört alſo bey dieſem weit mehr Gewalt dazu, die Nahrung wieder in die Höhe zu bringen, und es kann ſolches nicht wohl anders, als durch ein **heftiges Aufſtoßen** geſchehen, welches man von außen ſehr deutlich wahrnehmen kann, und welches die ganze Zeit des Wiederkäuens hindurch währet.

Wenn der Hirſch das Geweihe abgeworfen hat; ſo iſt er krank, und ſeine Nahrung verändert ſich ſehr. Er hält ſich im dickſten Gebüſche verborgen, und genießt bloß die nächſten Frühlingskräuter und Knoſpen. Ueberhaupt

*) S. Pennant's Thiergeſchichte der nordlichen Polarländer I. 30.

haupt pflegen ſie, ſo lange das Gehörn zart und weich iſt, die nächſten Wieſen und Felder, die jungen Gehäue und Schläge zu beſuchen, und ſich durch die jungen Sommerwuchſe, vorzüglich durch die ſogenannten Schäfchen, oder männlichen Blüten oder Kätzchen der Haſeln, Aeſpen und Weiden zu ſtärken.

Nach gerade ziehen ſie ſich in den Hochwald zurück, und äſen ſich mit Gras, Laub und Kräutern. Iſt alles wieder bey ihnen in gutem Stande; ſo gehen ſie auf die Winterſaat, und, wenn ihnen dieſe zu zähe wird, ſo gehen ſie auf die Sommerſaat, und weilen darin ſo lange, bis ſie reife Körner erhält. Dieſe Nahrung behagt ihnen ſo wohl, daß ſie ſich ganze Tage in den hohen Korn- und Weizenfeldern aufhalten, nicht nur die Aehren abfreſſen; ſondern ganze Plätze niederlagern, welches gewiß für den Landmann kein geringer Schaden iſt. So bald der Hafer reift, verlaſſen ſie alles, und ziehen dieſen, als ihre angenehmſte Speiſe den übrigen vor, wie ſie denn auch die Flachsknoten nicht verſchmähen. Man ſiehet hieraus, wie groß der Schaden ſey, den das Wild, wenn es nicht eingegattert iſt, auf dem Felde an allen Arten von Feldfrüchten anrichtet.

Iſt die Aernte vorbey; ſo halten ſie ſich an die Grummetwieſen, und machen ſich die Kraut- und Rübenfelder zu Nutze. Hier erlangen ſie denn endlich die größte Feiſtigkeit und Stärke, die ihnen zuletzt bey der eintretenden Begattungszeit nöthig iſt.

Es mag wahr ſeyn, oder nicht, was man bey ihren Feld- und Wieſenräubereyen von ihnen erzählt; ſo will ich es doch anführen. Sie ſollen nämlich ordentliche Schildwachten ausſtellen, die ihnen durch ein ſtarkes Auftreten mit den Vorderfüßen ein Zeichen geben, daß

Gefahr

Gefahr vorhanden ſey, welches ſie in einer weiten Ferne vernehmen können. So bald ſolches geſchiehet, eilt das ganze Rudel dem Holze zu, und die ältern Hirſche treiben die jüngern vor ſich her.

Der Hirſch ſäuft faſt gar nicht; im Winter wenig, noch weniger im Frühjahr. Das bethauete Gras iſt ihm genug. Iſt er aber erhitzt; ſo ſucht er das Waſſer.

Die Lebensart des Hirſches

ſelbſt hat viele, ganz beſondere Eigenheiten. Dahin gehört

1. ſein ganzes **Naturell**, ſeine vollkommene **Sinnlichkeit**, und ſeine Art, ſich in dieſen und jenen Fällen zu nehmen, oder aus Verlegenheiten zu reiſſen.

Von Natur iſt er gutmüthig, friedfertig und geſellig; er kann aber doch unter gewiſſen Umſtänden ſo **wüthend** werden, daß er auch, wenn er zahm iſt, ſeines Wärters nicht ſchont.

Im Thiergarten vor Blankenburg wurden im Anfange dieſes Jahrhunderts viele Thiere gehalten. Einer der anſehnlichſten Hirſche, und Vielender, wird von dem Wildmeiſter vorzüglich gefüttert, ſo daß er ſehr vertraut mit ihm geworden iſt. An einem Tage aber wird der Mann vermißt, und als man nachſucht, findet man den Hirſch mit blutigem Geweihe bey ihm ſtehen, der ihn mit unzähligen Stößen geſpießt hatte. Die Urſache hat niemand ergründen können.

Vor einigen Jahren gehen einige Damen im Thiergarten vor Wernigerode, ganz in der Tiefe ſpatzieren. Oben auf der Höhe ſteht ein Hirſch, nach welchem ein ſie begleitender Cavalier ſchießt. Das Thier wird zwar ge=

getroffen, aber nur verwundet. Mit einemmale ſetzt es herunter, überfällt die eine Dame mit ſolcher Wuth, daß es ihr das ſeidene Kleid auf dem Leibe zerfetzt, und ſie gewiß ums Leben gebracht hätte, woſern es nicht auf der Dame mit dem Weidemeſſer abgefangen wäre. Zum Andenken dieſer Szene iſt auf derſelben Stelle ein Monument errichtet.

Vor einigen Jahren wurde auf einem adelichen Gute ein fremder Beamter, da er auf den Hof gieng, den zahmen Hirſch zu beſehen, von demſelben überfallen, und gar übel behandelt. Es iſt eben um die Zeit geweſen, da der Trieb zur Begattung bey dieſen Thieren erwacht. Er hat ein rothfahles Kleid getragen, und dieß giebt man für die Urſache an, daß ihn der Hirſch für einen Rival angeſehen habe.

So ſcheu der Hirſch in der Wildniß vor dem Menſchen iſt; ſo trotzig und wüthend geht er öfters auf ihn los, wenn er ſich verwundet fühlt. Unweit des Brockens hab' ich einmal einem ſolchen Schauſpiel mit beygewohnt. Der Brockenwirth hatte einen Hirſch angeſchoſſen, und holte ſeinen Hund, ihn aufzuſuchen. Wir fanden ihn bald, und der Hund ſtellte ihn, das heißt: er ſprang immer um ihn herum, daß ſich der Hirſch ſtets im Kreiſe drehen, und ihm das Geweihe zukehren mußte. Wir waren ihm ſehr nahe. Mit einemmale kehrte ſich das Thier um, und ſtellte ſich uns mit einem Trotz entgegen, den ich nie vergeſſen werde. „Sehen ſie, rief mir der Jäger zu, wie er weiß macht," das iſt, wie er die Augen im Kopfe verkehrt, und in dem Augenblick ſchoß er ihn auch recht aufs Blatt, daß er ſtürzte.

2. Bey der Zergliederung habe ich es an der Geruchshaut, und an dem Apparat der Gehörwerkzeuge wohl abnehmen können, daß er nicht nur eine überaus ſtarke Witterung; ſondern auch ein leiſes Gehör haben müſſe. Außer den Naſelöchern hat er noch zwey Oeffnungen, wodurch er Luft und Geruchtheile einziehen kann. Daher wird ihm auch das Saufen möglich, wenn er gleich die Naſe ganz unter Waſſer hat *). Nicht minder ſcharf iſt auch ſein Geſicht. Alles beſtätigt die Erfahrung.

Er kann den Jäger auf 400 Schritte erkennen, und ihn von dem Holzhauer und Köhler unterſcheiden. Des Abends blitzen ſeine Augen im Dunkeln, zumal wenn er zornig wird. Wenn er unter dem Winde iſt, das heißt: wenn ihm der Wind entgegen kommt, und ihm die Empfindungen von ungewohnten Dingen zubringt; ſo vernimmt er, wie die Jäger ſprechen, oder riecht ſehr weit. Er ſetzt ſich dazu in eine beſondere Stellung. Er reckt nämlich den Kopf in die Höhe, ſpitzt die Ohren, und richtet ſich nach der Gegend, wo der Schall, oder die Witterung herkommt, und in dieſer horchenden Stellung hört er ſehr weit.

Tritt er aus dem Walde in niedriges Gebüſche, daß er nur bis an den halben Leib bedeckt iſt; ſo bleibt er ſtehen, ſieht ſich nach allen Seiten um, bückt ſich mit dem Kopfe unter den Wind, und wittert, ob Gefahr vorhanden ſey.

Alle Nachrichten der Jagdverſtändigen ſtimmen überein, daß der Hirſch von Natur ſehr neugierig, ſchlau und vorſichtig ſey. Wenn man ihm von weitem

*) S. The natural hiſtory — of Selborne. London printed by T. *Benſley* 1789. 4. p. 7.

weitem ſtark zuruft, oder pfeift; ſo bleibt er ſtehen, und ſieht den, der es thut, mit ſtarren Blicken an. Sieht er, daß man ſich nicht nach ihm wendet, oder kein Gewehr und Hunde bey ſich hat; ſo geht er ganz vertraulich und ſtolz vorüber, und wird nicht flüchtig.

Er wird auch für einen großen Liebhaber der Muſik ausgegeben, und ſoll, wenn es wahr iſt, im Anfange einer Parforcejagd dicht vor den Hunden bleiben, ja zuweilen wieder zurück kommen, bloß um das Waldhorn recht deutlich zu hören. Ich vermuthe aber, daß ihn andere Urſachen dazu bewegen. Auf der andern Seite ſoll er, wenn nur ein Parforcehund anſchlägt, außerordentlich erſchrecken, daß ihm die Haare zu Berge ſtehen; das Bellen anderer Hunde aber gar nicht achten.

Der ganze Körper des Hirſches iſt zum flüchtigſten Rennen, und beſonders zum Setzen gebauet. Wenn er gejagt wird, und recht auf der Flucht iſt; ſo legt er das Geweihe horizontal auf den Rücken, und ſo reißt er durch das dickſte Gebüſche durch, daß er im Augenblick verſchwindet. Kommt ihm ein Fluß vor; ſo ſetzt er durch, und es iſt ihm ein leichtes über eine ſechs Fuß hohe Hecke oder Wand zu ſpringen.

Als ich einmal, unweit Wien, erzählte mir mein Freund, von Göckingk, gegen Abend an der Planke eines adelichen Gartens, worinne Wildpret gehalten wurde, mit drey Extrapferden vorbey fuhr; ſo war es nicht anders, als ob meine Pferde vom Donner gerührt wären; ſo plötzlich fuhren ſie zuſammen, kehrten kurz um, und zerbrachen Stange und Deichſel. Die Urſache war, daß ein Hirſch über die acht Fuß hohe Planke ſetzte, und gerade vor den Pferden nieder ſprang. Es war nicht anders, als wenn er aus den Wolken gefallen

wäre.

wäre. Sind ſie doch im Stande, wenn ſie in Laken eingeſperrt ſind, und ein Ausſchießen gehalten wird, über ein Garn von 14 Fuß Höhe zu ſpringen. Welche Schnellkraft in den Schenkeln!

3. Zu den Eigenheiten des Thieres gehören a) die ſogenannten Hirſchthränen. Ich habe oben geſagt, daß ich dieſes ſonderbare Produkt näher beſchreiben wollte. Sie erzeugen ſich in der Höhle des Vorderwinkels eines jeden Auges. Dieſe Höhle iſt über einen Zoll tief, einen Zoll lang, und etwa acht Linien breit. Inwendig iſt die Haut ſtark gefaltet, und ſehr dünne.

In dieſen Vertiefungen oder Thränenhöhlen (Larmières) ſetzt ſich eine, mit feinen Härchen vermiſchte Materie, faſt wie Ohrenſchmalz, an, welche ſich aber eben nicht von ſeinen Thränen, ſondern von ſeinem Schwitzen in dieſen Höhlen ſammelt.

Bey der Parforcejagd, wenn das arme Thier beynahe vor Hitze zerfließt, und ſein ganzes Blut kocht, ſollen ihm aus dieſen Höhlen große Blutthränen kollern. Ob ein ſolcher Anblick nicht einmal Mitleiden erregen ſollte?

Anfänglich ſind die Thränen weich, wie Harz oder Wachs; allmählich aber werden ſie härter, wie Horn, und endlich wie Stein. Erſt von widrigem Geruch, zuletzt wohlriechend. So wie ſie aus den Augenwinkeln kommen, ſind ſie rund, glatt, glänzend, gelblichbraun, und mit ſchwarzen Aederchen durchzogen. Wird die Maſſe in den Augenwinkeln hart, und ſo groß, daß der Hirſch dadurch am Sehen gehindert wird; ſo

ſucht

ſucht er ſie an Bäumen und Geſträuchen auszureiben *).

Bisweilen finden ſie die Jäger, und haben ſie ſonſt, als den köſtlichſten Bezoar, theuer verkauft, und ihnen viele Wunderkuren angedichtet.

b. So auffallend die ganze Bildung des Hirſchgeweihes an ſich ſchon iſt; ſo merkwürdig iſt die Veränderung, die jährlich damit vorgeht. Der Hirſch wechſelt alle Jahre ſein Gehörn. Die Zeit, da das Abwerfen deſſelben erfolgt, iſt aber nicht bey allen gleich; ſondern richtet ſich nach dem Alter des Thieres.

Die alten Hirſche pflegen es in den letzten Tagen des Februars zu verlieren. Schwerlich aber möchte das wohl der eigentliche Grund von der Benennung dieſes Monats: Hornung, ſeyn. Die jagdbaren Hirſche, oder die Zehnender, werfen es zu Ende des Märzes ab; die minder jagdbaren im April; die ſchlechten Hirſche im Anfange des Mays, und die Spießer zu Ende deſſelben.

Es iſt dieß ein ganz ſonderbares Phänomen ihrer Natur, und hat in ihre ganze Lebensart den ſtärkſten Einfluß. Es hat viel Aehnlichkeit mit dem Mauſen der Vögel, der Häutung der Schlangen, dem Abfallen der Blätter, u. ſ. w. Wahrlich iſt es kein Ungefähr, daß das Gehörn im Frühjahr, und nicht im Herbſt abfällt. Um dieſe letzte Zeit iſt es ſchon wieder in ſeiner größten Vollkommenheit und Stärke, weil es der

*) S. Journal de l'agriculture, du commerce, des arts et des finances. Paris 1778. p. 87. Von der Entſtehung der ſogenannten Hirſchthränen.

der Hirſch bey der Begattung am nöthigſten gebraucht, ſich mit ſeinen Nebenbuhlern zu ſchlagen.

Das Geweihe ſitzt doch bekanntermaßen mit einem Wulſt am Kopfe an. Dieſen Wulſt nennen die Jäger den Roſenſtock. Eigentlich der Zapfen, der in dem hornichten Wulſte ſteckt. Zur Zeit des Abwerfens löſet ſich das Gehörn von dieſem Roſenſtocke von ſelbſt ab, weil das Fleiſch darunter anfängt zu quillen, und wie ein Wulſt rohes Fleiſch erſcheint. Einige Tage nach dieſer Erſcheinung fällt die Stange entweder von ſelbſt ab; oder der Hirſch ſchlägt ſie am nächſten Baume ab. Selten fallen beyde Stangen zugleich, und öfters behält er die andere Stange noch zwey bis drey Tage.

Wenn der Hirſch abgeworfen hat; ſo hält er ſich einſam und eingezogen, aus Furcht, weil er ſich wehrlos fühlt. Er bleibt auch nicht im Stangengebüſche, weil er ſich darinnen leicht an die weichen Stellen ſtößt, welches ihm ſehr empfindlich ſeyn ſoll; ſondern er ſucht niedrige Gebüſche, und junge Schläge, wo er mehrentheils den ganzen Sommer bleibt, bis er wieder aufgeſetzt, oder neues Gehörn bekommen hat.

Das Wachsthum des neuen Gehörns nimmt ſogleich nach dem Abwerfen des alten ſeinen Anfang, und der hervorquillende Fleiſchwulſt iſt ſchon die Spur davon. Nach den erſten fünf Tagen zeigt ſich bereits auf dem ſogenannten Roſenſtocke ein weicher, mit einer rauhen, baſtartigen Haut umgebener Knorpel, der in 14 Tagen eine Stange von einem halben Fuß mit den erſten Zacken, oder Augenſproſſen bildet. In den folgenden 14 Tagen iſt die Stange ſchon noch einmal ſo groß, und zeigt den zweyten Schuß von Enden. So wächſt es allmählich immer fort, bis das ganze Geweihe nach zehn

oder

oder vierzehn Wochen, mit rauhem Baſte eingefaßt, ſeine völlige Größe wieder erreicht hat. Wie viel Kraft aber gehört dazu, ein ſo anſehnliches Gehörn von ſo hart werdender Materie in ſo kurzer Zeit hervorzutreiben?

So lange die Hörner noch hervorſproſſen, trägt der Hirſch den Kopf immer niederwärts, um ſie nicht zu beſchädigen. Kaum ſollte man ihn noch erkennen; ſo ſehr entſtellt ihn das abgeworfene Geweihe, und in der Zeit, da das Gehörn wächſt, heißt er bey den Jägern Kolbenhirſch.

Bevor das ganze Geweihe nicht völlig ausgewachſen iſt, und ſich an den Enden geſchloſſen hat, iſt es ſehr empfindlich. Die Jäger nennen das völlige Auswachſen das Verecken des Gehörns. Bey alten Hirſchen geſchieht es gegen Ende des Julius; bey den Jungen ſpäter, gemeiniglich erſt zu Ende des Auguſts.

Nachdem der Hirſch völlig vereckt hat, und ſein neues Geweihe feſt und geſchloſſen fühlt, ſo ſucht er es von der rauhen Haut, oder dem Baſt, unter welchem es gewachſen und verwahrt war, zu ſäubern. Erſt reibt er es an zarten Reiſern, um zu probiren, ob es noch empfindlich iſt. Kann ers ohne Schmerzen aushalten; ſo wird dieß Reiben an dem jungen Aufſchlage fortgeſetzt, wodurch die zarten Stämme oft bis auf die Erde gebeugt, und ganz abgeſchält werden. Dieß nennen die Jäger fegen. Der Hirſch fegt, oder ſtreift den Baſt vom neuen Gehörn ab. Die alten Hirſche verrichten es an ſtarken Stämmen.

Bey dieſen geſchieht das Fegen insgemein ſchon um Johannis, öfters in einer Nacht, und man kann ſich nicht genug wundern, wenn man den Hirſch

mit einem ganz weißen Geweihe ſieht, welches aber in wenig Tagen braun wird.

Das Geſege wird ſelten gefunden. Viele alte Jäger behaupten daher, daß es der Hirſch, als ein beſonderes Stärkungsmittel, verzehre und auffreſſe. Es kann aber auch darum ſelten gefunden werden, weil nach neuern Bemerkungen *) dieſes Geſege eine der köſtlichſten Speiſen für die Ameiſen ſeyn ſoll. Auch die Waldleute, und Jäger ſelbſt ſollen es ſorgfältig aufſuchen, trocknen, und zu allerhand Wunderkuren gebrauchen.

Es iſt nunmehro durch untrügliche Erfahrungen ausgemacht, daß das Gehörn, ſo hart, zackicht und monſtrös iſt, mit den Geſchlechtstheilen des männlichen Hirſches in der genaueſten Verbindung ſtehe, und aus den Hauptbeſtandtheilen der zur Fortpflanzung erforderlichen Saamenfeuchtigkeit entſtehe.

Da dieſe um die Zeit, da der Hirſch abwirft, an andern Orten des Körpers entbehrlich iſt; ſo wird ſie durch die feinſten Kanäle hier her getrieben, treibt das alte Gehörn ab, und erhärtet in dem neuen. Dieß wäre nun eigentlich noch nicht Beweis genug; aber die Erfahrung zeigt uns noch mehrere.

Wenn der Hirſch an ſeinen Geſchlechtstheilen, die bey den Jägern Kurzwildpret heißen, eine Verletzung leidet; ſo fällt ihm gleich das Gehörn ab, und es wächſt ihm keins wieder. Werden ihm dieſe Theile durch Verſchneidung genommen; ſo bleibt das Geweihe, wenn es da iſt, ſtehen, und wenn es nicht da iſt, wächſt es entweder gar nicht wieder, oder doch ſehr unvollkommen, ſo daß es nur zur Zeit des Wiederwachſens, einen

*) S. Bechſteins N. G. für Deutſchland. I. 563.

einen kleinen unförmlichen Knorpel ſetzt. Selbſt der junge Hirſch beginnt ſein erſtes Gehörn nicht eher zu ſetzen, als bis er mannbar, und zur Fortpflanzung ſeines Geſchlechts tüchtig iſt. Da die Hirſchkühe ganz ohne Gehörn ſind; ſo iſt es ein abermaliger Beweis, daß dieſer Schmuck dem männlichen Geſchlecht allein zugehöre *).

Da der Hirſch nach den Geſetzen der Natur nur einmal im Jahre **abwirft** und aufſetzt; ſo iſt es doch eine beſondere Merkwürdigkeit, daß ein Hirſch, welchen Prinz Leopold **Maximilian** in ſeinem Reitſtalle zu Deſſau 1721 fünf Jahre gehalten hatte, **in einem Jahre dreymal abwarf und aufſetzte,** als den 15ten Januar, den 17ten May, und 18ten Dezember, bald nachher aber aus Entkräftung ſtarb, vermuthlich daher, weil er keine Gelegenheit hatte, die überflüſſige Saamenfeuchtigkeit bey gutem Futter los zu werden. Sein **Gehörn** war zwar vollkommen ſtark, auch **gefegt**, aber nicht völlig vereckt.

*) Beſonders wichtige, und nicht gemeine Bemerkungen über das Aufſetzen und Abwerfen des Gehörns, wie auch die Beſtätigung, daß der Hirſch einen weichen Strauch ſuche, und daran, wie in einer Art von Furie, die rauhe Haut vom ganzen Gehörn abſchabe, und das Gefege in etlichen Nachtſtunden ſorgfältig verſchlinge, — hat der Herr von Rochow aus vieljährigen, wohlgeprüften Erfahrungen geliefert: im 2ten B. der Schriften der berlin. Geſellſch. naturforſch. Freunde S. 388. Nachricht von einem ungewöhnlich großen, mit Steinrinde überzogenen Geweih eines zu dem Hirſchgeſchlecht gehörenden, vermuthlich nicht mehr bekannten Thieres. Nebſt einem Anhange über die Merkwürdigkeiten der gehörntragenden Thiere aus dem Hirſchgeſchlechte S. 395. ff.

Nach der Jägerſprache heißt der untere Theil an jeder Stange mit dem Wulſt die Roſe; die krauſen Knöpfchen an der Roſe und den Stangen die Perlen; die nächſten Enden an den Augenſproſſen die Eisſpröſſel, und die oberſten Enden die Krone. Hiernach pflegt man gemeiniglich das Alter der Hirſche zu beſtimmen. Der junge Hirſch ſetzt nach dem erſten Jahre bloß zwey Spieße ohne Enden auf, und heißt daher noch Spießer. Nach dem zweyten eben ſo viele, aber als zwey Gabeln, mit einem Ende an jedem Spieße, davon der Gabler. Nach dem dritten Jahre bekommt er ſchon ſechs oder acht Enden; nach dem vierten eben ſo viel; nach dem fünften zehn, auch wohl mehr, oder weniger Enden, und dieß geht bis zum achten Jahre fort, nach welcher Zeit die Zahl der Enden gänzlich unbeſtimmt iſt.

Man pflegt die Zahl der Enden dadurch zu beſtimmen, daß man die Enden an demjenigen Geweihe, oder Stange, wo die mehreſten ſind, zählt und verdoppelt. Da aber, wie geſagt, die Anzahl der Enden nicht allemal beſtimmt iſt; ſo ſind es ſehr trügliche Zeichen, das Alter eines Hirſches anzugeben.

Weit ſicherere Kennzeichen vom Alter eines Hirſches finden ſich am Gehörn ſelbſt, wornach man ihn zuverläßiger anſprechen oder ſein Alter angeben kann. Aus der Dicke der Stangen; an der Roſe, die dicht am Kopfe anſitzt; an den Perlen, die ſtärker und durchſichtiger werden; an den breitern und tiefern Rinnen, und an der breitern und ausgehöhltern Krone pflegen die Jäger das Alter eines Hirſches zu erkennen.

Wie die Natur in allen ihren Reichen, bald durch das zu viele auf der einen, bald durch das zu wenige auf der andern Seite, zu ſpielen pflegt; ſo auch im Thierreich, — bey der Bildung der Hirſchgeweihe, und bey der Zahl ihrer Enden.

Man hat Beyſpiele von Hirſchen, deren Gehörne 20, 24 bis 26 Enden hatten. Im Jahr 1740 waren in der Churmark 26Ender nichts ungewöhnliches. Der große Haas, ein Hirſch in dem potsdamiſchen Thiergarten, zu Friedrich Wilhelms Zeiten, der dieſen Namen wegen ſeiner anſehnlichen Größe führte, hatte 24 Enden.

Auf dem ſogenannten Junkerhofsſahle zu Danzig zeigte man ein Geweihe von 32 Enden, welches man nicht für 500 Rthlr. ablaſſen wollte. Ein Herzog von Pommern errichtete in der Tannenheide bey Golnow ein ſteinernes Denkmal, zum Andenken eines daſelbſt erlegten Hirſches von 36 Enden. Unter den Seltenheiten des Kabinets des Herzogs Wilhelm zu Bayern, fand ſich ein Geweih von 42 Enden, welches der Königin Maria in Ungarn geſchenkt wurde.

Das merkwürdigſte unter allen bleibt wohl das Geweihe von 66 Enden. Dieß trug ein Aedelhirſch in dem Forſte bey Fürſtenwalde. Der alte Heidereiter Siebenbürger hatte ihn 1696 eine geraume Zeit beobachtet. Am 18ten September wurde er vom Könige, Friedrich I. mit eigener Hand erlegt.

Auf der Stelle, wo das Thier gefällt war, wurde ein 12 bis 14 Fuß hohes Denkmal von Werkſtücken, mit dem ganzen Hirſchkopfe auf der einen, auf der andern mit den Nachrichten dazu, mit goldenen Buch-

ſtaben errichtet *). Er hat fünf Zentner und 35 Pfund gewogen, ob er gleich drey Wochen in der Brunſt geweſen war. Das Geweih wurde dem Könige von Polen, und Churfürſten von Sachſen, Friedrich Auguſt geſchenkt, und in der Moritzburg aufbewahrt.

Bey dieſer Gelegenheit erinnere ich mich, in der berliniſchen Kunſtkammer ein Hirſchgeweih geſehen zu haben, welches in dem Stammende einer Buche gänzlich verwachſen, mit dem Holze umwachſen, und aus Preußen hierher gebracht war. Der Stamm war wenigſtens eine halbe Elle im Durchmeſſer. Wie es aber zugegangen, daß dieſes Gehörn hier verwachſen ſey, kann ich mir nicht anders, als ſo erklären, daß daſſelbe in einer der einſamſten Gegenden, wo in vielen Jahren kein Menſch hingekommen, abgeworfen, zwiſchen den Ausſchuß des Baums gefallen, von dem wachſenden Baume gefaßt, und auf dieſe Art mit verwachſen ſey.

Auf ähnliche Art iſt das Hufeiſen eines Pferdes in der Maßer, oder in dem Wurzelende einer Eiche verwachſen, und auf den Spiegelsbergen vor Halberſtadt zu ſehen.

Das Fabelhafte, was man von dem Abwerfen des Gehörns, und ſeiner verſchiedenen Farbe erdichtet hat, werde ich unten anführen.

4. Bey der Art der Fortpflanzung werden wir mehr als eine Merkwürdigkeit wahrnehmen.

Die

*) S. Beckmanns Beſchr. der Chur- und Mark Brandenburg S. 775. Eine Abbildung des ganzen Hirſches in Krünitz ökonomiſcher Enzykl. 23 B. Fig. 1345.

Die Zeit, da der alte Hirſch die Hindin aufſucht, fällt, wie die Jäger ſprechen, gerade auf den erſten September, oder auf den Aegidii Tag. Es iſt zum Sprüchwort worden: Aegidii, der Hirſch geht auf die Brunſt, und mit welcher Witterung er aufgeht, geht er wieder ab.

Das erſte iſt, daß er um dieſe Zeit anfängt, wild zu werden, und ſeine angeborne Schüchternheit zu verlieren. Er meldet ſich mit einem widrigen und brüllenden Geſchrey, wie die Kühe, nur anhaltender und heller, daß man es oft eine Stunde weit hören kann. Sie ziehen ſich dadurch nicht ſelten dicke Hälſe und Kröpfe zu. Mit niederhangendem Kopfe und finſtrem Blick läuft er umher, mit der Naſe an der Erde, wie die Spürhunde, immer dem Winde entgegen, um die Witterung von einer Hindin zu bekommen. Er weiß auch dieſelben Oerter genau wieder zu finden, wo er im vorigen Jahre ſeinen Liebesplatz gehabt hat.

Die ganze Zeit der Begattung dauert etwa fünf bis ſechs Wochen, von Aegidii angerechnet; bey den jüngern Hirſchen aber fängt ſie ſich wohl einen Monat ſpäter an.

Ein recht rüſtiger Hirſch iſt im Stande, ſich wohl mit 20 Hirſchkühen abzugeben *). Bey dieſem Geſchäfte verwandelt ſich die ſonſt ſichtbare Sanftmuth in den wüthendſten Zorn. Die jungen Hirſche ſchlägt

*) Ob es wahr ſey, was Bock in ſeiner wirthſchaftlichen Naturgeſchichte von Preußen IV. 126. erzählt, daß die Hauskühe zuweilen die Hirſchböcke annähmen, und davon ein Kalb mit geſtrecktem Körper, kürzerm Schwanz, beſonderm Gange und Munterkeit gefallen ſey, laſſen wir dahin geſtellt ſeyn, weil das Corpus delicti umgekommen iſt.

ein alter gleich ab, und wenn ſich ein Paar von gleichen Kräften bey einer Hindin treffen; ſo giebt es den fürchterlichſten Streit.

Sie ſchlagen ſich mit den Hörnern dergeſtalt, daß man das Klappern weit durch die Gebüſche hört. Ehe ſie ſich einander angreifen, ſtehen ſie wie ein Paar Bullen gegen einander, ſcharren mit den Füßen, und erheben ein fürchterliches Brüllen, bis ſie mit einem Satze mit den Hörnern zuſammen ſind. Das Klappen und Knacken der Hörner ſchallt nicht anders, als wenn ſtarke Stangen zerbrochen würden. Mit den ſcharfen Enden ſtoßen ſie ſich oft nieder, und wenn es der eine verſieht, daß ihm der Nebenbuhler mit dem Geweihe unter den Bauch kommt; ſo iſt es um ihn geſchehen, und der ganze Leib wird aufgeriſſen.

Bey dieſem blutigen Kampf wendet der Hirſch mit Hals und Gehörn ſeine ganze Kraft an, den andern zum Weichen zu bringen. Man vermuthet, daß er mit dem Nacken eine Gewalt von faſt 1000 Pfunden äußere.

Wenn ſie nun mit den Geweihen ſo auf einander einbohren; ſo trägt ſichs zuweilen zu, daß ſie ſich mit den Stangen und Zacken dergeſtalt verwickeln und verklemmen, daß ſie nicht wieder loskommen können, ſondern auf dem Platze verhungern, und von den Raubthieren verzehret werden.

Man ſtelle ſich vor, was die Geweihe bey dem gewaltſamen Beugen und Brechen leiden, und wie feſt ſie mit der Roſe im Gehirn ſitzen müſſen, daß ſie nicht abbrechen. In dieſem Zuſtande werden denn zuweilen die verwickelten Hörner mit den Skeleten der Hirſchkörper gefunden.

Ich

Ich erinnere mich, ein dergleichen verwickeltes Doppelgehörn von zwey Hirſchen in der königlichen Kunſt- und Naturalienkammer zu **Berlin** geſehen zu haben. Es war erſtaunlich, wie feſt die Enden verklemmt waren. Keine Kunſt war im Stande geweſen, ſie, ohne etwas zu zerbrechen, aus einander zu bringen. Selbſt wider die Natur des Gehörns, das ſonſt eben nicht biegſam iſt, hatte das eine Ende an jeder Stange des einen Gegners der Gewalt nachgegeben, war hinter die Stange des andern geſprungen, und hatte ſich dadurch ſo feſt geklemmt, daß nichts vermögend war, es zurückzubringen.

In der Gallerie zu **Fontainebleau** ſoll ein ähnliches zu ſehen ſeyn *).

Derjenige Hirſch, welcher ſich zu ſchwach fühlt, dem andern zu widerſtehen, endiget den Kampf mit der Flucht, und die Hirſchkuh, die während des Streits ganz ruhig gegraſet hat, überläßt ſich dem Sieger.

Das poſſierlichſte dabey iſt dieſes, daß in der Zeit, da ſich ein Paar alte Hirſche ſchlagen, ein junger verliebter Galan im nächſten Buſche zuſieht, und, wenn ſie blind und taub gegen einander wüthen, die Gelegenheit abmerkt, mit der Hirſchkuh vertraut zu werden, da er ſich ſonſt, ehe die alten kämpften, kaum durfte ſehen laſſen.

Während der ganzen Begattungszeit frißt der Hirſch ſehr wenig, und geht nur im höchſten Hunger zu

*) Die Ueberſchriften der vielen hier aufgehängten Hirſchgeweihe ſind komiſch. Denn jede zeigt den Namen deſſen an, der, wie der Ausdruck lautet, dem Hirſche die Ehre angethan hat, — m'a fait l'honneur — ihn zu erlegen.

zu den nächſten Rüben- und Erbſenſtücken. Inſonderheit frißt er alsdann gern Eyerſchwämme (Dotterſchwämme, Pfifferlinge, Agaricus Cantharellus) Fliegenſchwämme, (Todtenköpfe, Agaricus muſcarius,) und Pilze, (Boletus bovinus).

Der balſamiſche Duft der Ameiſen ſoll ihnen zu dieſer Zeit ſehr angenehm und ſtärkend ſeyn. Sie ſuchen daher, wenn ſie äußerſt entkräftet ſind, die großen Waldameiſenhaufen, ſcharren ſie auf, ſtecken die Naſe hinein, und ziehen ſtundenlang dieſen Balſam mit wohllüſtigen Minen ein.

Iſt der Hirſch recht erhitzt; ſo ſucht er helle Bäche, und ſtürzt ſich gerade hinein, um ſich abzukühlen; ja er ſoll ſich ſogar ins Meer ſtürzen, wenn er durch die Witterung einer Hindin verführt wird, und etliche Meilen von einer Inſel zur andern ſchwimmen.

Die Liebhaber der Jagd pflegen es den Hirſchen recht bequem zu machen, und auf Grumtwieſen, die mit Hafer und Rüben eingefaßt, aber mit einem tiefen Graben umgeben ſind, ordentliche Brunftplätze anzulegen, wo ſie denn hinter den zugleich angelegten Hecken das ganze Betragen der Thiere mit anſehen können. Man macht ihnen auch zu der Zeit mit Waldhörnern Muſik, der ſie mit beſonderer Aufmerkſamkeit zuhören ſollen.

Die Mutter trägt akkurat ſo lange, als die menſchliche, nämlich neuntehalb Monat, oder vierzig Wochen. So lange ſie trächtig iſt, lebt ſie geſellſchaftlich unter den andern. So bald ſie aber ihre Geburtszeit fühlt, ſchleicht ſie ſich weg, begiebt ſich in die Einſamkeit in das dickſte Gebüſche, macht ſich ein Wochenbette von

Moos und Laubblättern, und gebiert gemeiniglich im May ein, — ſehr ſelten zwey Kälber.

Doch hat man in Thüringen Beyſpiele von Müttern, die einige Jahre hinter einander drey Kälber gebracht haben.

Zuweilen übereilt ſie die Geburt, ſie werfen am Wege, und das Kalb wird gefunden. Mir ſind Beyſpiele bekannt, daß ſolche Kälber mit Milch aus der Theekanne groß gezogen ſind.

Das Junge liegt nur vier Tage auf dem Moos, hernach läuft es mit der Mutter davon. Ihre Sorgfalt für daſſelbe iſt groß. Bey der geringſten Gefahr drückt ſie es in das hohe Gras und Gebüſche nieder, läßt ſich jagen, und nimmt die weiteſten Umwege, um den Feind von dem Orte, wo das Junge liegt, abzubringen.

Anfangs läuft das Kälbchen hinter der Mutter her; iſt es aber ſtärker geworden, ſo treibt ſie es vor ſich her, um es immer in den Augen zu haben. Sie ſäugt es ſo lange, bis ſie ſich wieder trächtig fühlt. Dann wird es abgeſtoßen, und muß ſich ſelbſt nähren.

Bis zum dritten Monat iſt das Kalb weißgelb und bunt gefleckt, und führt verſchiedene Namen. An einigen Orten heißt es bis Michaelis, an andern bis zum März das Kalb: iſt es männlich, Hirſch-, weiblich Wildkalb. Das weibliche behält bis zu ſeiner Mutterſchaft im zweyten oder dritten Jahre den Namen eines Schmalthieres, auch Hindin, das männliche Hirſchkalb aber bekommt, nach dem erſten Jahre, wenn es nur einzelne Spieße aufgeſetzt hat, den Namen eines Spieſſers, Spießhirſches; im zweyten Jahre aber, wenn es an den Spießen die Augenſproſſen anſetzt, eines Gablers.

Es

Es iſt doch immer gut, ſolches zu wiſſen. Sonſt lachen die Jäger, wenn man Wild beſtellt, und ſie fragen: was beliebt ihnen: einen Spießer, Gabler, oder Schmalthier, und man denkt: das Schmalthier ſey eine beſondere Hirſchgattung.

Die Jungen laſſen ſich zähmen, und ſie ſind ſonſt zum Ziehen gebraucht worden, wie von den alten Deutſchen bekannt iſt. Die ſpätern römiſchen Kaiſer bedienten ſich ihrer auch zum Zuge. August II. König von Pohlen, fuhr mit einem Zuge von acht Hirſchen, und der jetzige Herzog von Meinungen hat noch ſechſe zu eben dieſem Gebrauch.

Zum Reiten aber haben ſie ſich nie bequemen wollen. Kann man ſich daher eine unmenſchlichere Grauſamkeit vorſtellen, als mit welcher ehemals — Gottlob! daß dieſe Zeiten vorbey ſind! — die Wilddiebe auf wilde eingefangene Hirſche aufgeſchmiedet wurden? Man denke ſich die Wuth und Wildheit, mit welcher der Hirſch, der Laſt auf dem Rücken ungewohnt, durch die Büſche flog, und wie jämmerlich ein ſolcher Menſch von den Aeſten zerriſſen wurde *).

Durch Erfahrungen iſt es ausgemacht, daß ſich das höchſte Alter eines Hirſches bis ins dreyßigſte Jahr erſtrecke; die Hirſchkuh aber kann älter werden, weil

*) Die Geſchichte in der Wetterau 1666, da ein Hirſch mit einem aufgeſchmiedeten Menſchen in 3 Tagen 40 Meilen gelaufen, und ihn noch von Friedberg bis Solms getragen habe, iſt ſehr unwahrſcheinlich. S. Grand Theatre hiſtorique à Leide 1703. Vol. V. p. 22. Krünitz ökonomiſche Enzykl. 23 B. S. 747.

weil ſie ſich nicht durch ſo heftige Leidenſchaften zerrüttet *).

5. Was die Verbreitung

des Hirſches betrifft; ſo iſt er beyden Welttheilen gemein. Er iſt nicht nach Nordamerika übergebracht; ſondern der kanadiſche Hirſch iſt mit dem unſrigen von einer Art: zwar nicht ſo groß; aber doch von vorzüglicher Höhe und Schönheit des Geweihes. Im Sommer iſt er roth, im Winter grau. Ein ganz weißer iſt eine große Seltenheit, und heißt Hirſchkönig. Er geht bis zur Hudſonsbay, iſt in Norwegen, und dem nördlichen Schweden. Nur in Ißland und Grönland iſt er ſchlechterdings nicht anzutreffen. In Rußland ſind die Hirſche gänzlich ausgerottet, allein in den bergigten ſüdlichen Theilen Sibiriens finden ſie ſich im Ueberfluß, und werden dort weit größer, als in Europa **). Nach Ariſtoteles Zeugniß war er in Griechenland ſchon bekannt ***). In ganz Aſien findet er ſich, ſogar auf Ceilan, und obgleich Plinius ſagt, daß in Afrika weder wilde Schweine, noch Bären, Hirſche und Ziegen an-

*) Wir laſſen es den Plinius (nach Groſze Ueberſ. 2 B. S. 300.) verantworten, wenn er verſichert: man habe Hirſche mit goldenen Ketten gefangen, die ihnen Alexander der Große, 100 Jahre vorher, habe umlegen laſſen, und die bey der großen Fettigkeit ſchon mit einer Haut überwachſen geweſen wären.

**) Das Thier, welches Anderſon in ſeiner Beſchreibung von Ißland S. 181. für den Hirſch von Grönland ausgiebt, und Catesby nach dem Seligmanniſchen Vögelwerk 2 Th. den grönländiſchen Rehbock nennet, iſt entweder eine Varietät des Rennthieres, oder ein junges.

***) Hiſtor. Animal. lib. 2. Cap. 130.

angetroffen würden; ſo weiß man doch aus ſichern Nachrichten vom Boßman und Labat, daß er in Guinea, in der Barbarey, u. ſ. w. zu Hauſe ſey. Nur ſoll er faſt in allen Theilen von Afrika eine beträchtliche Verkleinerung erlitten haben.

Dieſen Umſtand hat man ſchon an den, aus Europa auf die Inſel Frankreich verſetzten Hirſchen bemerkt, daß ſie ſich zwar ſtark vermehrt, aber eine kleinere Statur, und graueres Haar bekommen haben.

Iſt doch der korſikaniſche Hirſch ſchon kaum halb ſo groß, als der unſrige, und ſo zu reden, ein wahrer Zwerg unter den Hirſchen. Schlechte Nahrung, und gebirgichte Gegenden ſind unſtreitig die Urſachen dieſer Verkleinerung.

Sonderbar iſt es aber, daß auf dem ganzen Vorgebirge der guten Hoffnung des eigentlichen Hirſches keine Erwähnung geſchiehet. Denn Kolbens ſogenannte Hirſche *) ſind nichts anders, als eine Gazellenart. Sie haben keine Enden an den Hörnern; ſondern ſie ſind von oben bis unten glatt und rund, dunkelbraun und geringelt, ſpitzig und gerade.

Von Nordamerika iſt der Hirſch heruntergegangen bis Mexiko, wo man nicht nur unſere braunen; ſondern auch weiße Spielarten findet. In den meiſten Theilen von Nordamerika nennt man den Hirſch das graue Mus-Thier (grey Mooſe), oder Elendthier, welches oft Mißverſtändniſſe veranlaßt hat, da das wahre Elendthier nur in Virginien, und andern ſüdlichen Provinzen von Nordamerika gefunden wird.

In

*) Beſchr. des V. d. g. H. S. 335. Nach Vaillants neueſten Reiſen in Afrika verlieren Kolbens Nachrichten auf jedem Blatte.

In Böhmen ſoll es weiße Hirſche mit rothen Augen geben. Schwächlinge, aus gleichen Urſachen, wie die weißen Mäuſe, u. ſ. w.

6. Feinde

hat der arme Hirſch in großer Menge.

Unter denſelben iſt der Menſch gegen ihn der unbarmherzigſte. Es iſt ihm nicht genug, ihm ſeines wohlſchmeckenden Fleiſches wegen das Leben zu nehmen. Er läßt ihn auch zu Tode hetzen, jagen und martern, um an der Angſt und Quaal des verfolgten Thieres, das zuletzt ein Schaum wird, ein grauſames Vergnügen zu haben *).

Andere größere Thiere, die ihm gefährlich werden könnten, als Bären, Luchſe und Wölfe, werden in Europa immer ſeltener, und andere, als wilde Schweine, u. ſ. w. dürfen ſich nicht an ihn wagen, weil ſie ſein, mit mehr, als einem Dolche bewaffnetes Geweihe fürchten müſſen.

Hingegen wird er von mehr als einer Art von Inſekten ſo geplagt, daß in manchen Jahren viele darüber das Leben einbüßen.

Zuerſt plagt ihn die große Holzweſpe **) oder unter den Weſpenarten der Rieſe, die größte, mit dem langen ſägeförmigen Legeſtachel bey dem Weibchen, womit

*) Es iſt hier der Ort nicht, das Moraliſche der Parforcejagd zu unterſuchen; aber des Hrn. von Göckingks ſatyriſches Gedicht, in ſeinen Gedichten, im 3. Bande, S. 13. hat ſie von der rechten Seite geſchildert. Gottlob! daß auch dieſe Art von Unmenſchlichkeit in unſern Zeiten ziemlich abkommt!

**) Sirex *Gigas* Linn.

womit es die Eyer in faules Tannen- Fichten- und Kieſernholz zu legen pflegt.

Dieſe Weſpen machen eine eigene Art aus, und ſind ungleich größer, als die **Horniſſen**, welche ſchon im Stande ſind, ein Pferd todt zu ſtechen.

Wenn ſich dieſe in manchen Jahren im Holze auſſerordentlich vermehren; ſo fallen ſie das **Rothwildpret** an, und es gehen ganze Heerden deſſelben verloren. Im Jahr 1778 fielen dadurch im Herzogthum Gotha, wie auch auf andern Wildbahnen, viele hundert Stück.

Es entſtehet durch den Stich dieſer Weſpen bey dem Rothwildpret ſowohl als bey dem Rindvieh, eine überaus ſchmerzliche und tödtliche Krankheit, welche die **Knotenkrankheit** heißt, und deren Urſache lange verborgen geblieben iſt. Das Inſekt ſchlüpft unter den Haaren des Hirſches hin, und macht mit ſeinem, am Hintertheile befindlichen **Stachel**, der einem **Biſtouri**, oder lanzettartigem chirurgiſchem Inſtrument ähnlich iſt, eine Oefnung in die Haut, die Eyer hinein zu legen. Aus den Eyern entſtehen Maden oder Larven, die beulenartige Geſchwüre verurſachen, und weit **größer** ſind, als die bekannten **Engerlinge**. Manches Thier hat mehr als hundert ſolche Weſpenlarven in der Haut. Der Stich geht tief, und es empfindet ihn nicht eher, als bis eine Nervenfiber getroffen iſt. Dann fliehet es aus allen Kräften; es ſchlägt ein Entzündungsfieber dazu, und das Thier krepirt.

Auch die **Füße** des Thieres ſind nicht verſchont, und voll Knoten. Daher die Jäger die Krankheit an dem **Hinken** der Thiere erkennen. Es iſt alsdann weiter nichts zu thun, als daß die geſunden weggeſchoſſen, oder in andere Forſte getrieben; die hinkenden aber

durch

durch Hunde eingefangen, die Knoten ausgeſchnitten, und die Wunden mit Eſſig und Salz gereiniget werden, welches die Geneſung befördern ſoll.

Man hat dieſe Knotenkrankheit insgemein mit den **Engerlingen** oder **Oeſtruslarven**, die ich gleich nachher beſchreiben will, verwechſelt, und beyderley Inſekten einerley Operation zugeſchrieben, welches aber falſch iſt *).

Die **Engerlinge** ſind bey weitem ſo gefährliche Feinde der Hirſche nicht. Sie entſtehen von der ſogenannten **Vieh-Ochſen- und Kuhbremſe** **). Dieſe Fliege iſt ſehr rauchhaaricht, und hat einen kuglichten dicken Körper. Allein ſie ſticht das Vieh nicht, wie die Holzweſpe; ſondern läßt im Schweben die Eyer auf die Haare fallen, die ſich gleich ankleben und feſt ſitzen. Im ſpäten Herbſt kommen die Larven aus, bohren ſich in die Haut, und verurſachen ebenfalls beulenartige Geſchwüre, wobey die Thiere ſich ziemlich wohl befinden, und wie gewöhnlich freſſen ſollen. Einige halten ſie für wohlthätige Fontanellen, welche die unreinen Säfte abziehen.

Den ganzen Winter durch wohnen dieſe Einſiedler hier, kriechen im Frühjahre aus, fallen an die Erde, verpuppen ſich entweder in derſelben, oder unter dem Mooſe, und verwandeln ſich wieder in Fliegen. Daher das Phänomen, daß die Hirſchhäute im Winter auf

*) Es ſcheint ſolches in Krünitz ökonom. Enzyklopädie: 23ſten Th. S. 662. geſchehen zu ſeyn. Eine beſondere und gründliche Abhandlung von der tödtlichen Knotenkrankheit unter dem Rindviehe, und dem Rothwildpret, Leipzig, 8. 1780., nebſt einer Abbildung der Rieſenweſpen, die ſie verurſachen, haben wir dem Hrn. D. Glaſer zu Suhla zu danken.

**) Oestrus bovis Linn. An einigen Orten Bißelmücke.

dem Rücken voll Löcher, und nur im Julius und Auguſt gut ſind, da dieſe Löcher erſt völlig wieder verwachſen.

Es iſt doch beſonders, daß dieſe Inſekten bloß den Rücken des Thieres zu ihrer Wohnung erwählen; an andern Orten des Körpers würden ſie nicht ſo ſicher ſeyn.

Noch ein anderes Inſekt dieſer Art iſt dem Hirſch beſchwerlich: nämlich der ſogenannte **Afterkriecher** *), der ſeine Eyer in den Maſtdarm der Pferde legt. Die auskommenden Larven gehen oft durch den Darmkanal bis in den Magen, hängen ſich da mit ihren Haken an, und bohren viele Löcher ein, wovon das Pferd elendiglich krepirt.

Bey den Hirſchen wählen ſie einen andern Ort, nämlich die Naſe. Die Fliege weiß, daß der Hirſch unten neben der Zungenwurzel zwey kleine Beutel oder Taſchen hat, in deren Falten ſie ihre Eyer ſehr bequem legen kann. Sie weiß auch den Weg dahin ſehr gut; nicht durch das Maul und den Schlund, ſondern durch die Naſe kriecht ſie dahin, in dem Kanale, der zu dieſem Beutel unter der Zunge führt, ohne ſich zu irren, und in den andern, der zu den Schleimdrüſen hinaufgeht, zu gerathen.

Hier legt ſie ihre Eyer hin, woraus die Larven entſtehen, ſich von dem zähen Schleime, der hier bereitet wird, ernähren, und hernach, wenn ſie reif ſind, durch die Naſe auskriechen. Dieſe Plage haben die Hirſche gewöhnlich im **Junius**. Daher hört man ſie um dieſe Zeit öfters gewaltig huſten und nieſen.

Ob die Hirſche Hautungeziefer haben, kann ich nicht mit Gewißheit ſagen. Einige ſchreiben ihnen Läuſe

*) *Oeſtrus haemorrhoidalis* Linn.

Läuſe zu *); allein ich vermuthe, daß dieſes keine eigentliche Laus iſt. Friſch **) nennt ſie die Rehlaus. Wahrſcheinlich eine *Hippoboſca*, die man oft ſo häufig in den Waldbüſchen findet, daß ſie einem ins Geſichte und an die Hände fliegen.

Die Hirſche ſind mancherley andern **Krankheiten** unterworfen. Dahin gehört

a) eine Art von **Auszehrung**, die ſie von giftigen Thauen bekommen ſollen.

b) Die **Ruhr**, welche ſie im Frühjahre und nach einem langen harten Winter, der ſie recht ausgehungert hat, bekommen, wenn ſie zu viel junge Knoſpen freſſen. Wahrſcheinlicher, wenn plötzlich zu warme Frühlingstage eintreten, und mit ſehr kalten Nächten abwechſeln.

c) Die **Verhaltung des Urins**, die ihnen, beſonders in der Brunftzeit außerordentliche Schmerzen verurſacht. Die fabelhaften Proceduren, wie ſich der Hirſch davon kurirt, werde ich unten anführen.

d) Der Hirſch hat auch heftige **Zahnſchmerzen**, wenn ihm die Eck- und **Backenzähne** faul werden. Dieß ſoll die Urſache ſeyn, warum ſie bey der beſten Aeſung mager, und von den Jägern für **Kümmerer** angeſehen werden.

e) Von den **verſteinerten Magenkugeln** ſollen ſie auch viel leiden. Dieß ſind weißgelbe, ſchaalichte Steine, da ſich eine kalkartige Materie ſchichtweiſe über einen Kern angeſetzt hat. Sie werden zuletzt wie eine Kugel, und gleichen den Bezoarſteinen. Daher führen ſie auch die Namen **Hirſchbezoar**, **Hirſchkugeln**,

 Hirſch-

*) Pediculus *Cervi* Linn.

**) Inſekt. 12r Th. S. 15. Tab. V.

Hirſchſteine; ſind aber von den Haarkugeln, deren ich oben gedacht habe, zu unterſcheiden, welche letztern daher entſtehen, wenn ſich die Hirſche einander lecken.

7. Um des Nutzens

willen, wird der Hirſch gehegt, und die Vortheile, die faſt alles, was er an ſich hat, gewähret, ſind nicht geringe.

Möchte man nur nicht oft ſeinen ganzen Nutzen durch gar zu grauſame Jagden aufheben! Ich übergehe alle dieſe Arten von Jagden, weil es uns genug iſt, zu wiſſen, daß wir ihn mit einem Schuß erlegen können, wenn wir ihn nützen wollen *).

Wie geſagt; ſo kann man vom Hirſche faſt alles nutzen, was er in und an ſich hat.

Für die Küche iſt das Fleiſch, theils zum Kochen und Braten, ſehr ſchmackhaft. Die Ohren, Kolben und Läufe werden auf eine beſondere Art zum Eſſen zubereitet. Selbſt die getrockneten Sehnen werden in Siam in Bündeln verkauft und gegeſſen, und die Woguten ſollen ſich, zur Zeit der Noth, von den zerſchlagenen Knochen Kraftſuppen bereiten. Da ich mehr für die Naturgeſchichte, als Küche ſchreibe; ſo kann man das übrige, was vom Hirſche für den Gaumen zubereitet wird, nachleſen *).

Wie vortheilhaft iſt die Hirſchhaut zu gebrauchen, wenn ſie nicht von Engerlingen durchlöchert iſt? Sie giebt weißgegerbt vortrefliche und dauerhafte Beinkleider, Reitkoller, Degenkoppel, Handſchuhe und an-

*) Von der Hirſchjagd ſ. Krünitz Enzyklop. 23. Th. S. 665 — 721.

*) In Krünitz ökon. Enzykl. 23. Th. S. 722. ff.

anderes Riemenwerk; rothgegerbt aber gute Stiefeln und Pelzwerk zu großen Muffen, u. ſ. w.

Die **Haare** dienen zum Ausſtopfen der Sättel, der Stühle, Polſter und Küſſen; die guten zu Tapezierungen; die ſchlechten zu Fußdecken.

Das **Hirſchhorn** allein hat einen großen und mannigfaltigen Nutzen. Die **Geweihe** ſind eine beſondere Jagdnutzung. In den Jägerhäuſern gebraucht man ſie, daran allerley aufzuhängen, und ſie vertreten die Stelle vieler Wandhaken auf einmal.

Man kann ſie raſpeln, grün, roth und ſchwarz beizen, und daraus Griffe zu verſchiedenen Inſtrumenten verfertigen. Der **Roſenſtock** dient zum Stockknopf, und wird in mancherley Geſtalten ausgeſchnitzt.

Was werden nicht aus dem Hirſchhorn, mit und ohne Wein, für nahrhafte und ſtärkende **Gallerten** bereitet? Geraſpeltes Hirſchhorn macht unſern **Kaffee** klar. Man gebraucht es auch, das **Bier** hell zu machen, und wider die Säure zu bewahren. Aus dem Hirſchhorn macht man ferner eine **Schwärze**, welche man wie Elfenbeinſchwärze nutzen kann.

Wie nützlich ſind die **Apothekerpräparate** aus dem Hirſchhorn? **Gebranntes** Hirſchhorn ſoll verſchiedene mediziniſche Kräfte haben. Das vorzüglichſte bleibt doch allezeit der erſtaunlich flüchtige **Hirſchhornſpiritus**, der die beynahe erſtorbenen Lebensgeiſter alter und ſchwacher Perſonen wieder belebt. Er wirkt ſo ſchnell und kräftig auf die Nerven, wenn man nur in das Gläschen riecht, daß bey geſunden das ganze Nervengebäude erſchüttert wird, und die Thränen aus den Augen fließen. Sonſt hat man noch davon

Hirſchhornliquor, Hirſchhornſalz, Hirſchhornöhl und Hirſchhornſalbe.

Aus den noch zarten und blutigen Kolben, ganz klein geſchnitten, und mit Kreuzwurzſaft über einen Kolben gezogen, ſollen einige einen vortreflichen Spiritus gegen giftige Biſſe bereiten.

Aus den Klauen verfertigen die Drechsler Ringe und andere Sachen, und mit den Zähnen von Hirſchkälbern zieren die Eskimaux ihre Kleider am Rande.

Es iſt noch ſo mancherley vom Hirſche zu gebrauchen, als der Talg, die Sehnen und Knorpel, daß man davon ein ganzes Kapitel machen könnte *).

Nicht uns allein nutzt der Hirſch mit ſeinem Körper; andere Nationen wiſſen auch, ſich ſeiner bey ihren Bedürfniſſen vortheilhaft zu bedienen.

Die Koräken an den Gränzen von Rußland, brauchen Hirſchhäute zu ihrer Kleidung, die ſie mit gepülverter Erlenrinde färben. Die Tunguſen machen daraus Schläuche, die ſie mit Hirſchſehnen nähen, von den Haaren reinigen und räuchern. Die Wilden in Neu-Orleans bringen dem Feinde weiße Hirſchhäute, als ein Friedenszeichen entgegen. An der Hudſonsbay bedecken die Einwohner damit ihre Zelte. Die Tunguſen überziehen ihre hölzernen Schneeſchuhe mit dem Fell der Hirſchfüße, deſſen auswärtsgekehrte Haare ſich bergauf ſperren, damit ſie nicht zurückgleiten. In America zieht oder gießt man vom Hirſchtalge die beſten Lichter. Da ſie hier ſehr ſcheu ſind; ſo bedecken ſich die Indianer, welche ſie ſchießen, mit Hirſchhäuten, woran die Hörner noch aufrecht ſtehen.

Weil

*) S. Krünitz ökon. Enzykl. 23. Th. S. 731 — 743.

Weil der Hirſch ein ſo nützliches Thier iſt; ſo iſt man auch für ſeine Erhaltung und Pflege beſorgt. Dahin gehört, daß ihnen im Winter unter großen offenen Schuppen Heu zugefahren wird, damit ſie keine Noth leiden, und des jungen Anflugs ſchonen.

Vorzüglich bereitet man ihnen im Frühjahr und Sommer Salzlecken. Es wird dazu ein Behältniß aus zuſammengefügten Säulen, ungefähr drey Fuß im Viereck gemacht. Dieß läßt man voll Leimen fahren, und unter denſelben ſchichtweiſe ein halb Viertel Salz ſtreuen. Aus der ganzen Maſſe wird ein ſtumpfer Kegel gebildet. Davon lecken die Hirſche gern, und es bekommt ihnen wohl.

8. Der Schaden,

den dieſe Thiere dem Landmann an Feld- und Gartenfrüchten thun, kann beträchtlich werden. Sie freſſen nicht nur das Korn ab; ſondern ſie treten es gänzlich nieder, und machen ſich ordentliche Wege. Er iſt aber zu verhüten, wenn ſie, wie viele menſchlich geſinnte Fürſten thun, im Walde eingegattert werden.

Zwar pflegen ſie auch hier, beſonders in harten Wintern, den jungen Holzanflug, die Zweige der jungen Birken, vorzüglich der Rothbuchen, ſo abzubeißen, als ob ſie mit dem Meſſer ſchief abgeſchnitten wären; allein, wo ſollen die armen Thiere hin, wenn ſie der Hunger treibt, und wenn ihnen kein Heu zugefahren wird? Dieſen Schaden erſetzen ſie aber durch ſich ſelbſt wieder.

Es giebt wenige Fürſten mehr, die einen Hirſch einem fleiſſigen und getreuen Unterthan vorziehen, und dieſen deshalb zum Karren oder Feſtungsbau verdammen

 ſollten,

ſollten, wenn er ſich über den Schaden des Wildes in ſeinen Feldern beſchwert, oder die Thiere aus denſelben zu verſcheuchen ſucht. Es iſt ihm daher erlaubt, auf Mittel zu denken, das Wild davon abzuhalten.

Wenn man bey den Kohlgärten über den Zaun eine Leine zieht, ſo wird ſich der Hirſch hüten, unter derſelben wegzugehen. Auf dem Felde ſoll ein Faßreif, deſſen inwendige Seite mit Teufelsdreck in Bergöl zerlaſſen, beſtrichen, und der ſo zubereitet an dem Acker in die Erde geſteckt wird, im Stande ſeyn, alles Wild abzuhalten. Der Regen kann die Materie nicht abwaſchen, und der Geruch hält ſich lange, zumal wenn es zuweilen wieder angefriſcht wird. Der Hirſch wittert dieſen ekelhaften Geruch von weitem, und ſoll ihn, wie den Parforcehund, ſcheuen. Man kann auch die am Ende des Ackers ſtehenden einzelnen Pflanzen mit dickem Oehl und Schießpulver einſchmieren.

9. Fabeln, phyſikaliſche Irrthümer und medicinische Vorurtheile

giebt es bey dem Hirſche genug *).

a) Es iſt Fabel, daß die Hirſchthränen Wunderkräfte hätten, allerley Krankheiten, beſonders die Epilepſie, zu heilen. Bloß der Eigennutz hat ſie dazu gemacht, und die Leichtgläubigkeit dafür angenommen.

b) Es

*) Es bedarf wohl Beſtätigung, was Plinius (nach Große Ueberſ. 2. B. 297.) von den Hirſchkühen berichtet, daß ſie ſich, um die Geburt leichter zu machen, vor derſelben mit einer Art von Steinklee (Seſelis) reinigten; nach derſelben aber dieſes Kraut und noch eines, Aros, fräßen, und dann nach den Jungen zurückkehrten. Es geſchehe, um den Milchſaft dadurch zu würzen.

Un-

b) Es iſt Irrthum, daß die Larven des Afterkrie-chers vom Hirſche mit dem Futter verſchluckt würden, ſich an der Zungenwurzel feſtſetzten, und das Abwerfen des Gehörns verurſachen ſollten. Man kannte die Naturgeſchichte und Verwandlung dieſes Inſekts damals ſo wenig, als wenn man behauptete, daß die Leberegeln der Schafe, welche doch keine Inſektenlarven, ſondern wahre Eingeweidewürmer ſind, von den Schafen mit dem naſſen Graſe verſchluckt würden.

c) Es ſieht einer artigen Fabel ſehr ähnlich, daß ſich der Hirſch von der Verhaltung des Urins ſelbſt auf folgende Art kuriren ſollte.

Er ſucht eine Kröte, oder giftige Schlange in ihrem Loche auf, zieht ſie durch heftiges Schnauben und Athemzüge hervor, tritt ſie todt, und verſchlingt ſie *). Alsdann läuft er aus allen Kräften, um ſich zu erhitzen, ſtürzt ſich ins Waſſer, und iſt kurirt.

Die Sache beruhet auf dem alten Vorurtheile, daß die Kröten giftig wären, und man ein Uebel durch das andere, Gift durch Gegengift, kuriren müſſe.

In ganz Europa iſt keine giftige Schlange, als die Otter, deren Gift nicht anders ſchadet, als wenn es ins Blut kommt, und von dem lebendigen Thiere durch den Biß aus dem hohlen Zahne in die Wunde gelaſſen wird.

Unrichtig iſt es auch, daß er von den Hirſchen ſeine Lieblingsformel gebraucht: Soli Animalium, die einzigen Thiere, welche jährlich die Hörner abwürfen.

Eben ſo falſch, daß ſie das rechte Gehörn, welches eine beſondere Heilkraft habe, vergrüben, und ſolches nie gefunden werde.

*) S. Plinius N. G. nach Groſse: 2. B. S. 300.

wird. Kommt die ganze Otter, zumal todt in den Magen, ſo ſchadet ſie nicht.

Gleichwohl haben viele Piqueurs, oder Vorgeſetzte der Jagd, um ſich von der Wahrheit der Sache zu überzeugen, Hirſche aufgebrochen, und beyde Arten ſolcher Thiere in ihrem Magen gefunden *).

Allein das kann Zufall ſeyn, und es iſt noch nicht daraus zu beweiſen, daß der Hirſch dieſe Thiere zu ſeiner Kur aus den Löchern ziehe. Wer hat das auch geſehen?

Eben ſo ungegründet iſt es auch, daß wegen der Antipathie zwiſchen dem Hirſch und der Schlange, der Geruch von angezündetem Hirſchhorn ein vortrefliches Mittel zur Vertilgung der Schlangen ſey **).

d) Das aufgeſetzte neue Gehörn des Hirſches erhält nach dem Gefege des alten Baſtes binnen 14 Tagen ſeine Farbe wieder, und zwar von der Natur ſelbſt. Fabel aber iſt es, daß es durch das Gefege an der Buche und Birke röthlich, an der Eiche braun, und an der Hainbuche oder Aeſpe ſchwärzlich werde. Denn in Ställen und an Oertern, wo kein Baum war, hat das aufgeſetzte Gehörn eben die Farbe, als im Walde erhalten. Die verſchiedenen Farben des Gehörns richten ſich vielmehr nach der Farbe des Haares. Dunkle Hirſche haben ein ſchwärzeres, und helle ein weißliches Geweihe.

e) Es

*) S. Krünitz ökon. Enzyk. 23. Th. S. 661. Miſcell. Nat. Curioſ. Ann. 670. obſ. 14. Hier heißt es auch nur, daß man einmal in dem Magen eines Hirſches eine verſteinerte, oder mit einer kalkartigen Materie, wie die Hirſchſteine überzogene Schlange, gefunden habe.

**) S. Plinius N. G. nach Groſse. 2. B. S. 300.

e) Es iſt ungegründet, daß der Hirſch vom Fieber frey ſey. Bey der Knotenkrankheit bekommt er oft das Entzündungsfieber. Es iſt daher mediciniſcher Aberglaube, wenn es auch **Plinius** verſichert hat, daß ein Frauenzimmer alle Morgen Hirſchfleiſch gegeſſen habe, um vom Fieber verſchont zu bleiben.

f) Unſere Vorfahren hielten viel auf die **Ringe** aus den Hirſchklauen, und trugen ſie als **Amulete** und **Krampfringe** wider die Epilepſie an ſich. Die Jäger ſelbſt trugen ſonſt

g) aus Aberglauben die **Hirſchzähne** in goldnen Ringen, als Amulete, ſich vor allerley Zaubereyen bey der Jagd zu verwahren.

h) Daß man das Alter des Hirſches nicht an der Zahl der Enden erkenne, habe ich bereits oben erwieſen.

i) Die Wunderkuren mit dem **Geſege** möchten in unſern Zeiten auch wohl wegfallen: ſo wie auch die vormals

k) eingeführten ganzen **Hirſchapotheken**, worin wider jede Krankheit ein präparirter Theil vom Hirſche zu haben war.

Außer dem gewöhnlichen **Hirſchhorn**, und allen daraus verfertigten Präparaten, den **Hirſchthränen**, **Hirſchkolben**, **Hirſchſteinen**, **Hirſchzähnen**, **Hirſchklauen**, will ich nur noch einige andere anführen: als

das **Herzbein** des Hirſches. Ein dreyeckigter oder kreuzförmiger beinharter Knorpel, der aus der Zuſammentretung der Pulsadern am Grunde des Herzens entſteht. Er wird nur bey ganz alten Hirſchen gefunden. Bey jüngern iſt es nur ein ungeſtalter Knorpel.

Er ſoll wider alle giftige Krankheiten, hyſteriſche Zufälle, auch am Halſe getragen, wider das Herzklopfen, dienen.

Der Hirſchſprung: das Beinchen aus den Hinterläufen, was bey den Haſen der Haſenſprung iſt, — wider die Kolik.

Das friſche Hirſchherz, in Stücken zerſchnitten, mit Gewürzen in Wein eingemacht, — wider das Herzklopfen, weil es ein Herz iſt, wie die Fuchslunge wider die Lungenſucht.

Getrocknetes und pulveriſirtes Hirſchblut wider die Ruhr und Seitenſtechen, weil es Blut iſt.

Die Hirſchblaſe wider die Krätze.

Der Hirſchziemen, oder das getrocknete männliche Geſchlechtsglied, als ein ganz beſonderes Stärkungsmittel zu gewiſſen Angelegenheiten der Natur, u. ſ. w. u. ſ. w.

Ob ich gleich hin und wieder einige Ausdrücke und Redensarten der Jäger angeführt habe; ſo will ich doch noch zuletzt

10. die ganze Jägerſprache

herſetzen, weil man ſonſt nicht weiß, wenn man ſich unter den Jägern befindet, ob man verrathen oder verkauft iſt. Man nennt es auch die weidmänniſche Sprache.

Der Hirſch hat ein Geweih, Geſtänge, oder Gewicht, ſtatt Gehörn.

Die Aeſte Stangen; die Zacken Enden oder Sproſſen.

Der Ort, wo er hintritt, die Fährte.

Die

Die Füße die Läufe, auch Läufte.

Ueber denſelben die Blätter oder die Büge.

Hinten über denſelben die Keulen.

Das Hintertheil die Scheibe, der Schirm, oder Schurz.

Der Unrath die Loſung.

Der After das Weideloch.

Das männliche Glied die Ruthe, der Ziemen, Zimmel oder Pinſel.

Die Hoden das Geſchröt, oder Kurzwildpret.

Das weibliche Geſchlechtsglied das Feigenblatt.

Der Schwanz die Blume, Bürzel, Feder, Federlein, Galle, Ende, Sturz, Hirſchſchwaden, oder Wedel.

Der Theil von der Blume über den Keulen bis an die Rippen das Zimmer.

Vom Zimmer bis auf die Blätter der Rücken.

Herz, Lunge und Leber das Geräuſch, Geſchlinge, Gelünge oder die Lunge.

Die Gedärme das Geſcheide.

Der große Theil daran der Wanſt.

Die Dünnungen, welche das Geſcheide umſchließen, die Eisbeine oder Flanken.

Der Hirſch hat eine Haut, kein Fell.

Der dicke Knoten, wo hinten die Zunge an dem Schlunde und der Gurgel iſt, die Droſſel.

Die zwey Streifen Wildpret am Halſe, wo der Schlund und die Gurgel liegt, der Kehlbraten.

Die über den Nieren und am Rückgrat liegenden zwey Streifen Wildpret, die Mehrbraten.

Der Hirſch hat Wildpret, kein Fleiſch; Schweiß und kein Blut.

Er

Er geht zur Begattung, tritt auf die Brunſt.

Er ſchreyet, nicht er brüllt.

Das Thier hat ſich begattet: es iſt beſchlagen; es geht beſchlagen; es ſetzt das Kalb, nicht es kalbet.

Der Hirſch ſteht, oder nimmt die Weide an; er zieht zu Holze.

Er ſteckt im Revier, nicht er liegt darin.

Er hat ſich niedergethan, nicht niedergelegt.

Er hat kein Lager, ſondern ein Bette.

Er äſet ſich, nicht er frißt.

Er zieht auf das Geäſe, nicht auf die Weide.

Er fällt ins Garn, nicht er ſpringt hinein.

Er fällt über das Zeug, nicht er ſpringt über die Laken.

Er färbt ſich, nicht er haaret.

Die Hirſche kämpfen, nicht ſie ſtoßen ſich.

Er wird gepürſchet, nicht geſchoſſen.

Er ſchweißt, giebt Fährte und Gemerk, nicht er iſt verwundet.

Der Hirſch wird abgefangen, nicht erſtochen.

Er ſtürzt, nicht er fällt; er endet, nicht er ſtirbt.

Er wird aufgebrochen, zerwirkt, zerlegt, nicht aufgeſchnitten.

Er iſt feiſt, nicht fett.

Wenn das Thier Menſchen merkt; ſo giebt es einen hellen Laut von ſich. Das heißt nicht, es ſchreyet; ſondern es meldet ſich, ſchreckt, oder ſchmählet.

Der Hirſch feuchtet, nicht er ſtallt.

Geht niedrig: das Thier hat geworfen.

Hat Weißes, nicht Fett.

Das

Das Weidemeſſer die Zunge; Federn die Rippen, u. ſ. w.

11. Die vorzüglichſten hieher gehörenden Schriften

ſind

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere von Martini III. 23. (mit der Abbildung).

Müllers Linne'iſches Naturſyſtem I. 389. No. 3. der Hirſch.

Schrebers Säugthiere IV. Tab. 247. A. Cervus Elaphus Mas Linn. Tab. 247. B. Cervus Elaphus Linn. (ein Spießer) Tab. 247. C. Cervus Elaphus Linn. Femina. Tab. 247. D. Cervus Elaphus Linn. Femina (Schmalthier). Tab. 247. E. Cervus Elaphus Linn. Pullus. (Alles noch ohne Text.)

Bechſteins Spatziergänge I. 149. II. 117. der Hirſch.

Borowsky gemeinnützige Naturgeſchichte des Thierreichs I B. 3. St. S. 68. der Hirſch.

Bocks Naturgeſchichte von Preuſſen IV. 125. der ädle Hirſch.

Gatterer vom Nutzen und Schaden der Thiere I. 174. No. 98. der Hirſch.

Cetti Naturgeſchichte von Sardinien I. 127. der Hirſch.

Viel kleiner als in Deutſchland. Ein großer, fetter, ohne Eingeweide, 150 Pfund.

Ein Zwölfender etwas ſeltenes.

Das Haar fällt ins Schwarze.

Das Abwerfen des Gehörns vom Ende des Jänners bis Ende des Aprils.

Der ſardiniſche Hirſch kommt mit dem, den Ariſtoteles beſchreibt, am genaueſten überein.

Pennants arktiſche Zoologie von Zimmermann, I. 30. der Hirſch.

Donndorfs zoologiſche Beyträge zur 13ten Ausgabe des Linn. Naturſyſtems I. B. die Säugthiere. S. 551. No. 3. der Hirſch.

Ich freue mich, daß ich hier dieſes klaſſiſche Buch zum erſtenmale anführen kann, welches Zeit und Umſtände bey den vorigen Ordnungen der Säugthiere nicht erlaubten. Indeſſen wird es meinen Leſern leicht ſeyn, ſolches bey den vorigen Bänden der Fauna nicht nur zu vergleichen; ſondern auch bey jeder Gattung und Art beyzutragen. Sie werden ſelbſt aus der Erfahrung belehrt werden, wie unentbehrlich ihnen dieſes Buch ſey, da ſie nicht nur bey jeder Art unter dem Texte eine kurze, recht konzentrirte Naturgeſchichte des Thieres; ſondern zugleich noch weit mehrere angeführte Schriften, als in der 13ten Ausgabe des L. N. S. finden, und alſo eine ganze Bibliothek entbehren können.

Sollte wohl der bloße Ueberfluß des Nahrungsſafts, den die Hirſchkühe für die Frucht und Milch nöthig haben, mit dem der Männer, der zur Wiederherſtellung des Gehörns dient, und mit den Saamengefäßen des Thieres in der genaueſten Verbindung ſteht, einerley ſeyn?

Der

* * *

Der fünften Ordnung, oder der wiederkäuenden Thiere

2. Zwote Art: der Damhirſch *).

Beſchreibung.

Dieß iſt offenbar eine beſondere Art in der Gattung der Hirſche. Der Augenſchein unterſcheidet ſie. Denn das Geweihe iſt bey dem Damhirſche weit mehr rückwärts gekrümmt, zuſammengedrückter, und nach der Spitze zu breitzackigt. Es hat gleichſam eine breite und lange Krone.

Doch giebt es noch mehrere Merkmale, welche dieſen Hirſch von dem Rothhirſche unterſcheiden, die wir unten am gehörigen Orte anführen werden. Im Ganzen können wir den Damhirſch als eine Art von Wildpret anſehen, die das Mittel zwiſchen den Hirſchen und Rehen hält.

Dieſer Hirſch führt auch verſchiedene Namen, als Damhirſch oder Tannhirſch; Dantling; Dambock; die Hirſchkuh aber Damhirſchkuh, Damgeiß, Damthier. Von den breiten Geweihen heißt der männliche Hirſch auch wohl Schaufelhirſch, weil das Geweihe oben breite Schaufeln hat.

Er iſt von mittelmäßiger Größe, um ein ziemliches kleiner, als der Rothhirſch, und erreicht kaum die Höhe von 3 Fuß. Gleichwohl hat ein recht feiſter Damhirſch öfters 250 bis 300 Pfund am Gewicht. Seine Blume iſt länger, als beym

 Rothhirſch,

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. p. 178. ſp. 5. Cervus *Dama*.

Rothhirſch, und in der Farbe variirt er ſehr. Denn es giebt röthliche, braune, dunkelbraune, gelbe, graue, ſchwärzliche, weißgefleckte und ganz weiße; allein die Farbe iſt allezeit heller, als beym Rothhirſch.

Am deutlichſten unterſcheidet er ſich von dem Rothhirſch durch ſein ſchönes breites Geweihe. Dieß iſt an ſich dünner und platter. Es dehnt ſich mehr in die Breite, und iſt mit mehr Enden beſetzt. Zuletzt endigt ſichs mit einer langen und breiten Schaufel. Denn wo die Krone bey den Rothhirſchen iſt, da wird bey dieſen das Gehörn zuweilen zwey Hände breit, aber nicht dicke.

Bey den Alten ſind die Stangen oft über die Hälfte breit und dünne, auch mit vielen, aber ganz kurzen Enden beſetzt.

Nur zur Begattungszeit hört man von ihm eine Stimme, die bey weitem ſo ſtark nicht tönt, als bey dem Rothhirſch. Der Schall iſt weder ein Brüllen, noch Schreyen, ſondern ähnelt dem Ton, als wenn ein Menſch vomirt.

Uebrigens iſt er in der Lebensart und Geſtalt dem Rothhirſche völlig gleich. Er brunftet, ſetzt, wirft ab, ſetzt auf, und fegt das Gehörn, wie dieſe; nur alles einen Monat ſpäter.

Da ich nur einmal Gelegenheit gehabt habe, der Zergliederung eines Damhirſches beyzuwohnen; ſo ſahe ich, daß alle Glieder des Leibes gleiche Lage und Bildung, wie beym Rothhirſch hatten. Weder Blaſenwürmer, noch Bandwürmer, noch Egelwürmer fanden

fanden ſich in ſeinen Eingeweiden. Doch kann ein Exemplar nichts entſcheiden *).

Der Aufenthalt,

wo dieſe Hirſche leben, ſind insgemein hohe Tannenwälder. Daher auch der Name Tannhirſch. Am liebſten pflegen ſie ſich auf erhabenem Erdreich, wo kleine Hügel abwechſeln, aufzuhalten. Ihren Stand verändern ſie nicht ſo leicht, auch nicht ſo weit, als der Rothhirſch; aber vom März an bis zum Auguſt ſuchen ſie das Dickicht, um vor den Engerlingsfliegen ſicher zu ſeyn.

Was ihr Naturell und Lebensart

betrifft, ſo leben ſie ebenfalls geſellig in ſtarken Rudeln. Sie ſollen auch die jungen Damhirſche, und die Kühe eher unter ſich leiden, als die Rothhirſche. Von Natur ſind ſie munter und flüchtig, ſcheu und muthig, und kämpfen auf den Weideplätzen öfters um eine Gattin ſtundenlang.

Wenn ein ſolcher Hirſch auf einer Klippe in der Sonne ſteht, und den Kopf mit ſeinem breiten Geweihe drehet; ſo hat er ein viel prächtigeres Anſehen, als der Rothhirſch.

Zuweilen ſtreifen ſie aus dem Gehölze ins freye Feld, einige Meilen weit, wie im Jahr 1791 am 28ſten Dezember in unſerer Gegend geſchahe, da ein weibliches Thier dieſer Art in verſchiedenen Revieren war geſehen worden. Es begab ſich endlich nach unſerm kleinen Steinholze, wo es mit Quitſchen gekörnt, und

*) In dem Journal encycl. 1776. P. II. wird der Zergliederung eines Hermaphroditen gedacht.

im Fuchseiſen gefangen wurde. Es hatte ſich mit dem Vorderlauf gefangen, und das Eiſen ganz krumm gebogen.

Ich erhielt daraus einen Embryo, ungefähr 1 Zoll lang. Der 2te, den es bey ſich hatte, war verunglückt.

Ihre Nahrung

iſt mit den Rothhirſchen faſt einerley; doch weichen ſie auch darin in einigen Stücken ab. Im Winter behelfen ſie ſich mit Haidekraut, und jungen Schlägen. Im Sommer aber gehen ſie nach den Wieſen, auch nach der Saat und Getreide. Iſt Eichelmaſt vorhanden; ſo ziehen ſie dieſe allem übrigen Geäſe vor.

Die Fortpflanzung

fällt einen Monat ſpäter, als bey den Rothhirſchen, nämlich im Oktober, und dauert kaum einen Monat. Der Hirſch jagt ſich im Anfange ziemlich lange mit den Thieren herum; aber das Beſchlagen iſt deſto kürzer. Nie aber werden ſie ſich mit den Rothhirſchen begehen; ſondern ſie fliehen ſie.

Das Thier geht wie beym Rothhirſch 8 Monat und einige Tage, und ſetzt im Junius ein Kalb, ſelten zwey, die es bis nach der Brunftzeit ſäuget.

Schon nach dem erſten Jahre ſetzt das Kalb Spieße auf; nach dem andern Gabeln mit 6 bis 8 Enden, nach dem dritten mit 8 bis 10 Enden, da die Stangen oben breit zu werden beginnen. Nach dem vierten Jahre 10 bis 12, auch wohl mehr Enden, da die Stangen noch breiter werden. Nach dem fünften Jahre zeigen ſich ſchon ziemlich breite Schaufeln. Die

Schaufeln

Schaufeln und Enden verecken ſich. Wenn er aber auch wohl 30 Enden hat; ſo wird er nicht nach dieſen angeſprochen; ſondern er heißt geradeweg ein **guter Schaufelhirſch.**

Die Damhirſche werfen ihr Gehörn alle Jahre ab, und dieſe Operation dauert nach Verſchiedenheit des Alters vom April bis zum Junius. Das neue wächſt ihm eben ſo wieder aus dem hervorquellenden fleiſchichten Wulſte, wie bey den Rothhirſchen. Es ſetzt ebenfalls rauhen Baſt, welchen der Hirſch zu rechter Zeit abfeget *).

Der Damhirſch ſoll ſein **Alter** nicht höher, als auf zwanzig Jahre bringen.

Die Verbreitung

des Damhirſches erſtreckt ſich der **Länge** nach ſehr weit; aber der Breite nach finden ſich hin und wieder Lücken.

Er iſt in vielen Ländern der alten Welt von gemäſſigter Temperatur, als in Frankreich, Spanien, Italien,

*) Nach dem X. Bande der Schriften der Geſellſchaft naturforſchender Freunde zu Berlin, im 3ten Stück, No. 8. hat der Herr Graf von Mellin einige merkwürdige Beobachtungen am Hirſchgeſchlechte geliefert.

Er ließ einem Damhirſche, nachdem er gefegt hatte, das Gehörn über dem Roſenſtocke abſägen. Der Hirſch brunfte, beſchlug das Thier, das aber gelte blieb. Dieſe Operation wurde 3 Jahre hinter einander mit gleichem Erfolge angeſtellt. Nun ließ er dem Hirſche das Geweihe. Das beſchlagene Thier wurde tragend, und ſetzte im folgenden Sommer ein Hirſchkalb.

Er hat zugleich die Urſachen angegeben, warum das Abſägen des Geweihes nicht immer die nämliche Wirkung hervorbringe.

lien, Deutſchland und Pohlen. Am häufigſten in England. Ferner in Paläſtina, in Perſien, bis China. Die kälteſten Länder: Lappland und das obere Schweden ſind ihm unbekannt, und Sibiriens kalte Länder ſcheinen die Gränze dieſes Thieres zu ſeyn.

In Sardinien giebt es gar keine Rehe; ſtatt derſelben aber ſchöne Damhirſche, wie die Geweihe klar beweiſen: breit und oben handförmig. Die Geweihe ſind daſelbſt von ſo beträchtlicher Größe, daß ſie in Campidano in Waſſer geweicht, zu Schuhſohlen gebraucht werden, den Schall der muſikaliſchen Inſtrumente beym Tanz zu verſtärken. Die Benennung iſt hier Crabola *).

Die Anzahl derſelben iſt auf dieſer Inſel größer, als der wilden Schweine, und ſie ſind durchs ganze Land zerſtreuet. Jedes Dörfchen kann ſie in der Nähe jagen, und ganze Rudel nähern ſich oft den Wohnungen bis auf wenige Schritte, und es werden jährlich an die 3000 Stück geſchoſſen.

Die ſardiniſchen Damhirſche gehören zu den gefleckten, oder Dipinti, wie ſie hier genennt werden. Gegen den Winter bekommen ſie eine einfache ernſthafte Farbe: auf dem Rücken ſchwarz, und an den Seiten aſchgrau. Im Frühjahre werden ſie wieder geſprenkelt.

Das Abwerfen des Gehörns dauert hier vom Ende des Februars bis zum Ende des Mays. Beyde Stangen eines vollkommenen Geweihes wiegen fünf Pfund, und das

*) S. Cetti Naturgeſchichte von Sardinien I. 134. Der Abt iſt der Meynung: dieß ſey des Plinius Platiceros Lib. XI. c. 37. XXIX. c. 4.

das ganze Thier, wenn es auch eins der beſten iſt, hat ungefähr 150 Pfund *).

Die Feinde

des Damhirſches ſind:

1. Luchſe und Wölfe in den Gegenden, wo dieſe Raubthiere noch zu finden ſind.

2. Die Engerlingsfliegen, oder Viehbremen (Oeſtrus);

3. eine bräune haarichte Laus, (Pediculus Cervi).

4. Eine gewiſſe Seuche, daran ſie plötzlich bey hunderten wegſterben **). So fielen im Jahr 1765 in einem gewiſſen Amte an die 300 Stück. Man vermuthete, daß die Eckern die Urſache geweſen wären. Das Rindvieh, das den Aeſern der Damhirſche nahe kam, krepirte ebenfalls.

Der Schaden,

den dieſe Thiere anrichten, iſt von gleicher Art, wie bey den Rothhirſchen.

Der Nutzen

hingegen erſtreckt ſich auch, wie bey dieſen, auf alle Theile des Körpers.

*) Die beyden ſardiniſchen geſprenkelten Hindinnen, welche nach Perrault, Charras und Dodart Abhandl. zur Naturgeſchichte II. 11. Tab. 45. anatomirt und beſchrieben werden: Biche de Sardaigne, ſind weder von Roth- noch Damhirſchen; ſondern es ſind ſardiniſche Damgeiſen (Antilopen). Alſo nicht Cervus *Axis*: ſ. *Erxleben* Mammal. p. 313. Das Fragezeichen beweiſet, daß E. ſelbſt zweifelhaft war.

**) S. Schrebers neue Cameralſchriften V. 469.

Das Fleiſch iſt ungleich zärter und feiſter, als bey den Rothhirſchen; nur in der Brunſtzeit iſt es wegen des üblen Geruchs, den man ſchon von weitem ſpüren kann, nicht zu genießen. Die Saugkälber ſollen alles andere Wildpret an Wohlſchmack übertreffen.

Die Häute geben feinere Beinkleider und Handſchuhe.

Der Talg iſt ebenfalls vorzüglicher; übrigens werden aus dem Haar, Klauen und Geweihe eben die Sachen verfertigt, als von dieſen Theilen des gemeinen Hirſches. Man erinnere ſich hierbey der ſardiniſchen Schuhſohlen beym Tanz aus dem aufgeweichten Geweihe.

Zu den Fabeln

gehört

1. Der Betrug, der mit dem ſogenannten oſtindiſchen Schlangenſteine (Pedra Cobra de Capello) getrieben wird. Es iſt nichts als zerſtücktes und kalcinirtes Gehörn des Damhirſches, woraus er gemacht wird.

2. Die vorgegebene Antipathie zwiſchen den Roth- und Damhirſchen, daß die erſten vor dieſen wichen, und wegzögen, wo dieſe wären; könnten ſie aber aus einem begatterten Revier nicht entkommen; ſo nähmen ſie von Kräften ab, und würden hektiſch.

Gerade umgekehrt. Die Rothhirſche halten ſich gegen die Damhirſche in Reſpekt. Wo ſie auf einem gemeinſchaftlichen Platze gefüttert werden, müſſen die letztern warten, bis dieſe ſatt ſind, und wohl mit dem, was dieſe übrig laſſen, vorlieb nehmen.

Die

Die beſten Schriften ſind

Büffons Naturgeſch. der vierfüßigen Thiere, Martin. Ausg. III. 110. Tab. 46. 47.

Büffons allgemeine Hiſtorie der Natur nach Käſtners Ueberſ. 4. III. Th. 2. B. S. 93 — 110.

Krünitz ökon. Enzyk. VIII. 658.

Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. S. 584. (Fährte Tab. 14. Fig. 15. a. im Gange b. flüchtig).

Schrebers Säugthiere V, Tab. 249. A. Cervus Dama Linn. *Mas* Tab. 249. B. *Femina.* (noch ohne Text).

Müllers Linne'iſches Naturſyſtem I. 399. No. 5. Tab. 22. Fig. 4. der Damhirſch.

Vorzüglich des Grafen von Mellin ökonomiſche Naturgeſchichte des Damwildprets: in den Schriften der berliniſchen Geſellſchaft naturforſchender Freunde, II. B. S. 162. Tab. 4 — 7., worin alles, was zum Abwerfen und Aufſetzen des Gehörns — zu den Phänomenen bey der Brunftzeit, u. ſ. w. gehört, vorkommt, und zugleich alle Arten von Pflanzen beſchrieben werden, denen das Wildpret ſchadet, und die es verſchont.

Donndorffs zoologiſche Beyträge zur 13ten Ausgabe des Linne'iſchen Naturſyſtems I. 604. No. 5. der Damhirſch *).

Pennants arktiſche Zoologie II. 36. der Damhirſch.

Bechſteins

*) Ich werde mich künftig bey Anführung der naturhiſtoriſchen Schriften zu jeder Art deſto kürzer faſſen können, da man beynahe alles, was davon exiſtirt, in dem Donndorffiſchen Werke beyſammen findet.

Bechſteins Spatziergänge V. 63. 65. der Damhirſch.

* * *

Der fünften Ordnung, oder der wiederkäuenden Thiere

3. Dritte Art: Das Reh *).

Beſchreibung.

Ein ſchmuckes, flinkes und munteres, ſich ſelbſt empfehlendes Thier. Zwar nicht ſo majeſtätiſch, als der Hirſch mit ſeinem Kopfputz; aber nicht minder artig und angenehm.

Die Namen des Thieres ſind bekannt. Die ganze Art heißt insgemein Reh. Eigentlich nennt man nur das Weibchen ſo, das Männchen aber Rehbock. Jenes heißt auch die Rikke.

Wie der Damhirſch das Mittel war zwiſchen dem Hirſch- und Rehwildpret; ſo iſt es dieſes zwiſchen Hirſch und Ziege. Es hat zwar mit den Hirſchen manches ähnliche; aber doch ungleich mehr abweichendes.

Dem Reh fehlen die Thränenhöhlen des Hirſches, und der Schwanz iſt bey ihm von außen gar nicht zu ſehen. Wie verſchieden iſt das Gehörn, welches kein Geweihe zu nennen iſt! Anderer Unterſcheidungszeichen zu geſchweigen, die wir unten ſchon anmerken wollen.

Die Größe, nämlich die Länge beträgt vier Fuß und vier Zoll, die Höhe aber zwey Fuß, acht Zoll. Der

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. 180. Sp. 6. Cervus *capreolus*.

Der Schwanz, der kaum zu merken, und ganz in Haaren verſteckt iſt, kaum einen Zoll lang.

Der wohlgebildete Kopf iſt klein, und die Schnauze läuft ſtumpf aus. Die Augen groß, und viel glänzender, als bey dem Hirſch. Die Ohren ſechs Zoll lang, und ſpitz; inwendig ſehr wollicht, und ſtehen ziemlich weit aus einander.

In der Unterkinnlade ſechs Vorderzähne, die ihm in gleichen Perioden, wie beym Schafe, vom zweyten bis vierten Jahre, ausfallen. Die Eckzähne fehlen; dagegen auf jeder Seite, oben und unten, ſechs ſcharf geſpitzte Backenzähne, deren jeder inwendig zweymal ausgehöhlt iſt.

Der Kopf des Rehbocks zeichnet ſich durch ſein kurzes Gehörn aus, welches gerade aufſteht, ſehr knoticht iſt, und oben eine kleine Gabel formirt, mit einer langen und kurzen ſtumpfen Spitze. Die erſte iſt die bloße Verlängerung der Stange, und an dieſer Spitze tritt an der Seite das kurze Ende hervor.

Die Läufe ſind ſehr ſchlank, die Klauen aber, wie bey dem Bock und der Ziege geſpalten. Das vorzüglichſte Merkmal, woran ihn der Jäger ſchon in der Ferne erkennt, iſt ein langer Haarzopf unter dem Leibe, in der Gegend des Geſchlechtsgliedes, welcher der Pinſel heißt.

Die Rikke hat einen ſchmälern Kopf, längern und dünnern Hals und ſchlankern Leib. Gewöhnlich iſt ſie völlig ungehörnt; doch führt ſie zuweilen, aber ſehr ſelten, ein kleines Gehörn von zwey Zoll in der Länge, ohne Enden, welches ſie ebenfalls jährlich abwirft. In der Ferne erkennt ſie der Jäger ſchon an dem niedrig

hangenden Halſe, und beſonders an dem langen gelben Haarbüſchel am Geburtsgliede (Feigenblatte).

Die Farbe verändern die Rehe, wie die Hirſche, im Jahre zweymal. Vom Frühjahr bis zum Herbſt ſind die Haare kurz, weich, gelbbraun und roſtfarben; im Winter aber ſind ſie länger, rauher, aſchgrau mit gelben und weißen Spitzen, die ein röthlichgraues Anſehen geben.

In den Gegenden der Grafſchaft Dannenberg in einem Walde, Lucie genannt, hat es auch neben dem gewöhnlichen Rehwildpret ſchwarze Rehe von beyderley Geſchlecht gegeben, welche der in der Naturgeſchichte ſowohl, als Jagdwiſſenſchaft ſehr erfahrne, und durch andere nützliche Schriften beliebte Herr von Rochow *) beſchrieben hat. Das ſonderbarſte dabey iſt, daß die Jungen nur von einem ſchwarzen Bocke, nicht aber von der Rikke ſchwarz werden. Eine ſchwarze Rikke wirft ein rothes und ſchwarzes Kalb; eine rothe Rikke zwey ſchwarze Kälber, und eine andere ſchwarze zwey rothe.

Die Zergliederung

hat mir gezeigt, daß das Reh, in Anſehung der Bildung ſeiner äußern und innern Theile, mehr Aehnlichkeit mit dem Hirſche, als mit irgend einem andern Thiere habe. Beſonders waren die Eingeweide völlig, wie bey den Hirſchen beſchaffen. Auch ſuchte ich die Galle vergeblich.

Allein an dem Darmfell einer am 4ten Februar 1779 geſchoſſenen Rehkuh fand ich drey Blaſen: zwey

*) In den Schriften der berliniſchen Geſellſchaft naturforſchender Freunde IV. 385. Man findet auch ganz weiße Rehe, die man aber nur als Schwächlinge anzuſehen hat.

zwey größere, wie Hühnereyer, und eine kleinere. In jeder ein Blaſenbandwurm, wie bey den Hirſchen, Schweinen, und Rindern.

Dabey war noch der Umſtand zu merken, daß die Lymphe in der Blaſe des einen großen, und des kleinen blutröthlich war. Vermuthlich hatten dieſe Würmer noch geſogen, da das Thier ſchon den Schuß bekommen hatte, und inwendig alles mit Blut belaufen war *).

Vor einigen Jahren ſchickte mir der Herr von Rochow in Weingeiſt zwey flache, völlig zuſammengefallene Blaſen, die auch am Netz eines Rehes gefunden waren. Der Ueberzug war blaßbräunlich und lederartig. Als ich ſie öffnete, fand ich darin die feinere blaulichte Haut des Blaſenwurms, deſſen Lymphe aber ganz körnericht geworden war. Die Würmer waren abgeſtanden, und es hatte nach dem kalten Winter eine Art von Seuche viele Rehe aufgerieben.

Nachher iſt mir auch ein Bandwurm aus einem Reh zugeſchickt worden, der viel ähnliches mit dem langgliedrichten menſchlichen hatte.

In dem erſten Reh fand ich zugleich zwey Ungeborne in ihrem Waſſerhäutchen, von ungefähr 2 Zoll in der Länge, und einem Zoll Breite; aber völlig ausgebildet, und an dem ſchmal ſpitz zulaufenden Kopfe, und an den Füßen deutlich zu erkennen. Wohl zu merken, zweyerley Geſchlechts. Ich ſchätzte ſie kaum einen Monat, und werde unten davon mehr ſagen. Sie wären zu Anfang des Mayes gewiß zur Welt gekommen. Ich merke nur noch an, daß dieſe

Em-

*) S. meinen Verſuch einer Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer S. 206.

Embryonen mit Häuten ungemein wohl verwahret waren, wie die Natur faſt bey allen Thieren thut, deren Lebensart erfordert, viel und ſtark zu ſpringen.

Bey der Lebensart

der Rehe fragen wir wieder zuerſt nach ihrem

Aufenthalt.

Der Hirſch liebt die Hochwälder; das Reh aber die niedrigen Gebüſche. Am liebſten wohnen ſie auf Hügeln, oder auf Ebenen, die noch über die Gebirge erhaben ſind: in freyer trockner Luft; nie in tiefen Forſten, oder in weitläuftigen Gehölzen. Vorzüglich in lichten Schlägen, wo faule Bäume, ſchlechter Boden, Berberisſtauden und Brombeerſträuche in Ueberfluß ſind.

Bruchichte Gegenden vermeiden ſie, und werden ſich nie, wie der Hirſch, in Sümpfen und Moräſten wälzen.

Sie leben nicht, wie die Hirſche, in ganzen Rudeln; ſondern eigentlich in Familie beyſammen: in einer Geſellſchaft höchſtens von vier bis fünf Stücken. Der Bock iſt beſtändig um ſeine Rikke und ſeine beyden Jungen, die er bis in den Tod vertheidigt. In großer Vertraulichkeit wohnen ſie ſo lange beyſammen, bis die Jungen wieder neue Familien errichten. Nie wird ſich eine Familie mit einer fremden vereinigen. Das wahre Widerſpiel von den Hirſchen.

Naturell und Lebensart

der Rehe unterſcheidet ſie deutlich von den Hirſchen. Ihre Munterkeit, Lebhaftigkeit und Leichtigkeit im

Laufen

laufen und Springen iſt vorzüglich, ob ſie gleich Muth und Herzhaftigkeit genug beſitzen, ohne ſo wüthend zu werden, als der Hirſch.

Das Reh iſt ein überaus reinliches Thier, und wird ſich nie niederlegen, ohne ſich mit den Vorderläufen einen runden Platz aufzuſcharren: theils im Sommer auf der kühlen Erde zu liegen, theils im Winter den Schnee wegzuſchaffen.

Das Reh iſt auch viel geſchickter, liſtiger und verſchlagener zu entkommen, als der Hirſch, und daher weit ſchwerer zu verfolgen.

Ungeachtet es in ſeiner Fährte eine weit ſtärkere Witterung für die Hunde zurück läßt, als der Hirſch, welches ihm nachtheilig werden könnte; ſo weiß es doch durch die Flüchtigkeit ſeines erſten Laufs, und durch die vielen Umwege, die es nimmt, die Hunde leicht irre zu machen, und von der Fährte abzubringen. Fehlt es ihm zuletzt an Kräften; ſo braucht es deſto mehr Liſt, und vervielfältiget ſeine Kreuzſprünge. Zuletzt thut es mitten im Lauf einen ſtarken Abſprung zur Seite, drückt ſich wie der Haſe, und läßt, ohne ſich zu rühren, die ganze Meute oder Schaar der Jagdhunde vorbeyziehen.

Dazu kommt ihr ſcharfes Geſicht, und ihre ſtarke Witterung. Daher iſt ihr Kopf immer in der Höhe, und drehet ſich von einer Seite zur andern nach dem Winde zu. Sie können einen Menſchen auf 300 Schritte weit riechen.

Wenn man ihnen im Holze unvermuthet aufſtößt; ſo ſtutzen ſie einen Augenblick. Dann aber ſind ſie auch mit einem Sprunge fort, und der Bock fängt alsdann an zu balbern, oder in kurzen Stößen gleichſam

zu bellen, welches die Jäger nennen: der Bock ſchmält.

Die vorzüglichſte Eigenheit der Rehe zeigt ſich in dem Auf- und Abſetzen des Gehörns. Sowohl die Zeit als Art deſſelben hat etwas beſonderes. Dem Hirſch iſt ſchon vor Aegidii, da er brunftet, ſein Geweihe völlig wieder gewachſen, damit er ſich mit ſeinen ſtarken Nebenbuhlern meſſen kann.

Bey dem Rehbock iſt es ganz anders. Bey ihm iſt das Naturgeſetz mit kahlem Kopfe zu brunſten, weil ſie ſich ſonſt mit ihrem ſpitzen Gehörn zu vielen Schaden thun würden.

Erſt im November fängt der Bock an ſein Gehörn abzuwerfen. Die ſtärkſten zuerſt, wie bey den Hirſchen, die ſchwächſten zuletzt. So bald dieſes geſchehen, leiden ſie die Rikken um ſich. Sonſt nicht. Eine beſonders weiſe Einrichtung! Denn im Auguſt fürchtet ihn die Rikke ſo ſehr, daß kein Jagdhund ſie zur ſchnellern Flucht bringen kann, als der Bock mit ſeinem ſpitzen Gehörn. Nach der Brunſt ſetzt er ſein Gehörn wieder auf, welches ihm dann im dritten Monat wieder gewachſen iſt. Es iſt alſo falſch, was man in allen Naturgeſchichten vom Reh, einer dem andern nachgeſagt hat, daß der Bock erſt nach der Brunſt ſein Gehörn abwerfe *)

Im Februar und März hält er das Gefege, oder ſchlägt das rauhe Baſt an den Birken- und Sahlweidenſträuchern ab. Eigentlich ſollte ſich ſein Gehörn in zwey Spitzen endigen. Da er ſich aber nicht, wie der

*) Wir haben dieſe ſeltenen Bemerkungen dem Hrn. von Rochow zu danken. S. Schriften der berlin. Geſellſch. naturforſchender Freunde. II. 399.

der Hirſch ſchont, ſondern muthwillig genug iſt, ſein noch weiches Gehörn allenthalben zu fegen; ſo giebt es auch unter den Rehböcken Gehörne von den ſeltſamſten Geſtalten und Verdrehungen. Man hat ſie mit ſechs bis acht Enden. Einige haben ſogar drey bis vier Stangen; andere ſind aufs ſonderbärſte verbogen.

Zu Güntersberg am Harz wurde einmal eine alte Rikke geſchoſſen, die man wegen ihres Gehörns für einen Bock angeſehen hatte. Es war im Februar, noch nicht völlig vereckt, und mit rauhem Baſt überzogen.

Nicht minder merkwürdig iſt die Geſchichte eines ſechsendigen Rehbocks, den der Herr von Rochow geſchoſſen hatte *). In dem Kampf mit einem andern Spießbock, deſſen Gehörn ohne Enden geweſen, hatte ihm dieſer letztere ſein Spieß, gerade über dem rechten Auge, durch den Sinum frontalem und den Gaum, bis nahe auf die Zunge, hineingeſtoßen. Natürlicher Weiſe mußte der geſtoßene gewaltig zuſammenfahren. Durch dieſen Ruck war dem Thäter das Spieß dergeſtalt aus dem Kopfe gebrochen, daß man auf der, in die Höhe ſtehenden unterſten Seite der Röſe die Splitter des Gehirns ſehen konnte. Dem geſtoßenen aber war das abgebrochene Spieß völlig im Kopfe verwachſen, und die Wunde geheilt, auch der Rand derſelben mit weichen Härchen wie gepölſtert. Als der Bock im September geſchoſſen wurde, war er in völlig geſundem Zuſtande. Ich habe dieſen merkwürdigen ſkeletirten Kopf ſelbſt in der Sammlung von racem Hirſch- und

*) In den Schriften der berlin. Geſellſch. 1. e. S. 400.

Rehgehörne des Herrn Domdechant **von Spiegel** zu Halberſtadt geſehen.

Wenn ſie ihre

Nahrung

ſuchen, oder aufs Geäſe gehen; ſo pflegen ſie Brombeerſträucher, Geniſte oder Ginſter, Heidekraut, grüne Haſelnußſchaalen, Buchmaſt, Weidenlaub, u. ſ. w. allem andern vorzuziehen. Aufs Feld gehen ſie nicht ſo gern, als Hirſche und Sauen. Durch die **Bohnenblätter** aber werden ſie ſo gereizt, daß ſie ganz blind und taub ſind, und das Lärmen der Menſchen, die ſie verjagen wollen, nicht achten, bis ſie ihnen ganz nahe ſind.

Im Frühjahre benagen ſie gern die Knoſpen, und ausbrechenden Schößlinge, da ſie denn durch die ſtarke Gährung dieſes hitzigen Geäſes im Magen, wie berauſcht werden, ſich verlauſen, nicht wiſſen, wo ſie ſind, und oft unter die Viehheerden und in die Dörfer gerathen.

Beym Ausgehen zum Geäſe tritt der Bock allezeit zuerſt aus dem Holze, und kundſchaftet die Gegend aus; die Rikke folgt ihm. Werden ſie aber verjagt; ſo geht ſie voran, und der Bock folgt, um ſie erſt in Sicherheit zu laſſen.

Die Fortpflanzung

dieſer Thiere hat ihre beſonderen Eigenheiten. Daß der Bock mit **kahlem Kopfe** brunftet, und zur Begattung gehen muß, haben wir ſchon oben bemerkt, weil ihn ſonſt die Rikke nicht leidet.

Aber

Aber über die eigentliche **Brunftzeit** der Rehe iſt man bis hieher noch nicht einig geweſen. Der Herr **von Rochow** hat die Sache entſchieden *), und meine **kaum monatliche Embryonen** vom 4ten Februar beweiſen wenigſtens, daß das Thier erſt vom **Jänner** an trächtig geweſen ſey.

Die Rehe brunften alſo ganz unſtreitig erſt im **Dezember** und **Januar.** Alles, was im Auguſt und September vorgeht, ſind bloße **Spielereyen** der muthwilligen Böcke, die den Begattungstrieb ſchon fühlen. So lange der Bock noch ſein Gehörn hat, kann der Jäger ſicher ſeyn, daß er nicht zugelaſſen wird.

Zwar behaupten die Jäger, daß ſie bereits im Auguſt und September die **Begattung** geſehen hätten. Allein es iſt keine wirkliche Begattung, ſondern der Rehbock jägt die überjährigen **Rikken** herum, und will ſich mit ihnen begatten, welches die Jäger nennen: der **Bock ſpringt aufs Blatt**, und zwar deshalb, weil der Bock, wenn man um dieſe Zeit auf einem **Buchenblatte** die Stimme der Rikke nachmacht, ſo bald ers hört, wie blind, heranſpringt, und dabey geſchoſſen wird. Daß es keine eigentliche Brunſt ſey, ergiebt ſich daraus, weil man niemals im September und Oktober eine **trächtige Rikke** finden wird **).

*) In den berlin. Schriften l. c. S. 399.

**) Das angeführte Beyſpiel des Grafen von Mellin in einem Schreiben an den Hrn. G. Forſtrath von Burgsdorf: in dem 8ten B. der Schriften der berlin. Geſellſch. Naturforſch. Freunde S. 195. verdient in dieſer Abſicht alle Aufmerkſamkeit.

Auf einem marggräfl. Schwedter Vorwerke war eine Faſanerie neben einem Rehgarten. In der erſten war eine zahme Ricke. Dieſe kam 7 Jahre nach ein-

Im November wirft der Bock ſein Gehörn ab. Dann leidet ihn die Rikke. Die Brunſtzeit geht an, und währt den Dezember durch. Um dieſe Zeit ſind oft vier Böcke mit zwanzig Rikken in einem Rudel, und leben ohne Waffen ganz friedlich zuſammen. Zu jeder andern Zeit, wenn ſie noch gehörnt wären, würden ſie in heftigen Kämpfen, ſtatt ihr Geſchlecht zu vermehren, es ausrotten.

Man ſieht hieraus, daß ein einziger philoſophiſcher Beobachter in Kurzem mehr entdecken kann, als hundert andere, die ihr Werk nur mechaniſch treiben.

Die Rikke iſt fünf und einen halben Monat trächtig. Juſt ſo lange trägt auch die Ziege. Die Setzzeit fällt in das Ende des Aprils, oder in den Anfang des Mayes. Iſt es nicht merkwürdig, daß die Rikke allezeit ein Paar ſetzt, davon das eine männlichen, das andere weiblichen Geſchlechts iſt? Meine Embryonen, die ich noch in Weingeiſt verwahre, ſind ein ſolches Paar.

Daher

einander in der Mitte des Auguſts an das Thor, pfiff, und begehrte in den Rehgarten gelaſſen zu werden. Nach 24 bis 36 Stunden kam ſie wieder zurück, wurde wieder eingelaſſen, und begehrte nachher nicht wieder heraus. Alle Jahre im May warf ſie richtig ihre 2 Kälber.

Alſo hat ſie im Auguſt gebrunſtet, und 9 Monat, wie das Damwildpret getragen.

Iſt alles in Fakto richtig; ſo möchte vielleicht der zahme Zuſtand der Ricke etwas zu dieſer Veränderung beygetragen haben. Denn der Bock ſpringt im Auguſt aufs Blatt, wenn ihn nur die Ricke leiden will. Ich traue den Erfahrungen des Hrn. von Rochow zu ſehr, als daß mich dieſes eine Beyſpiel irre machen ſollte.

Daher iſt es nicht nur zu erklären, warum dieſe Thiere, wenn ſie mit einander aufwachſen, eine ſo ſtarke Neigung für einander haben, daß ſie nicht zu trennen ſind: die Familienliebe wird mit ihnen geboren; ſondern daß ſie auch in allen Gegenden faſt immer in gleicher Anzahl vorhanden ſind, wie der Herr von Büffon ſeit länger als 25 Jahren beobachtet hat.

Wenn die Rikke ſetzen will, verbirgt ſie ſich im dicken Gebüſche. Nach zehn oder zwölf Tagen laufen die Kätzchen ſchon hinter ſie her. Mit großer Treue ſorgt ſie für ihre Sicherheit, und läßt ſich jagen, um den Feind von ihren Kindern abzulenken.

Acht bis neun Monat bleiben ſie bey der Mutter. Hernach trennen ſie ſich, und fangen an, ihr erſtes Gehörnchen mit zwey Spießen aufzuſetzen, deſſen Farbe ſich nach den veränderten Farben des Thieres richtet.

Beym zweyten Aufſetzen kommen ſchon zwey bis drey Enden oder Gabeln auf jeder Seite zum Vorſchein; beym drittenmal drey oder vier; beym viertenmal vier oder fünf, auch ſechs: ſelten mehrere.

So lange die Kolben weich ſind, haben ſie ungemein viel Empfindlichkeit. Eine Büchſenkugel nahm einmal einem Bocke den friſch getriebenen Kolben glatt vom Kopfe weg. Das Thier ſtürzte wie todt zur Erde. Der nicht weit davon ſtehende Jäger lief zu, und ergriff es beym Laufe. Es erholte ſich aber, und ſchleppte den Menſchen über dreyßig Schritt ins Gehölze, wo er ihm mit dem Weidemeſſer den Fang gab. Außer den weggeſchoſſenen Kolben hatte es keine Verwundung *).

*) S. Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere, Martin. Ausg. III. 133.

Das Alter der Rehe läßt ſich aus der Zahl der Enden, ſo wenig, als bey den Hirſchen, beſtimmen. Eher aus der Stärke der Stämme, der Breite der Roſen, und der Größe der Perlen. Da eine Rikke nur ſechstehalb Monat geht, und das Junge viel geſchwinder, als ein Hirſchkalb wächſt; ſo haben auch die Rehe ein viel kürzeres Leben, ſo wie alle Thiere, die lange trächtig ſind, und mehr Zeit zum Wachſen gebrauchen, als Hirſche und Elephanten, ein weit höheres Alter erreichen.

Die Lebenszeit eines Rehes möchte ſich ſchwerlich über 15 Jahre erſtrecken. Die Jungen laſſen ſich ſehr zahm machen; aber ſie leben nicht lange. Ein Freund hatte hier eins auf ſeinem Hofe, welches mit Milch aus der Theekanne groß gefüttert war, und welches mit Hühnern, Katzen und dem Haushunde ſehr vertraulich lebte. Bey dem allen zeigte ſich immer doch eine gewiſſe Schüchternheit, wenn ein Fremder auf den Hof kam. Es hörte nach dem Namen, der ihm beygelegt war, und ließ ſich von denen, die es kannte, aus der Hand füttern. Zuweilen wurde es auf die freye Straße vor der Thür gelaſſen, wo der Kanal des Fluſſes vorbeylief. Dann gieng es gerade ins Waſſer und verweilte gern darin; ſobald ſich aber ein Hund ſehen ließ, war es mit einem Sprunge ins Haus.

Bey dieſer Materie von der Fortpflanzung muß ich noch ein merkwürdiges Beyſpiel anführen, welches ich ſelbſt nicht glauben würde, wenn ich es nicht mit Augen geſehen hätte.

Am 10ten März 1790 erhielt ich von dem Leibmedicus Krebs in Blankenburg, — einem gewiß nicht leichtgläubigen, ſondern mit einem ſehr ſcharfen Beob-

ach-

achtungsgeiſt begabten Manne, — ein wirklich von einer Schafmutter geworfenes Reh. Die Mutter war von einer ausländiſchen, in dieſe Gegend gebrachten Race.

Geſtalt, Füße, Kopf, Maul, Ohren völlig Reh; der Schwanz aber, Augen und Geſchlecht vom Schaf. Alſo das meiſte vom Vater, dem Rehbock. Iſt es nicht ein Beweis, daß das Reh ſeine Verwandtſchaft mit dem Ziegen- und Schafgeſchlecht hierdurch hat wollen zu erkennen geben?

Wie war es zugegangen? Die Schafmutter hatte mit der Heerde im Thiergarten geweidet. Ein einziger, im Thiergarten noch übriger Rehbock, hatte, wie man bemerkt haben will, die Schafe einigemal beſucht, und endlich die Gelegenheit genutzt, dieſes Schaf zu beſchlagen. Davon dieſe Geburt. Sie war aber zu früh zur Welt gekommen, und hatte kaum zwey Tage gelebt. Da ſich das Original nicht halten wollte; ſo ließ ich eine genaue Zeichnung*) davon aufnehmen, und bedaure es noch, daß ich das erſte nicht im Weingeiſt erhalten konnte.

Die Verbreitung

des Rehes erſtreckt ſich faſt eben ſo weit, als des Hirſches. Es fängt in den kälteſten Ländern: Norwegen, Schweden, Sibirien an, und geht bis in die Tartarey, China, Perſien, Java, bis Ceilon.

In Afrika ſoll es zwar nicht ſeyn, ob gleich Kolbe es angeführt hat; allein man findet es doch in Aethiopien. Ob es in Südamerika angetroffen werde, wird

*) S. die beygefügte Kupfertafel: Einen umgekehrten Fall eines Baſtards vom Rehe und einem ſpaniſchen Widder hat Hellenius im II. B. der neuen ſchwediſchen Abhandl. S. 269. beſchrieben.

wird ſehr bezweifelt. Obgleich Piſon ein eben ſo gehörntes Thier, wie unſer Reh, abgebildet hat; ſo ſcheint doch dieſes Kujuakuete, und Kujuaku-Apara blos eine beſondere Art von Ziegen oder Gazellen zu ſeyn *). In Nordamerika möchten eher ähnliche Arten angetroffen werden.

In Italien giebt es wenige; in England gar keine; in Schottland nur in den kältern Theilen; in Schweden jetzt ſeltener, als ehemals. In allen Gegenden von Europa bekannt.

Die Feinde

der Rehe ſind faſt eben dieſelben, die der Hirſch ſcheuet.

1. Der Jungen ſind es Füchſe, Wieſel und wilde Katzen, der Alten Wölfe, Luchſe, Hunde. Doch ſoll der Fuchs im Winter, wenn das Reh auf der gefrornen Kruſte des Schnees nicht fortkommen kann, nicht ſelten ſein Oberherr werden.

2. Die beyden Viehbremen: der Afterkriecher und die Engerlingsfliege ſind dem Rehe ſo gefährlich, als dem Hirſche. Die Larven der erſten ſollen ihm beſonders, wie den Pferden, in den Magen gehen, und Löcher hineinbohren; ja, wenn ſie ſich im Frühjahr in einen Klumpen ballen, und in den Schlund gehen, ſich zur Verwandlung anzuſchicken, dem Thiere die Luft nehmen, und es erſticken. Auch ſollen ihm die Holzweſpen die Knotenkrankheit verurſachen.

3. Ei-

*) S. *Erxleben* Mammal p. 316. *Donndorffs* zoologiſche Beyträge etc. I. p. 608 No. II. Cervus *mexicanus*, das mexikaniſche Reh.

3. Eigentliche Läuſe möchte man wohl ſchwerlich an dem reinlichen Rehe finden. Ich habe einigemal in dem Felle der, im September geſchoſſenen, Holzböcke*) gefunden, die ihnen, wenn ſie im Gebüſche liegen, aus dem Mooſe ankriechen.

4. Bey tiefem und lange liegendem Schnee wird oft die ganze Wildbahn der Rehe ein Opfer. Sie ſind durch die Noth gezwungen zu viele Baumrinden und junge Zweige zu freſſen. Dadurch entſteht in dem faltigen Magen ein Klumpen, wie Leim. Dieß bewirkt die Auszehrung, die ſich gemeiniglich mit der Ruhr, und dem Tode endiget.

Der Nutzen,

den man für die Küche, und andere Bedürfniſſe vom Rehe zieht, iſt beträchtlich.

1. Das Wildpret, beſonders ein gutes Rehziemer, iſt für das ganze Jahr ein vortrefliches Gericht. Das Fleiſch 12 bis 18 monatlicher Kälber ſoll ſehr delikat ſeyn, und die Rehzunge iſt auch nicht zu verachten.

2. Die Rehbockshaut kann verſchiedentlich verarbeitet werden. Roh gahr gemacht, dient ſie zu Stühlen, Polſtern und Satteldecken. Weiß gegerbt iſt ſie feiner, als Hirſchleder, und der Beutler verarbeitet ſie zu guten Beinkleidern, Handſchuhen, u. ſ. w.

3. Die Haare dienen zu Fütterungen der Polſter und Stühle. Sie ſind theurer als die Hirſchhaare, weil ſie mehr Federkraft haben, und ſich nicht ſo leicht zuſammenballen.

4. Wer es weiß, was das Durchliegen bey langwierigen Krankheiten für eine ſchmerzhafte Plage ſey, der

*) Acarus *Ricinus* Linn.

der wird es der Natur ſehr danken, daß ſie ihm in dem Rehbocksfelle das beſte Mittel dagegen angewieſen hat. Man nimmt ein recht langhaarigtes Rehbocksfell, legt auf die rauhe Seite ein, mit Hirſchtalg beſtrichenes Tuch, und wickelt den Kranken in daſſelbe; ſo wird er ſich nicht wund liegen *).

5. Aus den Geweihen wird mancherley verfertiget: Meſſerſtiele, Meſſerſchaalen, Pfeifenröhre, Tobaksſtopfer, Stockknöpfe mit geſchnitzten Figuren, u. ſ. w. Auch gebraucht man ſie in den Förſter- und Jägerhäuſern als Wandhaken.

Schaden

thut dieß gute Thier weiter nicht, als daß es im Frühjahr in den Waldungen, die ihm von der Natur ſelbſt angewieſenen Knoſpen der jungen Bäume abfrißt, und, wenn es durch die Noth dazu gezwungen wird, die Felder und Gärten beſucht.

Einige phyſikaliſche und mediciniſche Irrthümer

ſind auch in der Naturgeſchichte des Rehes zu berichtigen.

1. Daß das Gehörn, wie bey den Hirſchen, von dem Safte der Bäume, woran es gefegt würde, die Farbe annähme. Es iſt erwieſen, daß ſie ſich nach der Farbe des Thieres richte.

2. Daß

*) Von dieſem Mittel habe ich keine Erfahrung, und der Hirſchtalg iſt mir verdächtig, weil er die Schweißlöcher verſtopft, eine Fäulniß veranlaßt, und Anlage zum Brande macht.

2. Daß die Begattungszeit in den Auguſt und September falle, und der Bock erſt nach der Brunftzeit das Gehörn abwerfe.

3. Daß die Rikke eilf Monat trage.

4. daß der Fötus im erſten Monat unmerkbar ſey. Da die Brunftzeit, wie ausgemacht iſt, den Dezember und Jänner durch geht; ſo kann ein Embryo vom 4ten Februar nicht viel über einen Monat ſeyn, und er iſt gewiß ſchon merkbar genug.

Zu wünſchen wäre es, daß alle Theile des Rehes die Arzneykräfte hätten, die das Alterthum von ihnen gerühmt hat!

Das Wildpret wider die Ruhr.

Der Lab aus dem Rehmagen mit Wein getrunken, und zu gleicher Zeit mit Reißbrühe, als ein Klyſtier gebraucht, heilt eben dieſe Krankheit.

Rehlebern verſchaffen klare Augen.

Die Galle vertreibt die Sommerflecken.

Die Milz heilt die Kolik, und

der Rehkoth mit Wein die gelbe Sucht.

Wahre, hieher gehörende,

Naturſchriften ſind:

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere von Martini III. 123. Tab. 49.

Bechſteins gemeinnützige Naturgeſch. Deutſchlands I. 589. (Fährte Tab. 14. Fig. 16. a. b.).

Schrebers Säugthiere V. Tab. 252. A. Cervus Capreolus Linn. *Mas* Tab. 252. B. Cervus Capreolus Linn. *Foemina*.

Müllers

Müllers Linne'iſches Naturſyſtem I. 401. No. 6. Tab. XXII. Fig. 5. das Reh.

Bechſteins Spaziergänge II. 55. 56. 358. das Reh.

Donndorffs zoologiſche Beyträge ꝛc. I. 609. No. 6. das Reh.

* * *

Der fünften Ordnung, oder der wiederkäuenden Thiere

4. Vierte Art: Das Elennthier *).

Ich ſehe nicht ab, warum ich dieſem Thiere nicht in meiner europäiſchen Fauna einen Platz verſtatten ſollte, da es ehemals in Deutſchland zu Hauſe, und noch jetzt in Pohlen und Preußen einheimiſch iſt.

Der Schüler kennt es ſchon aus dem *I. Caeſar* **), der es in den Harzwald ſetzt. Plinius beſchreibt es unter dem Namen *Achlis* ***) und in den *Gundlingianis* 25. St. Art. 5. ſteht eine Urkunde:

„Daß dem Biſchof von Utrecht, nach der Urkunde Otto I, und Heinr. des II, erlaubt ſeyn ſollte, außer den Hirſchen, Bären, Ziegen und wilden Schweinen, auch die Elo und Schelo zu jagen ****).“

Höchſt wahrſcheinlich waren die erſten Elennthiere, und die zweyten Füchſe. Bey den alten Deutſchen hießen

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 175. Sp. 2. Cervus *Alces*.

**) Bell. gall. VI. c. 27. Alces

***) N. G. nach Große Ueberſ. II. 267.

****) Im 88ſten Stück des hanöver. Magaz. 1786. S. 1407. wurde die Aufgabe eingerückt: was durch Elo und Schelo für Thiere verſtanden würden?

hießen die erſten Elk, welches aus Alces ſcheint entſtanden zu ſeyn, und wie bald iſt aus Elk *Elo* gemacht *).

Der Name dieſes Thieres wird ſehr verſchieden geſchrieben. Einige Elen; andere Elent; noch andere Elend. Die letzten vermuthlich wegen der fabelhaften Sage, daß es oft die fallende Sucht, oder die Epilepſie bekomme, welche der gemeine Mann das Elend zu nennen pflegt. Allein die richtigſte Benennung iſt wohl Elent, welches in der altdeutſchen Sprache ſo viel als ſtark bedeutet, und ſich beſſer zu der Natur dieſes großen und ſtarken Thieres paßt **).

Das ſclavoniſche und polniſche Wort Jelen, oder Gelen bedeutet einen Hirſch, mit welchem das Thier eine Aehnlichkeit hat, und daher von einigen Elenhirſch genennet wird. Nach dieſer Ableitung müßte es richtiger Elen, als Elend, oder Ellent, geſchrieben werden. In den älteſten deutſchen Schriften aber aus dem 15ten Jahrhundert wird es beſtändig Elend geſchrieben.

Beſchreibung.

Nach den geſpaltenen Klauen und in der Farbe kommt es mit dem Hirſche überein, unterſcheidet ſich aber merklich von ihm durch die Größe und Bildung des Geweihes. Auch iſt der Hals kürzer, und die Ohren länger.

Ein

*) S. *Charleton* Onomaſt. zoic. p. 9. Alces Germanis Elent. Engl. the Elk.

**) Donndorffs zoologiſche Beyträge I. 587. Note: aus einer alten Bibelüberſetzung des 13ten Säc., worin der elenthafte (ſtarke) Sampſon vorkommt.

Ein ausgewachſenes Elent wiegt öfters ſieben bis acht Zentner. Es erreicht gemeiniglich die Höhe des größten Pferdes; die Kuh aber iſt niedriger, und hat die Höhe eines Hausochſens.

Zuweilen hat man Thiere dieſer Art von außerordentlicher Höhe, Schwere und Größe angetroffen. Im Febr. 1781 wurde aus Lemberg berichtet, daß in den Baranover Waldungen bey Mielitz, ein Elent erlegt ſey, welches 18 Fauſt und 3 Zoll Höhe, zwey Wienerklafter und 3 Fuß Länge, und 10 Zentner Schwere gehabt hätte *).

Uebertrieben aber iſt es, wenn es ſo hoch von Beinen beſchrieben wird, daß ein Kerl aufrecht unter dem Bauche ſtehen könne **).

Der Kopf iſt dicke, pferdeartig, lang geſtreckt, und vorn gegen das Ende ſpitz zuſallend, wie beym Mauleſel.

Der Hals eingezogen, kurz, breit und dicke. Der Rachen groß. Die Naſelöcher ſo weit, daß man die volle Hand hineinſtecken kann. Wie viele Luft muß es auffangen können? Daher iſt es auch im Stande, ſo ſchnell, und wie man ſagt, in einem Tage über 30 Meilen, zu laufen.

Die Oberlippe zeichnet ſich beſonders aus. Sie iſt groß, dick, und länger als die untere, wulſtig, und vom Zahnfleiſch abgeſondert. Die Fabel, daß es deshalb im

*) Nach Pennants arktiſcher Zool. II. 20. beträgt die größte Höhe 17 Hände, und das größte Gewicht 1229 Pfund.

**) S. Pontoppidans natürliche Hiſtorie von Norwegen II. 20.

im Weiden rückwärts gehen müſſe, werde ich unten anführen.

Die nach hinten über den Augen ſtehenden Geweihe ſind breit, und beſtehen aus flachen gezackten Schaufeln, die nach oben am breiteſten ſind, und an den Seiten hervorſtehende Höcker haben *). Weil es ziemlich ſchwer iſt, ſo trägt der Ochs den Kopf etwas niedrig. Mann hat ſie zu 30, 40 bis 75 Pfund.

Der Elentochs oder Hirſch hat allein das Gehörn; die Kuh nicht. Er wirft es, wie andere gehörnte Thiere ſeiner Gattung, insgemein im Februar, zuweilen früher, auch ſpäter, ab.

Genick, Bruſt, Schultern außerordentlich ſtark. Die Hinterläufe kürzer, als die vordern. In den Vorderfüßen hat das Thier die meiſte Kraft. Mit dieſen wehrt es ſich allezeit gegen ſeine Feinde, und iſt vermögend, mit einem Schlage einen Wolf zu tödten.

Der Schwanz iſt kurz und ſtumpf, wie bey den Hirſchen. Der Augenwinkel lang und in die Krümme geſpalten. Die Thränendrüſe anderthalb Zoll lang, und einen halben breit. Mit der Zeit wird dieſe Materie dick, gallericht und hart. Das Thier verlieret ſie, ſie wird aber ſelten gefunden **).

Die

*) Eine ſehr natürliche Abbildung des Geweihes, wie auch des Elents, in ſeiner Lage an der Erde, nur mit zu langem Schwanze, in den Mannigfaltigkeiten 1771. S. 421.

**) Es muß ſich doch dieſe Materie nicht ohne Grund in dieſen Höhlen abſondern, und zu der Geſundheit des Thieres, vielleicht, wenn es ſehr erhitzt iſt, dienlich ſeyn.

Die Zunge kommt mit der Ochſenzunge überein, und die Kinnladen ſind, wie bey allen wiederkäuenden Thieren. In der Unterkinnlade hat es acht ſcharfe und ſpitzige Schneidezähne, die an den äußerſten Enden in einen halben Zirkel gelagert, und ſehr geſchickt ſind, die Rinden der Bäume abzuſchälen.

In der Oberkinnlade vorne fehlen die Zähne; ſtatt derſelben nur ein dickes, ſchwarzes, ſchwammichtes, gekerbtes Stück Fleiſch, welches ſich mit der hervorſtehenden Oberlippe endiget. Dann aber folgen ſechs doppelte runde und ſcharfe Backenzähne, wie bey dem Rindvieh, mit welchen es wiederkäuet. In die Kerben des obern Wulſtes paſſen die Schneidezähne der Unterkinnlade.

Das, was dieſes Thier vorzüglich eigen hat, iſt eine knorplichte Warze unter der Kehle, von welcher zween Bärte mit drey Zoll langen Haaren herunterhangen, unten zuſammenſtoßen, und einen Bart, wie einen zugeſpitzten Kegel, bilden. Nur der Elentochs hat dieſen Kehlbart, der ſich aber nicht gleich, ſondern erſt nach einigen Jahren bey ihm einſtellt.

Bey der Zergliederung

hat man gefunden, daß die Eingeweide, wie bey den Hausochſen, beſchaffen ſind. Der größte Magen iſt zum Theil noch mit einem netzartigen Sacke umgeben, der ſtatt der Fettdrüſen lauter Luftblaſen, in der Größe einer Kaſtanie, hat.

In dem Magen finden ſich oft Haarbälle, wie bey den Gemſen, Hirſchen und Rindern, die ſich von den eingeleckten und verſchluckten Haaren bilden.

Die

Die Gedärme werden 48 Fuß lang angegeben, und haben einen Blinddarm, von 13 Zoll Länge. Die Leber klein, und ohne Gallenblaſe. Das Herz ſehr ſpitz. Das Gehirn klein, aber die Zirbeldrüſe ungewöhnlich groß. Die Geruchwarzen beſonders groß und hervorragend. Oben am Halſe über den Schultern ſechs Zoll lange Haare, wie Mähnen.

Von Würmern, die in ſeinen Eingeweiden entdeckt wären, hab' ich noch keine Nachrichten gefunden.

Was die Lebensart

dieſer Thiere betrifft; ſo wollen wir uns zuerſt von ihrem

Aufenthalt

unterrichten. Dieſen nehmen ſie gewöhnlich in den dickſten, dunkelſten und bruchichten Wäldern, wo ſie am wenigſten geſtört werden. Am liebſten wählen ſie ſich die Winkel im Forſte, wo nicht gar weit davon beſäete Erbſenfelder ſind, und ſollen oft, wie das Rhinozeros, ſo tief im Moraſte liegen, daß nur die Naſe hervorragt.

Ihre ordentliche Nahrung

iſt fettes Gras, Kraut und grünes Getreide; beſonders Erbſen: der jährige Aufſchuß von Fichten und Wacholdern, wie auch Laubholz, Heidekraut. Dieß alles graſen ſie mit den Vorderzähnen, und der Unterkinnlade ab, und machen es mit der Zunge klein, wobey ſie immer, wie andere graſende Thiere, vorwärts gehen.

 Am

Am liebſten ſchälen ſie die Baumrinde der Zitterpappeln oder Espen ab, wobey ſie ſich auf den Hinterbeinen aufrichten, und mit ihren breiten, meiſſelförmigen Zähnen die Borke aufwärts ſtoßen und ſo weit abſchälen, als ſie ſolche auf den Hinterbeinen erreichen können.

In Canada lieben ſie den Stinkbaum (Anagyris foetida) ſo ſehr, daß ſie ihn mit den Füßen unter dem Schnee vorkratzen.

Die Jäger wiſſen es, daß ſie ſich gern bey den, vom Winde umgeworſenen Eſchenbäumen aufhalten, und davon die Borke ablöſen. Daher pflegen ſie ſolche Bäume zu fällen, und ſich zu verſtecken, um dabey die ſich bald einſtellenden Elente zu ſchießen.

Sie gehen allezeit heerdenweiſe und weiden in Geſellſchaft von mehreren. Im Winter pflegen ſie das, in Preußen häufig wachſende Rennthiermoos, unter dem Schnee hervorzuſcharren.

Das Naturell und die Eigenheiten dieſes Thieres zeichnen es ſehr von andern ſeiner Gattung aus.

Es iſt an ſich dumm, einfältig und ſo furchtſam, daß es oft vor einem weit ſchwächern Feinde die Flucht nimmt. Selbſt ſeine Stimme, die es ſelten hören läßt, iſt ſchwach, und eher blökend, als ſchreyend, faſt wie eines Menſchen, der im Schlamme verſinkt, und ängſtlich ſtöhnt.

Der Biſchof zu Sammland in Preußen, hatte einmal ein junges Elentkalb erzogen. Dieß war ſo dumm, daß es im Winter vor der Oeffnung des eingeheizten

heizten Ofens ſo lange ſtand, bis ihm das Fell verbrannte, und es auf der Stelle krepirte.

In Amerika hat man doch Beyſpiele von gezähmten, die wie Pferde vor dem Schlitten ziehen *).

Bey den Kämpfen in der Paarungszeit wird es wild, wie wir unten hören werden. Wenn es verfolgt wird, und nicht weiter kommen kann; ſo wehrt es ſich mit den Vorderfüßen, womit es gewaltig hauen und ſchlagen kann.

Zuweilen hat man Beyſpiele von Hirſchen, ſelbſt von zahmen, die einen Menſchen unter ſich kriegen, und ihn mit dem rechten Vorderfuße, als mit einem Dreſchflegel, braun und blau prügeln.

Wenn das Elent angeſchoſſen iſt, ſtürzt und noch lebt; ſo müſſen ihm die Jäger ſuchen von hinten beyzukommen, weil es ſonſt alles mit den Vorderfüßen zu Trümmern ſchlägt.

In Preußen verfolgte einmal ein Huſſarenofficier bey einer Parforcejagd in der königlichen Suite ein Elent unaufhörlich, und hatte es ſchon an einigen Orten verwundet. Da das Thier nicht weiter konnte, ſprang es mit einemmale auf ſeinen Verfolger, und hat ihn mit Sattel, Zaum und der Haut des Pferdes von hinten bis nach dem Halſe, abgeſtreift, würde ihn auch mit den Vorderfüßen zerſchmettert haben, wenn nicht der König mit ſeinem Gefolge dazu gekommen wäre.

Sie ſind im Laufen ſo ſchnell, daß kein Pferd, Hund oder Wolf ihnen nachkommen kann. Dabey wiſſen ſie mit großer Behendigkeit durch tiefe Moräſte zu ſetzen, und im Schwimmen ſind ſie ſo geſchickt, daß ſie die größten Flüſſe und breiteſten Landſeen ohne

*) S. Pennants arktiſche Zoologie II. 24.

Gefahr durchpaſſiren. Wie Linne' verſichert, ſoll das Elenthier in einem Tage 50 Meilen laufen können.

Zuweilen fallen ſie plötzlich auf der Flucht nieder, als ob ſie geſchoſſen wären, vermuthlich aus Furcht, liegen ganz ſtill, und laſſen Hunde und Jäger nahe an ſich kommen, ohne aufzuſtehen. Dieſer Umſtand hat ſicher zu der Fabel von der fallenden Sucht, den erſten Anlaß gegeben. Doch ſollen ſie im Jagen oft todt niederfallen, und ihnen das Fett, wie Blut, aus der Naſe dringen.

Noch eine andere Eigenheit zeigt ſich bey dem Thiere im Laufen, die aber das Rennthier auch hat, daß die Schalen an den Füßen bey jeder Bewegung ein ſtarkes Geklapper machen. Es ſoll nicht anders klingen, als ob die Beine aus allen ihren Gelenken brächen. Die Wölfe ſollen auf dieſen Schall ſehr aufmerkſam ſeyn, demſelben nachgehen, und wenn ihrer mehrere ſind, das Thier überwältigen. Einen ſchlägt es mit dem Vorderfuß auf einmal nieder.

Dieſes Schlagen mit den Vorderfüßen, und Streifen mit den ſpitzigen Hufen, nennen die Jäger Schellen. Iſt ein Elenthirſch tödtlich verwundet; ſo geht er, wie der Bär, gerade auf den Schützen zu. Kann er ſich nicht an einen Baum retten, ſo iſt er verloren. Er ſchlägt ihn nicht nur zu Boden; ſondern tritt ſo lange auf ihm herum, bis er ihm alle Knochen zermalmet hat.

Die Zeit der Fortpflanzung

fällt in das Ende des Auguſts, etwa 14 Tage vor der Brunſtzeit der Hirſche. Um dieſe Zeit laſſen beyde Geſchlechter ein dumpfes Stöhnen von ſich hören, wodurch

wodurch ſie ſich von ihrer Gegenwart benachrichtigen.

Der Elenthirſch wird alsdann ganz wüthend, hört und ſieht nicht, ſtampft beſtändig mit den Füßen an die Erde, und ſcheuet keine Gefahr. Unter den männlichen Thieren entſtehen, wie bey den Hirſchen, die blutigſten Kämpfe um die Weibchen. Dabey ſtehen ihnen alle Haare zu Berge, daß ſie das fürchterlichſte Anſehen bekommen.

Ihre Hitze und Wuth geht ſo weit, daß ſie ſich auf der Kuh tödten laſſen. Ein Jäger in Preußen ſchießt das Thier in der Begattung mit dem Hirſche todt; der Hirſch aber hat nicht nachgelaſſen; ſondern das getödtete im Fallen noch beſchlagen *).

Stört ein Elenthirſch den andern in dieſem Geſchäfte der Natur; ſo ſpießt er ihn, nicht mit dem Geweihe, ſondern mit den Läufen oder Schuhen, die ſo ſpitz und ſcharf ſind, daß der Stärkere dem Schwächern damit den Bauch aufritzt.

Die Elentskuh trägt 9 Monate, und wirft ordentlich nur ein Junges, die ältern Thiere bringen allezeit zwey; höchſt ſelten drey. Das Werfen ſoll ſehr leicht, und in wenigen Augenblicken von ſtatten gehen. Das Kalb folgt der Mutter ſchon nach den erſten 24 Stunden, und nicht, wie man vorgiebt, nach 14 Tagen.

Die Anhänglichkeit der Jungen an der Mutter iſt bewundernswürdig. Iſt dieſe angeſchoſſen; ſo bleibt das Kalb etliche Tage auf der Stelle, wo die Mutter getödtet worden, und läßt ſich ohne Furcht greifen. Die Jungen folgen der Mutter wohl drey Jahre lang.

 Das

*) S. Bocks Naturgeſchichte von Preußen IV. 109.

Das Alter dieſer Thiere erſtreckt ſich über 50 Jahre, und man will durch die Enden ihrer Geweihe ausgemittelt haben, daß einige mehr, als 80 Jahre erreichen.

Sie können ſehr zahm gemacht werden, wenn man ſie jung aufzieht. Sie werden unter andern Hausthieren des Menſchen ſo gewohnt, daß ſie den Kopf zum Fenſter hineinſtecken, und das geſalzene Brot nehmen. Man füttert ſie mit Gerſten und Hafertrank, mit eingebröckeltem groben Brot; auch Kohl- und andern Blättern.

In Preußen hat man ſie zuweilen ſo gewöhnt, daß ſie mit der Heerde aus- und eingetrieben ſind. In Curland hatte ein Edelmann ein Elent, welches ſich allezeit bey Tiſche einfand, und das Schloß, oder den Drücker am Speiſezimmer mit der Klaue des rechten Vorderfußes öffnete.

Alte eingebrachte Thiere behalten ihre Wildheit, und können nicht völlig gezähmt werden, ob ſie ſich gleich mit den Heerden der Pferde, und des Rindviehes, auf den Weiden nicht nur ſehr gut vertragen; ſondern ſich unter einander kratzen, lecken und ſcherzen.

Der König von Dännemark ließ 1724 neun zahme Elente aus Norwegen nach Friedrichsberg bringen. Ein Kavalier wollte mit ihnen ſpielen; aber ſie nahmen das ſo übel, daß ſie ihm die Rippen im Leibe zerſchlugen.

Im Jahr 1680 wurden einige Elente beyderley Geſchlechts in den berliniſchen Thiergarten gebracht, und hernach in die Wildniß gelaſſen; ſie ſind aber verſchwunden. So auch die 1717 nach Potsdam gebrachten 20 Elentskälber, welche ebenfalls geſtorben ſind.

Das Aufſetzen des Gehörns bey den jungen Kälbern iſt in mehr, als einer Art merkwürdig. Es wächſt aber mit den Enden nicht bey allen auf gleiche Weiſe, indem ſich manche nur in eine breite Fläche ohne Spitzen endigen.

Im erſten Jahre bekommt der männliche junge Elenthirſch eine Zacke, und heißt ein angehender Hirſch; im zweyten Jahr zwey Enden, und wird ein Spießer, und ſo geht der Zuwachs der Enden jährlich durch eine Zacke fort; doch nicht ohne Ausnahme, daß alſo das Alter daraus nicht ſicher zu beſtimmen iſt.

Im erſten Jahre iſt das Geweihe gerundet, im ſiebenten wächſt es ihm breit, mit ordentlichen Zacken am Ende, wie eine ausgebreitete Hand mit Fingern. Ein alter Hirſch wird daher ein Kronhirſch genannt. Bisweilen ſitzen 16 bis 18 Spitzen am Geweihe, die ſo weit aus einander geſtanden haben, daß zwey Perſonen räumlich dazwiſchen ſitzen können. Auf dem Schloſſe zu Königsberg wird eins von zwanzig Zinken, als eine beſondere Seltenheit gezeigt.

In Preußen werden die Elentshörner nicht Geweihe, ſondern Schaufeln genannt.

Der Elenthirſch wirft jährlich im Februar, wie der Hirſch, ſein Geweihe ab, und ſetzt ein neues auf. Um dieſe Zeit wird er ſehr unruhig, und empfindet ein peinliches Jucken unter der Haut der Geweihe, welches ihm, wie einige wollen, von den weißen Larven gewiſſer Fliegen, die ihre Eyer an dieſe weichen Stellen legen, verurſacht wird. Daher reibt er den Kopf an allen Bäumen.

Um dieſe Zeit kratzen ſie ſich mit den Hinterfüßen hinter den Ohren blutig, nicht, um ſich von der fal-

 lenden

lenden Sucht zu befreyen, ſondern ſich bey dem anhaltenden Jucken Linderung zu verſchaffen.

Anfänglich iſt das Gehörn mit einer dünnen, kurz und feinhaarigen Haut überzogen, die mit vielen Blutgefäßen durchwebt iſt. Dieſe ſtreift ſich der Elenthirſch gegen die Brunftzeit mit großer Mühe ab, daß ihm die blutigen Lappen um den Kopf hängen, welches ihm ein widriges Anſehen giebt.

Die gefundenen **Schaufeln** müſſen in Preußen auf Befehl ins Forſtamt geliefert werden.

Die Verbreitung

des Elent erſtrecket ſich durch ganz Europa, Livland, Curland, Preußen, Pohlen, Litthauen, Sibirien, gegen die chineſiſche Gränze, bis tief in die chineſiſche Tartarey. Das Thier dient hier zur Jagd, und heißt **Han ta han.**

Zur Zeit des Kaiſer **Gordians** wurden **zehn** Elente nebſt andern ausländiſchen Thieren zum perſiſchen Triumph nach **Rom** gebracht; aber aus welchem Lande? Man vermuthet aus **Preußen**, weil die Römer den **Bernſtein** daher bekamen. Da aber die alten Einwohner Preußens dieß Thier als eine Gottheit, oder Götterboten verehrten; ſo iſt ſchwerlich zu glauben, daß ſie es andern Völkern überlaſſen haben.

Als König Friedrich I. dem ruſſiſchen Kaiſer **Peter** zum Vergnügen ein großes Jagen anſtellte, wurden einige hunderte mit Pfeilen erlegt, und 1718 wurden in Preußen bey einer Jagd noch an die 36 Stück geſchoſſen; jetzt aber ſind ſie ſeltener geworden.

In **Amerika** fängt es mit Kanada und Kap Breton an, und führt den Namen **Mooſe-Deer.** Durch

Vergleichung eines lebendigen Mooſe=Deers aus Kanada, iſt man völlig überzeugt, daß es mit unſerm Elent ein und eben daſſelbe Thier ſey *). Die Franzoſen nennen es **Orignal.**

Es gehet nicht höher, als zur **Hudſonsbay**, von da aber herunter bis **Neuengland**, und gar bis **Virginien.**

Es giebt davon in Amerika allerley Spielarten: größere und kleinere. Die **kleinern** heißen **Wampooſen**, und ſind weißlich grau; die größern braun.

Unter den großen muß es wahre Rieſen geben, wenn anders die Beſchreibungen davon richtig ſind **). Ein Thier in Kanada, **Orignac**, hat flache Hörner, wie eine Hand, zuweilen eine Elle lang, von 150 Pfund.

Andere geben die Höhe des amerikaniſchen Elents ſiebenzehn **Hände**, und das Gewicht zu 1229 Pfund an.

Das **größte** Geweihe befindet ſich in dem Hauſe der Geſellſchaft der Hudſonsbay ***). Es wog 75 Pfund. Die Länge betrug 32 Zoll, die Breite einer Schaufel 13 und einen halben Zoll; die Weite von einer Spitze bis zur andern 34 Zoll.

Allein die **Indianer** an der Hudſonsbay reden immer noch von einer Art von **Mooſe=Deer**, welche bey ihnen **Waskeßen** heißt, deren Größe die der gewöhnlichen Elente ungemein übertrifft. Dieſe Thiere ſollen

*) S. Pennant Thiergeſchichte der nordlichen Polarländer: Titelvignette I. 20. Tab. 17. Donndorffs zool. Beytr. I. 586. Note.

**) S. Bocks Naturgeſchichte von Preußen. IV. 105.

***) S. Pennant l. c. S. 20.

ſollen ſich gegen 150 deutſche Meilen hinter dem Fort Jork finden, welches im 57ſten Grad von der Hudſonsbay liegt.

Eine Beſtätigung dieſer großen uns unbekannten Thiere des Hirſchgeſchlechts geben die **ungeheuern Hörner**, welche noch jetzt in den Sümpfen von **Irrland** ausgegraben werden. Sicher gehören ſie einem Thiere, welches dem Elenk gleicht; ſie ſind aber bey weitem größer, als die Elenkgeweihe *).

In **Virginien** hat das **Muſethier** nur die Größe eines Pferdes. Es geht, wenn es verwundet iſt, auf den Jäger los, der ihm ſeine Kleider vorwirſt, die es wüthend zertritt, und dabey getödtet wird **).

Wir müſſen nun auch

die Feinde

des Elenks kennen. Es hat große und kleine Feinde, unter welchen ihm die letzten faſt die beſchwerlichſten ſind.

1. Bären, Luchſe, Wölfe ſtellen dieſem Thiere nach. Der Wolf iſt ihm der gefährlichſte, wenn es verwundet iſt, oder wenn mehrere ein Thier anfallen; inſon-

*) Von dieſer Art iſt das große breite Geweihe, das man im Rhein gefunden, und welches der Herr von Rochow im 2ten B. der Schriften der berlin. Geſellſch. naturforſchender Freunde, S. 388. beſchrieben hat. Einige der Irrländiſchen waren 8 Fuß lang, vierzehn von einer Spitze bis zur andern, und wogen 300 Pfund. S. Pennants Thiergeſch. der nordlichen Polarländer I. 24. Einige halten ſie für Rennthierhörner.

**) S. Schlözers Erdbeſchreibung von ganz Amerika. S. 73. 149. 235. Carvers Reiſen in das Innere von Amerika, S. 167. 366.

ſonderheit, wenn ſie es auf dem glatten Eiſe antreffen. Auch ſoll ihm, wie dem Rennthiere, der Vielfraß aufſauern, auf den Hals ſpringen, und ihm die Kehle abbeiſſen *).

In Kanada ſind ſeine größten Feinde die Bergkatzen, und der Wolfsbär **).

2. Die Larven der Viehbreme ſind ſeine größte Plage. Die Haut des Thieres iſt ihnen zu dicke. Deſto leichter kriechen ſie ihm in die Naſe, bis in den Sinus frontalis, wie bey den Schafen. Ja! ſie machen ſich auch an die noch weichen Kolben des männlichen Thieres, und legen ihre Eyer daran. Vor dieſen Fliegen fliehen ſie oft in die finſterſten Wälder.

3. Merkwürdig iſt es, daß die Viehſeuche des Rindviehes auch auf dieſe Thiere Einfluß hat. Im Jahr 1752 war in Livland, Preußen, u. ſ. w. ein ſtarkes Viehſterben. Das zahme Vieh theilte die Seuche im Walde dem Rothwildpret mit, und durch dieſes wurden auch die Elente angeſteckt, daß ihrer viele wegſtarben ***).

Phyſikaliſche Irrthümer und Fabeln ****) giebt es bey dieſem Thiere genug. Wir fangen vom Plinius an.

1. „Es

*) Vrſus *Gulo;* nicht luſcus, oder die Wolverenne in Kanada, der ſo lange mit dem Vielfraß verwechſelt iſt.

**) Felis *Pardalis.* Vrſus *luſcus.*

***) S. Hupels Topogr. II. S. 439. Bocks Naturgeſch. von Preußen IV. 111.

****) Es wird wohl eben keine große Alteration des Plans in dieſer Schrift ausmachen, daß hier der Artikel von den phyſikaliſchen Irrthümern, dem von dem Nutzen und Schaden des Thieres vorgeſetzt iſt.

1. „Es ſchläft, ſagt dieſer, *) nie liegend, weil ihm die Kniee ſteif ſind; ſondern lehnt ſich gegen einen Baum, den man, um es zu fangen, einzuſägen pflegt. Seine Schnelligkeit iſt übrigens bekannt.“ Und doch hat es ſteife Kniee? Eine Fabel, die man auch dem **Elephanten** angedichtet hat, daß er an einem Baume ſtehend ſchlafe, und nicht wieder aufkommen könne, wenn er an der Erde liege.

2. Daß es wegen der großen Oberlippe im Freſſen ſtets **rückwärts** gehe, weil es ſich darin verwickeln würde, wenn es vorwärts gienge. Auch ſchon vom **Plinius** erzählt.

3. Daß es der Wolf ſo lange verfolge, bis er müde werde, und ausruhe. Das Elent thue ein gleiches. Dann jage es der Wolf wieder auf, und erhaſche es gewiß, weil ſeine **Nerven erſtarrten**, ſo bald es nach einer heftigen Bewegung ſtille ſtehe **).

4. Daß es niederfalle, ſo bald es ſein **Blut** ſehe — daß es mit der Epilepſie beladen ſey, und ſich mit der einen Klaue hinter dem Ohre kratze. Daher dieſe ein Gegenmittel gegen dieſe Krankheit ſey, wenn man ſie an ſich trage.

5. Daß es, wie die Hirſche, einen beſondern **Herzknochen** habe, dadurch man viele Krankheiten kuriren könne. Es iſt dieß aber bey dem Thiere gar nichts ungewöhnliches, da das **Rennthier** ebenfalls damit verſehen iſt, und der Knochen verſchiedenen innern Theilen

*) Naturgeſchichte von Große II. 268. Schon J. *Caeſar* glaubte dieſe Fabel. S. berlin. Mannigfaltigkeiten 1771. S. 430. Büffons N. G. der vierfüßigen Thiere X. 189. Anm.

**) Wie es der Wolf jage. S. allgem. Magazin der Natur ꝛc. XII. 290.

Theilen des Herzens zur Haltung und Feſtigkeit dient *).

6. Daß das Hermelin dem ſchlafenden Elent ins Ohr krieche, und ſich mit ſeinen ſcharfen Zähnen feſt anbeiße, wodurch dieſes in ſolche Wuth gerathe, daß es ſich ſelbſt den Kopf zerſtoße. Eine Fabel, die ſchon Pontoppidan dem Bär angedichtet hat. Indeſſen ſollen es die erfahrenſten Wildſchützen für gewiß behaupten **).

7. Daß die Kuh mit vielem Stöhnen und Schmerzen gebähre, und ihr das Kalb erſt nach einigen Wochen folge.

8. Als medicíniſchen Aberglauben führe ich noch folgende Beyſpiele an, daß das Räuchern mit Elentsklauen, als ein kräftiges Mittel gegen epileptiſche Zufälle und Mutterbeſchwerungen gerühmt wurde. Vor 200 Jahren war der, der dieſes leugnete, ein medizíniſcher Freygeiſt.

Wenn die Elentsklaue ihre gewünſchte Wirkung thun ſollte; ſo mußte man ſich nach folgender Vorſchrift richten. Die Klaue mußte vom rechten Hinterfuß eines männlichen Thieres, und dieſes zu einer beſtimmten Zeit, beſonders in der Begattung, geſchoſſen ſeyn. Von dieſer Klaue wurde ein Ring gemacht, den der mit der fallenden Sucht beladene an der linken Hand, an dem nächſten Finger am kleinen tragen mußte. Der Grund ſollte ſeyn, weil das Thier mit dieſer Krankheit be-

*) S. Rennthier; Zergliederung.

**) S. Stralſundiſches Magazin I. S. 389.

behaftet wäre, und ſich durch das Kratzen mit der Klaue davon befreye *).

Mit den gebrannten Knochen, Klauen, Blute, u. ſ. w. wurden ehemals viele abergläubiſche Kuren verrichtet.

Die Indianer in Nordamerika haben noch eben dieſen Aberglauben, und benutzen die Klauen gegen die fallende Sucht. Sie legen ſie dem Kranken ans Herz, laſſen ſie ihn in der linken Hand halten, und reiben ihm die Ohren damit **).

Der Schaden,

den dieſe Thiere thun, betrifft bloß die Felder, die nicht weit von den Waldungen liegen. Da ſie aber mehrentheils in den tiefſten Forſten ſtecken; ſo kann er nicht beträchtlich ſeyn, und ſie halten ſich bloß an das, was ihnen die Natur angewieſen hat.

Ungleich größer iſt

der Nutzen,

den die Menſchen auf mancherley Art von dieſen Thieren ziehen.

1. Das Fleiſch wird ſtatt des Rindfleiſches, beſonders auf dem Lande, gegeſſen. Es iſt wie Rindfleiſch durchwachſen, und in dieſem Stück von dem Rennthierfleiſche unterſchieden. Ueberdieß hat das Elent noch, wie der Hirſch, das ſogenannte hohe Rückenfett. In

*) Ich beſitze ſelbſt in meiner Sammlung eine Elentklaue, aus welcher einige Stücken zu Ringen geſchnitten ſind.

**) S. Pennants Thiergeſchichte der nördlichen Polarländer I. 23.

In Königsberg zahlt man für ein friſches Elend 10 bis 12 Thaler zum voraus gegen einen Schein vom Jägerhofe; für einzelne Braten aber das Pfund 2 gr.

Die Indianer ſagen: ſie könnten nach einer Mahlzeit von Mus-Fleiſch dreymal ſo weit, als ſonſt reiſen.

Die Zungen ſchmecken vortreflich. Die Naſe iſt völlig wie Mark, und in Kanada der größte Leckerbiſſen.

2. Die Knochen dienen zu allerhand Drechslerarbeit und Zierrathen.

3. Aus den Klauen kann man artige Hornſachen verfertigen, wie noch jetzt in Königsberg die Bernſteindreher daraus Armbänder, Ohrgehänge, Korallen und Ringe machen.

4. Aus den ganzen Füßen werden Geſtelle und Füße zu Gueridons und kleinen Tiſchen gemacht. Aus den Vorderfüßen Becher und Pokale.

5. Die Haut der Elentthiere iſt ſo hart und undurchdringlich, daß kaum eine Kugel durchgeht. Die alten Preußen haben ihre Küraſſe daraus genommen, und noch jetzt werden in dieſem Lande Bruſtharniſche davon gemacht, die den Schuß aushalten. Wenn man aus der Rückenhaut Streifen ſchneidet, und damit kleine Steine ſchleudert; ſo kann man ſie über hohe Thürme werfen.

6. Aus der abgeſtreiften Haut der Füße machen ſich die Jäger Futterale und Beutel über die Büchſen, Spieße, u. ſ. w. Sonſt giebt die Haut noch Kolette, Beinkleider, Degenkoppel, Handſchuhe, u. ſ. w.

Man ſagt, daß man ſich mit einer gegerbten Elentshaut gegen die Flöhe verwahren könne. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, weil ſie in den Haaren bequemere Ge-

legenheit zu niſten finden, als in den menſchlichen Kleidern.

Mit den Elentshäuten wird von **Sibirien** aus durch Rußland ein wichtiger Handel getrieben *).

Viele ruſſiſche Nationen machen daraus ihre Kleidungsſtücken, und theilen ſie in zwey Stücken, woraus ſie ihre geräucherten und ungeräucherten **Polowinki** verfertigen **).

7. Die **Haare** gebraucht man, Küſſen und Polſter auszufüttern.

8. In alten Zeiten zierte man die Palläſte am Giebel mit großen, vielzackigen **Elentsgeweihen**, wie vormals noch an dem königsbergiſchen königlichen Reſidenzſchloſſe zu ſehen geweſen.

Die **Geweihe** wurden ſonſt nach der Breite und Größe bezahlt, um ſie auf den adelichen Höfen, anſtatt der **Leuchtkronen**, in den Vorſälen aufzuhängen.

Die **Wilden in Amerika** höhlen den ſchaufelförmigen Theil der Hörner noch mehr aus, und machen daraus große Löffel, welche wohl ein Maas halten.

Aus den Hörnern machen die Buſchmänner, oder wilden Hottentotten **Tobakspfeifen**.

Die Jagd

der Elentthiere wird zum Vergnügen, und des Nutzens wegen angeſtellt. Vormals fieng man ſie mit Gruben und

*) S. Ludovici Kaufm. Lex. II. 1235.

**) S. Büffons Naturgeſch. der vierfüßigen Thiere. X. B. Mart. Ausg. S. 253.

und Fallen *); jetzt mit Hunden, und durch Belappung im Treibjagen.

Das Bellen der Hunde achten ſie nicht, und ein Hund wird niedergeſchlagen. Trifft der eine Schuß des Jägers nicht; ſo iſt er doch ſicher, und das Thier begiebt ſich gleich auf die Flucht. Einem angeſchoſſenen aber ſich zu nähern, bleibt immer gefährlich **).

Die beſten, hieher gehörenden

Schriften

ſind folgende:

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere. Martin. Ausg. X. 178. das Elen- und Rennthier (S. 241. der Anhang zum Elen das Beſte).

Hagen Nachrichten vom preußiſchen Elennthiere — in den Mannigfaltigkeiten 1771. S. 413 — 420 nebſt der Abbildung des liegenden Rennthieres, und eines Geweihes. — S. 429 — 438.

Bocks wirthſchaftliche Naturgeſchichte von Preußen IV. 94. das Elendthier.

Funke Naturgeſchichte und Technologie I. 137. das Elent.

Perrault, Charras und Dodart Abhandlungen aus der Naturgeſchichte I. 207. Tab. 26. Elant, Elendthier: (das Weibchen) nebſt der anatomiſchen Beſchreibung.

G 2 Pennants

*) Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung mit niedergebogenen und geſtellten Bäumen, wie Kolbe abgebildet hat. Kolbens Elenn aber iſt kein Elent, ſondern Antilope *Oryx* v. *Erxleben* Mammal. p. 275. Sparrmanns Reiſe 496. Tab. 1.

**) Ein mehreres von ihrer Jagd in Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere X. B. S. 250.

Pennants Thiergeſchichte der nordlichen Polarländer I. 20. Tab. VIII. Elk, Mooſe-deer, Elenthier, Mus-Thier, (eigentlich das nordamerikaniſche).

Schrebers Säugthiere IV, Tab. 46. A. Cervus *Alce* Linn. Tab. 46. B. zwey Geweihe (noch ohne Text).

Schwediſche Abhandlungen 41. B. 134. Tab. 5. b. das Elent.

Fiſchers Naturgeſchichte von Livland, 2te Aufl. 159. No. 31. Elent.

Donndorffs zoologiſche Beyträge ꝛc. I, 586. No. 2. das Elennthier.

Der fünften Ordnung der wiederkäuenden Thiere

5. Fünfte Art: das Rennthier *).

Beſchreibung.

Das Rennthier iſt von den Alten und Neuern ſehr oft mit dem Elent verwechſelt worden, und erfordert daher eine genaue Beſchreibung.

Plinii Alce und Machlis ſind nicht zwey verſchiedene Thiere, davon das erſte das Elent, das zweyte das Rennthier bezeichnet; ſondern beyde Namen ſind aus einer Verwirrung der Wörter entſtanden, und zielen bloß auf das Elentthier. Er hatte von beyden alles aus dem Caeſar entlehnt, und iſt der erſte Urheber der Verwirrung der Namen **).

So

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 177. Sp. 4. Cervus *Tarandus* α) Rangifer β) groenlandicus γ) Caribou.

**) S. Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere X. 192 — und die ungeheuere Menge Schriftſteller von beyden Thieren, S. 178 — 186.

So berühmt das Rennthier iſt, ſo hat man doch bisher bey dem großen Schwall von Schriften, darin ſeiner gedacht wird, noch keine vollſtändige, eigentlich naturhiſtoriſche Beſchreibung, noch weniger eine recht richtige und fehlerfreye Abbildung von beyden Geſchlechtern *).

Schicklicher iſt allemal die Benennung Rennhirſch für das männliche, und Rennthier für das weibliche Geſchlecht, und für beyde Rennwildpret. Den Namen Rennthier hat es von dem ſchwediſchen Worte Ren.

Die gewöhnliche Länge eines dreyjährigen Rennhirſches beträgt 6 Fuß und etwas über 2 Zoll; die Höhe des Vordergeſtells 3 Fuß 10 und einen halben Zoll, des Hintergeſtells 3 Fuß 7 und einen halben Zoll. Dieß iſt faſt gleiche Größe mit einem zehnendigen Hirſche.

Der erſte Anblick des Thieres ſcheint ſehr plump, und möchte uns ſchwerlich überzeugen, daß es in dem flüchtigſten Trabe ſo erſtaunlich ſchnell laufen könne. Wir werden aber durch ſeine Bauart und Bildung bald darüber belehrt werden.

Der Kopf iſt lang und ſtark; die Naſe breit, wie an einem Ochſen; die Naſelöcher weit und offen. Die Naſenhaut iſt faſt bey allen andern Thieren glatt und feucht, hier aber mit kurzen, weißen und grauen Haaren dicht überzogen, um ſie gegen Froſt und heftige Kälte zu verwahren, da das Thier faſt beſtändig ſeine Nahrung unter den Schnee ſuchen muß. Die

*) S. des Grafen von Mellin Monographie des Rennhirſches in den Schriften der berlin. Geſellſch. naturforſchender Freunde I. 3.

Stirn ſehr breit. Die Augen groß, nach den Ohren zu; der Hals kurz, dicke und niederhängend. Die Blätter oder Schultern ganz mit Wildpret überladen. Daher ſein Anſehen einfältig, plump und ſchwerfällig.

Das Elent hatte unter der Kehle eine Warze mit 2 Haarbärten; der Rennhirſch aber von der Gurgel an, bis eine Handbreit vor der Bruſt, eine breite Mähne, die wohl eine Spanne lang, und eine halbe Hand breit iſt, ſich wie ein Bart herunterzieht, und bey jeder Bewegung hin und her ſchwankt. Bey dem Weibchen iſt es nur ein dicker Haarſchopf.

Die Läufe ſind ſchmal, und beſonders die Röhren ungleich dünner, als bey dem Rothhirſch; die Schalen aber, oder die Hufe groß und breit, wie bey einem Ochſen, welches auf eine widrige Art abſticht.

Gleichwohl befördert dieſes alles die Schnelligkeit des Thieres im Laufen ungemein, und wir irren ſehr, wenn wir bey den unförmlich ſcheinenden Theilen mancher Thiere bloß nach ihrem äußerlichen Anſehen urtheilen wollen. Da das Thier dazu beſtimmt war, bloß in Schneegefilden der kälteſten Länder zu leben; ſo mußte ihm der Schöpfer Hufe geben, deren breite Schalen das Einſinken in den gefrornen Schnee hinderten, mit welchen es vielmehr über denſelben, wie auf einem geſchornen Raſen, weggleiten konnte.

Hinter den Schalen liegen die Afterklauen, die noch einmal ſo lang, als bey dem Rothhirſch, und, welcher Umſtand zu merken iſt, loſe ſind, daß ſie klappern.

Inwendig am Hinterlauf unter der Heſſe hat das Thier einen ovalen, hornichten Fleck, wie die Feigwarzen

warzen bey den Pferden, der mit weißen Haaren bewachſen iſt. An den **Vorderläufen** nicht. Was muß die Abſicht ſeyn?

Der **Bauch** iſt bey allen europäiſchen Thieren, den Dachs ausgenommen, von einer hellern Farbe, als der übrige Leib, und mehrentheils weiß; bey dem **Renn**hirſch aber dunkel ſchiefergrau, faſt ſchwärzlich, wie auf dem Rücken, und an den Läufen. Am Kopfe, Nacken und an den Keulen etwas heller; Hals, Bart, Mähnen, und die Kronen über den Schalen aber, nebſt der Bruſt, **ganz weiß.**

Die **Blume** noch kürzer, als bey dem Rothhirſch, und dunkelgrau.

Das **Gehörn** des **Rennhirſches** beſteht zwar aus eben der Materie, wie bey den **Roth**= und **Damhir**ſchen; iſt aber in der **äußerlichen Geſtalt** ganz verſchieden.

Es iſt von hell=gelblichbrauner **Farbe**, **ohne** alle **Perlen** und **Furchen**, und noch weniger gerieft, als bey dem Damhirſch.

Die **Stangen** ſehr lang und dünne, und die Enden ſtehen, den Eisſprieſſel ausgenommen, völlig wagerecht. Das Ende beſtehet eben, wie bey den **Damhirſchen**, aus einer **Schaufel**, die aber an der Stange nicht weit herabreicht, auch am Rande längere und rundere Spitzen hat. Die Schaufeln hat es nicht vergeblich empfangen. Es gebraucht ſie, den Schnee aufzuräumen, wozu inſonderheit die **dritte** Schaufel ſehr bequem iſt *).

*) S. *Klein* Quadrup. diſpoſitio §. 9. Tab. I.

Zergliederung.

Die Zergliederung, welche der berühmte Camper mit einem, von Lappland über Drontheim und Amſterdam geſchickten, und 1771 den 21ſten Junius zu Gröningen angekommnen, Rennthiere angeſtellt hat, macht uns die ältern eines Bartholins, Houſten, u. ſ. w. entbehrlich.

Das Thier lebte nur 24 Stunden nach ſeiner Ankunft, weil es die Hitze der Himmelsgegend nicht vertragen konnte, und ein Geſchwür zwiſchen der Mütze, oder dem zweyten Magen, und dem Zwerchfell entſtanden war. So lange es lebte, fraß es mit Begierde Kraut, Brot und andere Dinge, und ſoff viel.

Es war ein Rennhirſch von vier Jahren, weil man an allen Knochen des Gerippes noch die Anſätze ſahe. Nur im fünften Jahre erfolgt das völlige Auswachſen, woraus der Schluß gemacht wird, daß ein ſolches Thier wenigſtens 20 Jahre leben kann.

Das Haar am Leibe war ſo brüchig, daß es quer abbrach, wenn man ein wenig daran zog.

An den Hinterfüßen zwiſchen den Zehen ein Gang, der eine ölichte Feuchtigkeit von unangenehmen Geruch enthielt. In einem andern Rennthier nachher nur am Vorder- nicht am Hinterfuße. Beſondere Aehnlichkeit mit dem guineiſchen Rehchen.

Die Augen einerley mit denen am Roth- und Damhirſch. Der Stern liegt in der Quer, und die Traubenhaut iſt braun, ins Schwarze fallend. Die Thränenhöhlen, wie beym Hirſch, mit einer weißlichen, harzichten Materie. Das oberſte Augenlied hat lange und ſchwarze Wimpern, und iſt nicht durchlöchert, wie einige vorgegeben haben; ſondern ganz.

In

In der Unterkinnlade acht Schneidezähne, die ſehr klein und loſe ſind; in der Oberkinnlade eben ſo wenig, als die andern wiederkäuenden Thiere. Augenzähne fehlen. An jeder Seite beyder Kinnladen ſechs Backenzähne, oder 24.

Die Hörner waren im Wachſen: eins erſt einen Zoll, das zweyte anderthalb Zoll hoch.

Die Eingeweide, wie bey den Damhirſchen. Schade, daß ſich keine Spur von Darmwürmern gefunden hat! Die Gallenblaſe fehlte. Die Lunge groß, und die Luftröhre außerordentlich weit — zum ſchnellen Laufen nothwendig.

Das Herz von mittelmäßiger Größe, und enthielt, wie das vom Damhirſche, einen kleinen Knochen, welcher an der großen Schlagader der halbmondförmigen Klappe zur Haltung diente. Eben dieſer Knochen giebt der häutigen Wand zwiſchen den beyden Herzensſäcken, und den Blutklappen der rechten Herzkammer, eine Feſtigkeit. — Alſo gehört er zu der Natur des Thieres, wie beym Elent und Hirſch, und iſt nichts ungewöhnliches.

Unter der Haut des Halſes ein merkwürdiger, und ſehr weiter Sack, — in Geſtalt einer kegelförmigen Röhre, die im Fortgange weiter, und von zwey langen Muskeln gehalten wird. Der Sack öffnet ſich unter der Wurzel des Kehldeckels, daß man einen Finger hineinſtecken kann.

Wenn das Thier mit Gewalt die Luft aus den Lungen ſtößt, wie bey dem Brüllen: ſo geht die Luft in dieſen Sack, bläſt ihn auf, und macht an der Stelle eine große Geſchwulſt, wodurch die Stimme ſehr verändert wird. Die beyden Muskeln leeren den Sack

wieder aus, wenn es aufhört zu brüllen. — Merkwürdige Einrichtung!

Eben dieſen Sack hat der Herr Prof. Blumenbach an dem ehemals zu Caſſel geweſenen Rennthiere entdeckt *).

Viele Pavians und Meerkatzen haben einen ähnlichen Sack, und der Orang outang einen doppelten.

Die weiblichen Thiere ſcheinen ihn nicht zu haben. Verſchiedene Vögel aber, z. B. die Männchen der Säger-Enten, und anderer Vögel, ſind damit verſehen.

Wie mannichfaltig iſt die Natur in ihren Arbeiten, — nur allein bey den Thieren!

Bisher haben wir an dieſem Thiere ſchon ſo viele Merkwürdigkeiten entdeckt: was wird uns ſeine

Lebensart

zeigen? wenn wir den Aufenthalt, die Nahrung und die beſondern Eigenheiten deſſelben kennen lernen.

Sein Aufenthalt

iſt allezeit in den kälteſten Polarländern, nicht ſowohl in dicken Waldungen, als in Schneegebirgen, und auf großen, mit Moos bewachſenen Ebenen.

Es giebt wilde und zahme Rennthiere. Letztere machen den ganzen Reichthum der nordpolariſchen Nationen aus, wovon wir unten bey dem Nutzen des Thieres mehr ſagen werden.

Die

*) S. göttingiſche gelehrte Anzeigen 1773. St. 7.

Die wilden Rennthiere ſind allezeit größer, ſtärker, und ſchwärzer an Farbe. Das äußere muntere Anſehen zeigt ſchon, wie viel Einfluß die Freyheit auf das Leben der Geſchöpfe habe.

In **Lappland**, und in den nördlichen Provinzen von Aſien, giebt es vielleicht mehr zahme, als wilde Rennthiere; in **Grönland** aber ſollen ſie alle, nach dem Zeugniß der Reiſenden, wild ſeyn, weil ſich die Einwohner mehr mit See- als Landthieren abgeben.

Die **wilden** Rennthiere gehen heerdenweiſe zuſammen. Auf **Kamtſchatka** ſiehet man Rudel von tauſend, und mehreren, welche die kahlen Moosfelder dergeſtalt bedecken, daß ſie von weitem, wegen des ſtarken und äſtigen Geweihes dieſer Thiere, wie ein **Buſchwerk** ausſehen.

Die Nahrung

der Rennthiere im Sommer ſind in den Thälern allerley Kräuter, Blätter und Mooſe, wie die Natur giebt; allein der Sommer iſt für ſie eine ſchlechtere Jahreszeit, als der Winter. Sie werden mager, und von den Inſekten ſo geplagt, daß ſie kaum noch in der Haut hängen.

Der Herbſt und Winter iſt für ſie, und ihre Natur die vortheilhafteſte Jahreszeit, die ihnen der Schöpfer aus beſonderer Güte für die armen, aller Bedürfniſſe des Lebens beraubten, und in dieſe öden Gegenden verbannten Einwohner, angewieſen hat.

Im Sommer gehen ſie auch ſehr begierig auf die **Schwämme**. Kommt eine zahme Heerde in einen Birkenwald; ſo iſt ſie nicht mehr beyſammen zu erhalten. Alle Thiere zerſtreuen ſich, und ſuchen Schwämme.

Oft

Oft genießen ſie darunter den giftigen Fliegenſchwamm, von welchem ſie betäubt werden, und niederfallen. Doch ſchadet er ihnen nicht weiter. Das Fleiſch iſt unſchädlich, wenn ſie erſt, nachdem ihnen der Rauſch vergangen iſt, geſchlachtet werden. Tödtet man ſie aber, ſo bald ſie fallen, ſo werden alle, die das Fleiſch genießen, ſo taumelnd und wahnſinnig, als hätten ſie den Schwamm ſelbſt gegeſſen.

Das beſonderſte iſt, daß der ganze Schwamm unverdaut weggeht, und daß er nichts, als ſeinen narcotiſchen Hauch den Nerven mitgetheilet hat. Der **Urin** enthält die concentrirte Kraft dieſes betäubenden Gifts, und führt es häufig wieder aus dem Blute ab. Daher die **Koräken**, und andere ſibiriſche Nationen, als große Liebhaber des Fliegenſchwammes, welche ſich keinen Vorrath deſſelben anſchaffen können, den **Harn** von den damit berauſchten Thieren auffangen, und ſich darin beſaufen. Wie ſonderbar!

Eben ſo ſehr lieben die Rennthiere wieder den **Urin** der Menſchen. Sobald ſie ſehen, daß jemand harnen will, laufen ſie zu, und halten das Maul unter, lecken auch den Harn aus dem Schnee auf. Dadurch ſollen ſie beſonders zahm, und ihrem Herrn getreu werden, wenn er ſie oft von ſeinem **Urin** genießen läßt. Wie ſonderbar!

Die **Koräken** führen daher allezeit Gefäße von Birkenrinde bey ſich, in die ſie harnen, und ihren, daran ſchon gewöhnten Thieren alle Morgen, kleine Portionen austheilen. Zu viel ſchadet ihnen, weil ſie davon betrunken werden, und man ſie in den Schnee eingraben muß. Vermuthlich geſchieht ſolches, wenn der Menſch, von deſſen Harn ſie bekommen, nicht

lange

lange vorher vom Fliegenſchwamm berauſcht geweſen iſt.

Die Sache läßt ſich aus der Natur der wiederkäuenden Thiere erklären, welche alle eine beſondere Begierde, **Salz zu lecken**, haben, wie von den Salzlecken für das Wildpret bekannt iſt. Die wilden Rennthiere lecken das **Salz des Meereiſes**, und die zahmen ſind aus eben dieſer Urſache nach dem **Urin**, wegen des darin enthaltenen Salzes, ſo begierig, da ſie, beſonders unter dem Schnee, nichts Salzhaftes bekommen können.

Der Winter aber iſt ihre glücklichſte Lebenszeit. Da gedeyen ſie, und finden ihre beſte Nahrung in dem elenden, trocknen, korallenförmigen, ſogenannten **Rennthiermoos**, bey welchem alle andere Thiere verhungern würden. Es ſcheint einzig und allein für ſie geſchaffen ſeyn. Wie wollten ſonſt die armſeligen Einwohner, die ſelbſt nichts haben, ſo zahlreiche Heerden erhalten können?

Längs dem Eismeer ſind große Heiden, Wüſten und Gebirge ganz damit überzogen. Es iſt gleichfalls in Deutſchland auf dürren Heiden, und in einigen Fichtenwäldern anzutreffen *).

Ganz allein lebt das Rennthier im Winter davon. Durch ſeinen ſcharfen **Geruch** trifft es allezeit die Stellen, wo dergleichen ſteht. Der reiſende Lappe überläßt es ihnen ganz allein ihr Futter zu ſuchen. Wenn ſie anfangen, Gruben in den Schnee zu machen; ſo

*) Das bekannte Lichen *islandicus*; rangiferinus. v. *Linn.* Amoen. acad. IV. 151. Es muß doch beſondere Kräfte haben, da es zu einem Brey gekocht, bey Lungenſüchtigen die erwünſchteſten Wirkungen hat.

ſo hält er inne, ſchlägt ſein Zelt auf, und das Thier hat ſein Futter gefunden. Mit ſeiner dritten Schaufel räumt es den Schnee weg, und muß es öfters mit den Füßen noch etliche Fuß tief unter dem Schnee hervorkratzen. Dieß iſt der eigentliche wahre Nutzen der Schaufeln. Denn als Gewehr können ſie ſolche nicht gebrauchen, da ſie dieſelben zu der Zeit, wenn ſie ſolche am nöthigſten hätten, gegen den Winter, mit dem Gehörn abwerfen. Denn gegen die Raubthiere wehren ſie ſich, wie das Elent, durch das Hauen und Schlagen mit den Vorderfüßen. Eben ſo wenig gebrauchen ſie ſolche zum Durchſtoßen des Eiſes, um zu dem Waſſer zu gelangen, weil der Schnee in allen Fällen die Stelle deſſelben vertritt.

Wer muß nicht über die Weisheit der ſchaffenden Vorſehung erſtaunen, daß ein ſo zahlreiches Geſchlecht von Thieren, die den in den unglücklichſten und unfruchtbarſten Gegenden wohnenden Menſchen ſo nützlich, und ihr ganzer Reichthum ſind, ſo daß oft eine Familie an die 20000 Rennthiere hat, von einer kleinen, dürren elenden Pflanze, mit der die Natur gleichſam ihre Blöße nur zu bedecken ſcheint, nicht nur allein, ganz allein ernährt, ſondern ſo feiſt wird, daß man drey Querfinger hohes Fett aus dem Rücken ſchneiden kann. Das Rennthier iſt dieſen dürftigen Menſchen, und das Moos iſt dieſen Thieren alles. Es giebt ihnen alles, was ſie brauchen; Kleider und Nahrung, — und ſie geben ihm nichts: — dürfen ihm nichts geben. Es geht aus, und äſet ſich mit ſeinem Moos. Die Natur giebt ihm alles. Wie ſonderbar! *).

Außer

*) Ein Verzeichniß der Futterkräuter des Rennthieres in Büffons Naturgeſch. der vierfüßigen Thiere X. 313.

Außer dieſen beſondern Umſtänden ſeiner Oekonomie, hat das Rennthier in ſeiner ganzen Lebensart

noch ſo viele **Eigenheiten**,

daß wir ſchwerlich bey einem andern Thiere ſo viele ſpezielle Beweiſe der Vorſehung finden, die alles **an und außer ſeinem Körper** für ſeine **Erhaltung** ſo weislich eingerichtet hat. Wir müſſen nur den Umſtand nicht aus den Augen verlieren, daß es beſtändig in Schneeländern lebt, und den Einwohnern das einzige Mittel zu ihrer Erhaltung ſeyn ſoll; ſo werden uns die vorzüglichen Eigenſchaften deſſelben deſto deutlicher in die Augen fallen, und deſto wichtiger ſeyn.

1. Seine **Naſenhaut** iſt mit Haaren gefüttert, damit ſie keinen Schaden leide, da das Thier immer im Schnee wühlen muß.

2. Seine **Füße** ſind recht zum Laufen gebauet, und ſeine großen **Lungen**, und der beſondere **Luftſack** ſtimmen dazu, damit es den Raubthieren, inſonderheit den Wölfen, entgehe, und das ſchnelle Laufen aushalten könne. Denn es läuft ſchneller, als ein Pferd, und kann in einem Tage an die 30 Meilen machen.

3. Seine **Füße** kann es beſſer, als ſein Gehörn, zur Wehr gebrauchen, und einen Wolf damit zu Boden ſchlagen. Oft überfällt die zahmen im Schlitten ein beſonderer **Starrſinn**, daß wenn ſie nicht laufen wollen, und Schläge bekommen, ſich das Thier kurz umwendet, und mit den Füßen auf den Fahrenden zuſchlägt, der ſich alsdann geſchwind mit dem Schlitten umwälzt, bis der Eigenſinn vorüber iſt.

4. Sein Gehörn, beſonders die dritte Schaufel, dient ihm ſtatt Schippe und Spadens, den Schnee

über ſeiner Lieblingsſpeiſe, dem Mooſe, wegzuſchaufeln.

5. Sein Inſtinkt lehrt es, ſich nicht einzeln in den Wäldern zu zerſtreuen, ſondern heerdenweiſe beyſammen zu bleiben, weil ihm dann die Raubthiere nicht beykommen können.

6. Bey der geringſten Bewegung der Füße, ſchon wenn es nur, wie die Pferde, zuſammenſchaudert, entſteht an den Vorder- und Hinterfüßen ein beſonderes, knarrendes Geklapper, welches man, wenn es in vollem Trabe iſt, — denn das iſt ſein eigentlicher Gang — auf hundert Schritt hören kann.

Man hat davon manche Urſache und Abſicht angegeben, die aber nicht hinreichen, die Sache ins Licht zu ſetzen. Es ſey z. B. in der Höhlung des Hufs ein Steinchen, in der Größe der Krebsſteine, welcher dieſes Klappern verurſache? — Ein Klappern, das man auf 100 Schritte hören kann!

Andere ſind der Meynung, daß es von den loſen Afterklauen herrühre, die im Laufen beſtändig übereinander ſchlagen. Allein ein gewiſſer Kavalier*) hat ſich die Mühe gegeben, ſich dicht an das Rennthier auf den Boden zu legen, und aufs genaueſte auf die Bewegung der

*) Der Marquis d'Amezaga. S. Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere. X. 290. 291. Der Graf von Mellin ſagt ebenfalls: „bey jedem Tritt, den das Thier thut, hört man über den Schalen ein Knacken, als wenn man kleine Steine ſchüttelte, oder dünne Stöcke zerbräche. Wenn es die Schalen langſam auf die Erde ſetzt, hört man das Knacken eben ſowohl, obgleich weniger ſtark, als wenn es ſchnell, und mit mehrerer Kraft auftritt, oder trabet." S. Schriften der berl. Geſellſchaft naturforſchender Freunde. I. 19.

der Füße Achtung zu geben, da er denn durch wiederholte Verſuche wahrgenommen habe, daß das Klappern nicht von den Hufſchalen, ſondern von den Kniegelenken der Füße komme, und das Geknarre allezeit ſtärker ſey, wenn ſich das Thier ſtärker bewege.

Die Abſicht ſoll ſeyn, daß ſich die Heerden, wenn ſie einander nicht ſehen können, dadurch gleichſam zuſammenrufen, welches bey den ſtarken Nebeln in den Gebirgen deſto nöthiger iſt, da die Thiere oft nicht zwey Schritte vor ſich ſehen können. Es iſt mir aber wahrſcheinlicher, daß ihnen die Natur dieſes Signal zur Verſcheuchung des Wolfs gegeben habe, der, wenn ihn nicht der größte Hunger treibt, ungemein ſcheu iſt, und durch das geringſte Geräuſch verjagt wird. Doch will ich gern jede andere Erklärung annehmen, wenn ſie nur der Natur und den Umſtänden des Thiers näher entſpricht.

7. Sie harnen ſehr oft, und kommen leicht um, wenn man ſie daran hindert. Die Koräken haben daher einen beſondern Ruf, ſie zum Harnen zu reizen, wie unſere Fuhrleute die Pferde durch Pfeifen.

8. Nicht minder merkwürdig ſind die beſondern Wanderungen, welche die wilden Rennthiere in ihrem Lande, nach der Jahreszeit halten. Sie ziehen beſtändig innerhalb gewiſſer beſtimmter Gegenden in einem großen Zirkel herum, und kommen ungefähr alle anderthalb Jahre wieder auf die vorigen Weideplätze.

Gewöhnlich ziehen ſie im Frühjahre von dem Eismeer nach Süden, in die Waldungen und hohen Gebirge, wo ſie von den Inſekten weniger geplagt werden. Im Herbſt aber, wenn der größte Schnee fällt, be-

geben ſie ſich nach den kahlen und flachen Moosheiden an der See.

Sie halten dabey aber einen beſtändigen Strich, das iſt, einmal gemachte Wege, von denen ſie nicht einen Schritt abweichen. Dieſe Wege ſind tief ausgetreten, wie hohle Wege, in welchen fünf bis zehn Rennthiere neben einander gehen können. Wo ſie einmal über einen Fluß geſchwommen ſind, da thun ſie es wieder bey jeder Wanderung.

Dieſen Umſtand machen ſich die Jäger an den nördlichen Strömen zu Nutze, und erlegen ihrer viele mit Geſchoß und Lanzen.

Bey dieſen Heerzügen halten ſie eine gewiſſe Ordnung. Die Kühe mit den Kälbern müſſen voran, worauf denn erſt in einigen Wochen die Böcke folgen. Eine weiſe Fügung der Natur! Die trächtigen Thiere, und jungen Kälber würden ſonſt durch das Drängen der geſchloſſenen Heerde von vielen Tauſenden eher beſchädigt werden. Denn ſie ſind oft ſo zahlreich, wie mächtige Armeen, und kaum zu überſehen. Bey ihren Verſammlungen grunzen ſie wie die Schweine, und geben keinen andern Laut von ſich.

Bey ihren Wanderungen verlieren ſie ihre gewöhnliche Schüchternheit, und wenn ſie über einen Fluß ſetzen, laſſen ſie ſich durch nichts irre machen.

9. Zu den Beſonderheiten dieſes Thieres gehört auch noch das Abwerfen des Gehörns, deſſen Bau und jährliches Abfallen es zu der Verwandſchaft mit dem Hirſchgeſchlecht bringt.

Unter allen dieſen horntragenden Thieren aber iſt dieſes die einzige Gattung, da das Weibchen eben ſowohl,

wohl, wie das Männchen, mit Hörnern, nur kleinern, verſehen iſt.

Der Bock wirft ſein Gehörn allezeit nach der Brunſt ab, welches im Januar geſchiehet; das Aufſetzen aber dauert bis in den Auguſt, da er feget; alſo dauert ſolches weit länger, als bey dem Damhirſche. Die Kuh aber behält es, bis ſie geworfen hat: gemeiniglich am fünften Tage nach der Geburt, juſt um die Zeit, da das Junge anfängt zu laufen, und der Mutter zu folgen.

10. Kein einziges Thier aus dem Hirſchgeſchlecht bekommt Geweihe von ſolcher Länge, und mit ſo ausgebreiteten Zweigen, als das Rennthier. Denn man findet Geweihe unter den wilden, die ſich faſt eine Klafter, oder ſechs Ellen ausbreiten *). Einer von den Zinken der Hörner, der über den Kopf nach vorn zu ausläuft, pflegt ſich außerordentlich zu verlängern und ſchaufelförmig zu werden, wie die andern. Allein dieſe dritte verlängerte Schaufel, iſt, wie wir ſchon einigemal erinnert haben, die Schneeſchaufel des Thieres, und iſt, nicht ohne Abſicht, verlängert, damit ſie von den andern in der Arbeit nicht gehindert werde.

Das neue Gehörn bleibt aber mit Enden und Stellung ein Jahr, wie das andere: im erſten, wie in den

*) Colinſon verſichert in einem Schreiben an den Hrn. von Büffon vom 6ſten Febr. 1765: er habe von den ausgegrabenen großen Hörnern in Irrland, bey welchen oft das ganze Thierſkelet gefunden werde, welche geſehen, welche 10 Fuß zwiſchen ihren äußerſten Gelenken geweſen wären, und Enden gehabt hätten, welche vorn nach dem Geſicht des Thieres, wie bey dem Rennthiergeweihe, ausgelaufen wären.

den übrigen, und in dieſen, wie im erſten. Es iſt alſo daran das Alter des Thieres nicht zu erkennen. In einigen Jahren wird es größer, in andern kleiner, welches auf Weide und Wohlbefinden ankommt.

In der Fortpflanzung

haben die Rennthiere ebenfalls manche Beſonderheit.

Die wilden ſowohl, als die zahmen belaufen ſich im Herbſt, zu Ende des Septembers, da die Hirſche mit dem erſten dieſes Monats den Anfang machen. Die Böcke geben in dieſer Zeit den widrigſten Geruch von ſich, daß man ſie ſchon von Ferne wittern kann.

Vierzig Wochen geht die Kuh trächtig. Nach dieſer Zeit ſetzt ſie ein, höchſtens zwey Kälber, welche wie die Hirſchkälbchen gefleckt ſind. Da ſie bloß auf dem Schnee geboren werden; ſo muß man ihre harte Natur bewundern. Es giebt auch unter ihnen Gelte-Thiere, die gar nicht tragen, und ſehr fett werden.

Merkwürdig iſt es, daß die Zahl der weiblichen Geburten allezeit die männlichen übertreffen ſoll. Nach fünf Tagen wirft die Mutter das Gehörn ab, und das Junge folgt ihr, gegen welches ſie ungemeine Zärtlichkeit und Treue beweiſet. Einjährige Kälber gebären ſchon wieder, und fahren damit bis in ein ziemliches Alter fort. Wenn ſie, wie einige vorgeben, auf 100 Jahre alt würden, und wie man an zahmen bemerkt haben will, zuletzt ganz einſchrumpften; ſo würde ihre Vermehrung ins Unendliche gehen, und das Gleichgewicht überſteigen; allein die Natur hat auch hier Gränzen geſetzt, weil die trächtigen Kühe gar oft, wegen des ſtarken Lauſens, und wegen der vielen Schrecke von wilden Raubthieren, unzeitige Geburten bekommen.

Die Lappländer, die ſich vorzüglich mit der Rennthierzucht abgeben, ſuchen ihre Racen dadurch zu verbeſſern, daß ſie wilde Böcke unter ihre Heerden laſſen; und bleiben zur Brunſtzeit mit den zahmen Thieren in den Wäldern. Die davon fallenden Thiere ſollen zur Arbeit weit ſtärker und dauerhafter, auch viel ſchneller im Laufen ſeyn, und werden daher vorzüglich zu den Schlittenreiſen gebraucht. Die überflüſſigen Bullen kaſtriren ſie, und verrichten dieſe Operation mit den Zähnen.

Bey der Brunſtzeit giebt es oft blutige Kämpfe unter den Böcken. So ſanftmüthig ſonſt dieſe Thiere ſind; ſo wüthend werden ſie alsdann, wie die Hirſche, und ſtoßen ſich mit ſolcher Hitze, daß ſie ſich oft, wie dieſe, mit den Geweihen verwickeln, und man ſie beyde todt findet.

Das Alter ſoll ſich eigentlich nicht über 14 Jahre erſtrecken. Die Böcke ſterben einige Jahre eher. Vor ihrem Ende werden ihnen die Zähne los, und fallen aus, daß ſie ſich nicht mehr ernähren können.

Zuweilen fallen ganz weiße Rennthiere, die aber keine beſondere Art ausmachen. Eine weiße Art bleibt genau in dem Landſtriche ihres Kirchſpiels. Im ſüdlichen Theile deſſelben z. B. ſieht man ſelten eins; aber etwan acht Meilen nordlicher iſt wenigſtens jedes fünfte weiß.

Die Verbreitung

dieſes Thieres fängt von dem höchſten Polarlande: Spitzbergen an, wo es nur den weißen Fuchs und weißen Bär neben ſich hat. In Grönland iſt es eben ſo wohl zu Hauſe, als in Lappland, Norwegen,

bey den Oſtiaken, Samojeden, Tunguſen, Koräken und Kamtſchadalen; überhaupt längs dem ganzen Eismeere.

Häuslich ſind ſie beſonders bey den Lappen, Oſtiaken, Koräken, und andern Nationen in Sibirien.

In Amerika lebt dieſes nämliche Thier an der Hudſonsbay, in Kanada, ſelbſt bey Quebek, und in den bewohnten Theilen Akadiens, unter dem Namen Karibou *).

Die Stelle im Cäſar von dem Hercyniſchen Walde kann unmöglich von unſerm jetzigen Harzwalde, der ſich nur auf Sachſen einſchränkt, verſtanden werden. Wahrſcheinlich hat er dadurch ganz Brandenburg, die Mark, Preußen, Pohlen, Litauen, Großrußland und Moskow gemeynt. Sonſt müßten unſere Gegenden ehemals viel kälter geweſen, und bey zunehmender Wärme von dieſen Thieren verlaſſen ſeyn.

In der alten Welt geht das Rennthier nicht ſo tief herunter. In Europa erſt jenſeit den 61ſten Grad. In dem nordöſtlichen Aſien aber fand Gmelin bey den Tunguſen, und Pallas bey den Udinskiſchen Bergtartaren, wilde und zahme Rennthiere.

Auch in der großen Tartarey bey den Orochontataren finden ſich Thiere, unter dem Namen Oron, die ſie vor den Schlitten ſpannen; es ſind keine andere, als Rennthiere.

Feinde, und Widerwärtigkeiten

haben die Rennthiere genug auszuſtehen; ſonſt würden ſie noch zahlreicher ſeyn.

1. Wenn

*) S. *Erxleben* Mammal. p. 307. Donndorffs zool. Beytr. ꝛc. I. 603. V. *Caribou*.

1. Wenn ſich in manchem Herbſt eine ſo dicke Eisrinde über den Boden legt, daß ſie nicht durchbrechen, und das Moos hervorholen können, oder

2. ein ſo hoher Schnee fällt, daß es ihnen unmöglich wird, zu dem Mooſe zu kommen; ſo müſſen viele verhungern.

3. Geſellen ſich dazu allerhand **Krankheiten**, als **Schwindel**, wenn ſie ſich immer links umdrehen, — **Geſchwüre** in den Schenkelmuskeln, und andere mehr, dadurch ihrer viele aufgerieben werden *).

4. Der **Wolf** iſt ihr gefährlichſter Feind, beſonders wenn ihrer mehrere beyſammen ſind, und zum Unglück die Rennthiere ſich zerſtreuet haben. Sie ſollen in einer Nacht über **hundert** würgen können **).

5. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſie, da ſie zum Hirſchgeſchlecht gehören, mit eben den **Eingeweidewürmern** geplagt ſind, die man bey den Hirſchen und Rehen findet, und verſchiedene, die ſich mit der Anatomie der Rennthiere beſchäftiget haben, ſind auch auf die Spur gekommen, daß in den Eingeweiden derſelben **häufige Waſſerblaſen** geweſen ſind ***). Nichts anders als **Blaſenwürmer**. Sie haben auch, wenn ſie an einem hitzigen Fieber ſterben, viele kleine **weiße Rundwürmer** (Aſcarides) in den verdorbenen Gedärmen ****).

*) Dieſe Krankheit heißt in Kimi Lappmark Slubbo, und iſt an ſich nicht tödtlich, nur die damit behafteten können nicht laufen, und fallen dem Wolf in die Klauen. S. ſchwed. Abhandl. XXI. 226.

**) Davon ſ. im 1ſten Theil die Naturgeſchichte des Wolfs. S. 155.

***) *Steno* in ſeiner Anatome *Rangiferi* nach Grawmans Zeugniß in ſ. Abhandl. über die Franzoſenkrankheit des Rindviehes. S. 24.

****) S. ſchwed. Abhandl. XXI. 288.

6. Nicht minder ſind verſchiedene **Inſekten** den Rennthieren eine groſze Plage, und befördern ihren Tod. Dahin gehören.

α) die ungeheuren Schwärme von **Mücken**, oder **Moskiten**, die ſie in der groſzen Sommerhitze, da die Sonne etliche Monate in dieſen Ländern über dem Horizonte ſteht, überfallen, und nicht wenig peinigen. Beſonders machen ſie ihnen zu der Zeit, wenn ſie die friſchen Kolben aufſetzen, die meiſte Noth, ſo daſz ſich die zahmen öfters nach dem Hüttenrauche ihrer Herren begeben, um dieſe ſchlimmen Gäſte los zu werden.

β) Inſonderheit aber giebt es zweyerley ganz eigene Arten von **Viehbremen**, aus dem Geſchlecht der *Oeſtrus*, von welchen bey den Rennthieren, theils in der Kehle unter der Zungenwurzel, theils im Rückenfell die **Engerlinge**, oder Larven dieſer Fliegen entſtehen, und den davon geplagten Thieren Beulen, Geſchwüre und Krankheiten verurſachen.

Die **Lappen** ſelbſt unterſcheiden beyde Arten von Inſekten, und nennen die erſtere, welche ihre Eyer in die Naſenhöhle und in den Schlund leget, *Trumbe*; die andere aber, welche ſie auf den Rücken der Thiere fallen läſzt, *Curbma* *).

Wir

*) Der Ritter Linne' unterſcheidet ſie ebenfalls im 4ten Bande der Amoen. acad. p. 164. und nennt die 2te Curbma; die erſte aber *Trumbe*, auch *Sarke*, welche ihre Eyer in den Schlund des Thieres lege. Vorher aber ſagt er: *Vermiculi*, Würmer werden am Gaum und in der Stirnhöhle der Rennthiere auf eben die Art, wie bey den Pferden und Schafen, erzeugt. Uns wundert denn doch, daſz dieſer groſze Inſektenkenner dem Oeſtrus Trumbe, eine Erzeugung der Vermiculorum oder Naſenwürmer zuſchreibt, welches Un-

Wir wollen zuerſt dieſe Art von Krankheit von der *Curbma* beſchreiben, und zeigen, wie ſehr die Rennthiere dieſes Inſekt ſcheuen; hernach aber die ganz beſondere Spuren der Vorſehung bey dieſer ganzen Oekonomie ins Licht ſtellen.

Unkundige auf den Gedanken bringen ſollte, als ob es wahre Würmer, und keine Inſektenlarven wären, da es doch nur zwo verſchiedene Inſektenarten einer Gattung ſind.

Die *Curbma* iſt es, welche die Rennthiere am meiſten fürchten. Im Syſt. Nat. ed. 12. p. 969. Sp. 2. nennt er ſie: Oeſtrus *Tarandi*, alis immaculatis, thorace flavo faſcia nigra, abdomine fulvo, apice flavo: mit ungefleckten Flügeln, gelbem Bruſtſchilde mit einer ſchwarzen Binde, dunkelgelbem, an der Spitze hellgelbem Hinterleibe.

Wir können hinzuſetzen: totus *hirſutus*. Die Fliege iſt ganz rauch und haaricht.

Am beſten iſt dieſes Inſekt in des Linn. Flora *Lapponica* p. 360—363 und den ſchwediſchen Abhandl. I. 145. beſchrieben, und daſelbſt Tab. II. Fig. 5. 6. abgebildet; ſeine Feindſeligkeiten aber ſind im 4ten Bande der Amoen. acad. p. 156 angeführt.

Die *Trumbe* ſcheint eine beſondere Art des Afterkriechers, Oeſtrus *haemorrhoidalis* zu ſeyn, welche den Hirſchen gleiche Plage unter der Zunge und in der Naſe verurſacht. Dieſes Inſekt muß mit vieler Vorſicht ſeine Eyer in dem Naſenſchleim anzubringen ſuchen, weil das Rennthier, ſobald es die Sache merkt, beſtändig ſchnaubt, und mit dem Kopfe um ſich ſchlägt, wovon im Lande viele Fabeln erdichtet ſind. S. ſchwed. Abhandl. XXXVI. 145. In der 13ten Ausgabe des Linn. N. S. P. V. von Gmelin p. 2810 ſind folgende Arten noch unterſchieden:

1. Oeſtrus *Trompe*.
2. —— Tarandi.
3. —— Naſalis.
4. —— haemorrhoidalis.

S. Neue ſchwed. Abhandl. VII. 112. Die Gattung Oeſtrus von Modeer und 159.

Ich denke, beydes ſoll für unſere Leſer eine lehrreiche und unterhaltende Erzählung werden. Wir erinnern nur unſere deutſche Jugend und Leſer, daß ſie die nämlichen Phänomene von dieſem Inſekt an den Engerlingen der Hirſche, Rehe, und jungen Rinder ſehen.

Am ſicherſten wird uns hier ein Augenzeuge leiten, deſſen Beobachtungen ich allen andern Beſchreibungen vorziehe, und mit deſſen Worten ich erzählen werde *).

1. „Als ich im Brachmonat angekommen war, ſchreibt dieſer Reiſende, waren ſchon alle Lappen, ihrer Gewohnheit nach, in die Schneegebirge geflohen, weil ſie in dieſer Jahrszeit die Rennthiere nicht vor den Fliegen bergen konnten.“

„Einige waren noch mit ihren Thieren zurückgeblieben. Dieſe hatten ſchon viel gelitten. Ihr Gehörn war rauch, noch weich, voll Geblüte, und einem Polypen gleich; ſie ſelbſt aber waren von den Inſekten ſo zugerichtet, daß das Blut an ihnen herunterlief.“

»Die Lappen pflegen ſich ſelbſt mit dem Rauche angezündeter Schwämme gegen das Ungeziefer zu ſchützen. Daher kamen auch die geplagten Thiere, an dieſer Wohlthat Theil zu nehmen, und legten ſich bey den Hütten nieder, welches ihnen vor ihren grauſamen Feinden eine kleine Weile Linderung ſchaffte.«

»Gleich

*) Es iſt unſer großer Linne' ſelbſt, der von der königl. ſchwediſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften 1732 nach Luleo-Lapmark, zum Beobachten geſendet wurde, und die Naturgeſchichte dieſer Inſekten im 1ſten Band der ſchwed. Abhandl. S. 145. beſchrieben hat. Ich liefere dieſe Geſchichte in einem freyen Auszuge mit einigen Berichtigungen der Ausdrücke und Erläuterungen.

„Gleich an dem erſten Tage, da ich in die Gebirge gekommen war, merkte man es ſchon an dem Rennthiere, das den Eßkorb trug, wie ſolches unterweges unzählichemal plötzlich ſtehen blieb, und mit aufgereck-tem Haupte, geſpitzten Ohren, und ſtarren Augen als wäre es vom Schlage gerührt, ſtockſtille ſtand, und weder durch Ziehen, Drohen, noch Schläge aus der Stelle zu bringen war; kurz hernach aber von ſelbſt wieder fortgieng *).“

„Des andern Morgens kamen wir auf den Gebir-gen an. Ich nahm meine Ruheſtätte zwiſchen zwo Rennthierhäuten, außen vor einer Lappenhütte, weil ich den Dunſt inwendig noch nicht vertragen konnte. Hier wurden nun die Rennthiere bey Tauſenden, ganz früh von Jungen und Hunden hervorgetrieben, und von alten und jungen Manns- und Weibesleuten ge-molken.“

„Hier merkte ich, daß die Thiere von einem un-ſichtbaren Feinde geplagt wurden. Alle reckten ſie zugleich die Köpfe in die Höhe, ſperrten die Ohren und Augen weit auf, ſtampften mit den Füßen, und ſtanden eine Weile ganz beſtürzt und ſtille; fiengen aber die vo-rigen Bewegungen ſo geſchwind, und zugleich von neuem wieder an, daß eine Compagnie Soldaten ihre Hand-griffe nicht hurtiger und fertiger hätte machen können, und dieſes thaten ſie wohl über hundertmal.“

„Da ich die Lappen fragte, was dieſes zu bedeuten hätte, antworteten ſie; die Thiere würden von den Fliegen

*) Das Thier war bisher von den Moskiten und an-dern Inſekten geplagt; jetzt aber witterte es den Oeſtrus, den es weit mehr, als alle übrigen ſcheuete.

Fliegen verfolget. Dieß machte mich aufmerkſam, und nachdem ich lange genug Achtung gegeben, wurde ich einige Fliegen gewahr, die bald vor- bald rückwärts in der Luft herumflogen. Als die Lappen ſahen, daß ich mich bemühete, einige zu fangen, kamen ſie mir ſelbſt zu Hülfe, ſo daß ich in kurzem fünf Stück bekam. Sogleich ſetzte ich mich nieder, ſie zu beſchreiben, da denn die Lappen alle um mich herum traten, und ſich über mein Papier, Feder und Tinte nicht genug verwundern konnten.«

»Das ganze Inſekt war ſo groß, wie eine Hummel, und überall rauch.«

»Der Kopf ſchwarz und rauch mit großen glänzenden ſchwarzen Augen. Unter denſelben etwas blaßgelb.«

»Die Bruſt ebenfalls rauch. Der Grund blaßgelb mit einem ſchwarzen Streifen.«

»Die beyden Flügel waren weiß und durchſichtig, etwas über einander geſchlagen.«

»Beine und Füße bleich, die Schenkel rauch und ſchwarz. An jedem Fuße zwo ſcharfe und ziemlich große Klauen, mit einer kleinen Haut oder Ballen unter jeder.«

»Zwey ſehr kurze Fühlhörner. Das Maul klein, ohne einiges Gebiß.«

»Die Balanzirſtangen unter den Flügeln, an der Seite der Bruſt, mit einem Häutchen umkleidet.«

»Der Schwanz *) ſteckte nicht aus dem Leibe hervor. Ich konnte ihn aber, wie bey den Stubenfliegen her-

*) Dieß iſt eigentlich kein Schwanz; ſondern der Legeſtachel des Inſekts, den es nach Belieben ausſtrecken, und einziehen, und ſeine Eyer aus demſelben auslaſſen kann.

herausdrücken, und er war wie eine Perſpektivröhre, da eine in die andere geht, gebildet. Sonſt hatte die Fliege weder vorn noch hinten, ein verwundendes Inſtrument.«

»Ich konnte mich nicht genug wundern, warum die Rennthiere vor einem ganz wehrloſen Inſekt ſo furchtſam flöhen? Allein ich wurde darüber bald belehrt.«

»Zween Tage nachher, da ich die Rücken der Rennthiere mit ihren vielen Bremſenbeulen beſichtigt hatte, wurde ich gewahr, daß ſie alle in der Mitte eine Oeffnung hatten, in die ich eine Gänſefeder ſtecken konnte, inwendig aber durch etwas zurückgehalten wurde. Einige Löcher waren doppelt ſo groß, und hatten im Grunde eine ſchwarze, ausgeſpannte, und etwas erhabene Haut, welches mich bewog, ganz hart mit dem Finger auf die Beule zu drücken, ob es die Rennthiere gleich nicht gut vertragen konnten. Es wurde aber eins feſt gehalten.«

»Durch den Druck ſchlüpfte eine Puppe heraus, ſo groß, wie eine Eichel, und weiß; an dem Ende aber, womit ſie an dem Loche geſeſſen hatte, ſchwarz, und der ganze Körper mit ringförmigen krauſen Ränden beſetzt. Ich legte ſie mit Rennthierhaaren in eine Schachtel. Sie mochte aber zu ſtark gedruckt ſeyn, und vertrocknete. Eine andere aber nahm ich glücklicher heraus, wobey viel Blut aus der Bremſenbeule floß, und endlich alle Tage eine eiterhafte Feuchtigkeit, wie aus einer Fiſtel. Dieſe Puppe verwandelte ſich nach einigen Tagen in der Schachtel in eben ſolche Fliege, wie ich ſie gefangen hatte.«

»Nun ſuchte ich auch zu erfahren, wie die Fliege den Thieren beyzukommen ſuche. An dem Rennthiere,

das

das meine Kleider trug, bemerkte ich, daß uns dieſe Fliege in einem Striche **drey bis vier Stunden** verfolgte, und allezeit gerade über des Rennthiers **Rücken**, oder unmittelbar hinter demſelben herflog.«

»Sie hielt den Schwanz (Legeſtachel) beſtändig gerade ausgeſtreckt, und trug am äußerſten Ende deſſelben ein **weißes Ey**, in der Größe eines Senfkorns. Es war mir kein geringes Vergnügen, das Inſekt nicht nur den ganzen Tag, als unſere Begleiterin, mit uns fortreiſen; ſondern öfters, beſonders wenn die Luft kalt war, ermüdeter, als ich ſelbſt war, zu ſehen.«

»Mit ihren **Eyern** gieng ſie überaus vorſichtig zu Werke, und getrauete ſich ſolche nicht eher auf den Rücken des Thieres fallen zu laſſen, als bis es ſtille ſtand, ließ auch oft einige an der Seite vorbeyfallen.«

»Am meiſten war die **Treue** des Geſchöpfs zu bewundern, die bis zur **eigenſinnigſten Standhaftigkeit** gieng, daß es nicht nachließ, bis es zuletzt vor Mattigkeit im Schneegebirge niederfiel, als ob es todt wäre, daß man es mit den Händen aufnehmen konnte. Kaum aber hatte es ein Paar Minuten auf dem Schnee gelegen, und ſich wie eine matte Biene verſchnaubt, ſo flog es auf den nächſten grünen Platz, wo es etwa noch ein anderthalb Minuten ausruhete, und dem lieben Rennthiere, dem es ſeine Brut anvertrauen wollte, von neuem nachflog.«

»Eben ſo ſehr iſt bey den Rennthieren der **Inſtinkt** zu bewundern, ſich von den Verfolgungen dieſes kleinen Feindes zu befreyen. Daher entſtand alle Morgen, nachdem ſie gemolken waren, und auf die Weide getrieben werden ſollten, ein luſtiger Wettſtreit zwiſchen den Rennthieren, Hirten und Hunden.«

»Die

»Die Rennthiere wollten ſchlechterdings dem Winde entgegen, aus Vorgefühl, daß die Fliege die Arbeit gegen den Wind nicht ertragen, und ſie verlaſſen würde. Die Hirten aber wollten ſie mit dem Winde gehen laſſen, weil ſie aus der Erfahrung wußten, daß im Gegentheil, wenn ſie gegen den Wind zögen, dieſelben ihrer Gewohnheit nach, den ganzen Tag ohne Futter herumlaufen würden, daß ſie niemand wieder zuſammenbringen könnte. Denn kein Lappe wußte, daß dieſe Fliegen der Beule des Rennthieres wegen, die ſie Curbma nennen, mitzögen.«

2. So merkwürdig alle dieſe Umſtände ſind; ſo ſichtbar auffallend ſind auch dabey die Spuren der weiſeſten Vorſehung, die ſich auch in dieſen rauhen und finſtern Gegenden, in der Erhaltung eines kleinen verächtlichen Thieres, nicht unbezeugt gelaſſen hat.

a. Wie gut iſt die kleine Fliege bekleidet, und gleichſam in einen rauchen Haarpelz eingehüllt, weil ſie ſonſt leicht in dieſen kalten Schneegebirgen erfrieren würde!

b. Welche Fürſorge für die Brut und Kinder dieſer treuen Mutter, da ſie den ganzen Winter durch von dem warmen Blute derſelben, wie eine Frucht im Mutterleibe, ernähret werden!

c. Wie ſicher und bequem iſt das Winterlager dieſer, aus den Eyern ausgekommenen Larven, zwiſchen Fell und Fleiſch des Rückens der Rennthiere, — an einer ſo lauen Stelle, da weder zu ſtarke Wärme, noch Kälte iſt!

d. Und warum hat die Vorſehung juſt den Rücken der Rennthiere, und nicht den Bauch dazu erwählt? damit ſie die Thiere auf keine Weiſe los werden, oder beſchädigen ſollen. Am Bauche würden

ſie

ſie beym Niederlegen des Thieres leicht zerdrückt, oder mit den Füßen ausgekrazt werden können.

e. Bey dem Rennthiere ſind gleichſam zur Ausbrütung dieſer Inſekten, ſchon alle Vorkehrungen gemacht. Da kein Thier mit ſo dichten Haaren, als das Rennthier, bekleidet iſt; ſo pflegen dieſe des Sommers am längſten zu ſeyn, und wenn ſie ausfallen ſollen, alle auf dem Rücken nicht nur in die Höhe zu ſtehen, ſondern hie und da von der Haut abzugehen.

Dieſen günſtigen Zeitpunkt weiß die Fliege zu treffen, um ihre Eyer, ſchwebend über dem Thiere, auf deſſen Rücken fallen zu laſſen, damit dieſelben zwiſchen den aufrecht ſtehenden Haaren auf die Haut fallen, wo ſie gleich kleben bleiben, weil ſie, wenn ſie aus Mutterleib kommen, mit einer klebrichten Feuchtigkeit, wie faſt alle Inſekteneyer, überzogen ſind.

Hier an dieſer warmen Stelle wird das Ey ordentlich ausgebrütet, bis die kleine Made oder Larve auskommt, und ſich unter die Haut einbohrt und anfängt, von den Säften des Thieres zu zehren. Mit jedem Tage wird die Larve größer, und der Zufluß an dieſer Stelle, wo ſie liegt, ſtärker, wodurch die Haut erhöhet und ausgeſpannt, oder zu der eigentlichen Bremſenbeule (Cürbma) wird *).

f. Wun-

*) Unmöglich kann ich dem Hrn. von Reaumür beypflichten, welcher der Meynung iſt: die Fliege ſteche erſt mit ihrem Stachel in die Haut, und laſſe das Ey zurück, wie die Schlupfweſpen oder Ichneumons. Dieß iſt wider alle Erfahrung, und unſere hieſigen Viehbremen, Oeſtrus bouis, machen es eben ſo, daß ſie ſchwebend über dem Thiere ihre Eyer fallen laſſen. S. *Reaumur* Hiſt. Inſ. Tom. V. p. 527 — 528. figg. omnes.

f. Wunderbarer Aufenthalt! Eben ſo wunderbare Nahrungsart! Das Loch wird immer größer, und wächſt nicht zu. Es iſt eine wahre lebendige Fontanelle. Gleichwie durch dieſe am Arm oder Fuße des Menſchen der Zufluß der Säfte an dieſen Ort gezogen wird, und das Loch nicht zuwächſt, ſo lange es durch eine Erbſe offen gehalten wird; ſo vertritt auch hier der Körper der Larve die Stelle der Erbſe, das Zuwachſen der Oeffnung zu hindern.

g. Und ob die Bremſenbeulen, und die darinnen wohnenden Einſiedler gleich den Thieren ſehr empfindlich ſind; ſo dient es ihnen gleichſam zur Kur, viele unreine, geſammelte Säfte aus dem Körper zu ziehen, und ſie gegen den Winter deſto geſunder zu machen: alſo ein Mittel zu ihrer Erhaltung. Zwar ſterben viele daran. Es iſt aber die Frage, ob nicht die wilden dabey beſſer wegkommen, als die zahmen, die ſchon durch ihre Lebensart mehr geſchwächt ſind. Das Gleichgewicht in der Natur weiß die Vorſehung, bey dem Leben und Sterben der Thiere, doch zu halten *).

Wenn die Lappen die Natur des Inſekts beſſer verſtänden; ſo würden ſie ihre Rennthiere im Heumonat, da die Fliege ihre Eyer anzubringen ſucht, mit Decken auf dem Rücken, die nur ganz ſchmal ſeyn dürften, zu verwahren ſuchen. Die wilden wiſſen ihnen in dieſer Zeit beſſer auszuweichen, beſonders die Alten, die ſchon mehr Erfahrung haben, und fliehen in die

*) Die wilden Rennthiere in Lappland, ſagt Linné ſelbſt in dieſer Abhandlung S. 342. haben ſelten Bremſenbeulen, da ſie ſich zur Sommerszeit nach ihrem eigenen Triebe beſſer berathen können.

die Schneegebirge, bis die Zeit der Fliege vorüber iſt. Daher auch gewiß von dieſen bey weitem daran nicht ſo viele, als von den zahmen, ſterben. Die Lappen aber treiben ſie entweder nicht zu rechter Zeit in die Gebirge, oder jagen ſie am Tage von dieſen mit Gewalt in die Thäler der Nahrung wegen, und wiſſen von der Erzeugung der Curbma durch die Fliegen nichts.

h. Einen merkwürdigen **Umſtand** müſſen wir hierbey nicht überſehen. Die Larve verwandelt ſich in der **Curbma** oder in der Beule in die **Puppe**, und die Fliege kriecht alsdann aus dem Loche der Fontanelle aus.

Von unſern **Oeſtris** wird behauptet, daß die Larven, wenn ſie ſich zur Verwandlung anſchickten, aus den Beulen kröchen, an die Erde fielen, ſich in dieſelbe einbohrten, und darinn verpuppten; allein ich glaube, die Sache iſt noch nicht genug unterſucht, und wahrſcheinlich würden auch im May oder Brachmonat, in den Beulen unſerer Rinder **Puppen** anzutreffen ſeyn.

2. Zuletzt iſt noch die ganz außerordentliche **Sympathie** der Fliege gegen das Rennthier, und die **Antipathie** des Rennthiers gegen die Fliege, zu bewundern.

Das Rennthier iſt ein ſo großes und ſtarkes Thier, daß es ſich mit dem Wolfe aufnimmt, und öfters Hörner und Füße gegen ſeinen Herrn wendet; gleichwohl **fürchtet** es ſich vor einer kleinen elenden Fliege, die man mit einem Schlage des ſchwächſten Reischens tödten kann, und **die weder Gebiß noch Stachel hat**, ſo entſetzlich, daß es aus den lappländiſchen Ebenen auf die höchſten Schneegebirge und Felſen fliehet, und es den ganzen Tag, wenn es auch noch ſo hungrig

iſt,

iſt, nicht wagt, aus dem Schnee ins Thal zu gehen; ſondern beſtändig mit aufgeſperrten Augen, geſpitzten Ohren, und geſtrecktem Halſe, gleichſam auf der Wache ſteht, ſtampft, ſchnaubt, mit dem Leibe ſchaudert, und mit dem kurzen Schwanze wedelt. Wer hat das Rennthier gelehrt, daß ihm dieſe Fliegen Schaden thue? Man ſollte glauben: das Thier wiſſe nicht, wie ihm die Larven in den Rücken kämen.

Die Fliege hingegen hat einen ſo heftigen Trieb zu dem, vor ihr fliehenden Thiere, daß ſie die wenigen Tage ihres Lebens ohne Ruhe und Erleichterung hinbringt. Sie vergißt alles, und fliegt ganze Tage, in gutem und böſem Wetter, hinter dem Rennthiere her. Sie folgt ihm ſo unverdroſſen, bis ſie endlich ermüdet, und auf den Schnee niederfällt: bloß in der Abſicht, ein Paar Eyer auf des Thieres Rücken fallen zu laſſen. Sie hat aber derſelben ſo viele in ihrem Eyerſtock, daß wenn auf jedes Rennthier nur ein Ey fallen ſollte, dazu ein ganzes Regiment kaum hinreichend ſeyn würde.

So klein dieſes Inſekt iſt, ſo groſe Ungelegenheit macht es den Lappen. Sie müſſen erſtlich im Brach- Heu- und Aerntemonat (Junius, Julius und Auguſt) ihre Heimath verlaſſen, und mit ihren Heerden in die Schneegebirge flüchten.

Die Thiere ſind öfters, ehe ſie in die Gebirge ziehen, ſchon ſo ausgemergelt, daß ſie kaum noch in der Haut hängen können, da ſie in den Paar Sommermonaten die beſten Kräfte ſammeln ſollten. Auf den Gebirgen müſſen ſie immer im Schnee ſtehen, und geben wenig Milch.

Wie werden die Häute durch die Engerlinge verdorben, da ſie öfters ganz durchlöchert ſind, und im Preiſe ſehr verlieren!

Es ſtirbt auch wohl der dritte Theil der Rennthiere an dieſen Bremſenbeulen; inſonderheit, wo ſie im andern Jahre ſind, da ſie davon die größte Plage haben.

Man hat daher auf Mittel gegen dieſes Uebel gedacht, und den Theer als das bewährteſte gefunden. Einige Tropfen in die Beule gelaſſen, tödtet Larve und Puppe, und den Rücken des Thieres damit beſtrichen, läßt die Eyer nicht aufkommen *). Doch ſollen auch die Krähen den mit Bremſenbeulen beladenen Rennthieren nachziehen, ſich auf den Rücken ſetzen, und ihnen die Wohlthat erweiſen, die Larven aus ihren verborgenen Wohnungen herauszuholen.

V. Endlich haben ſie auch noch einen Feind an der eigenen, ſogenannten Rennthierbreme, Tabanus *Tarandinus* L.) beſonders in Norwegen und Lappland, die ſich an die vorkeimenden weichen Hörner ſetzt, und ihnen empfindliche Schmerzen macht.

Verſchiedene phyſikaliſche Irrthümer

ſind in der Naturgeſchichte dieſes merkwürdigen Thieres zu berichtigen: als

1. Es habe eine beſondere Höhlung im Felle über den Augenbraunen, durch welche es durchſchiele, wenn es bey ſtarkem Schneegeſtöber die Augen ſchließen müſſe, und ſich vor dem Blenden des Schnees verwahren

*) Von den Mitteln gegen dieſe Plage hat Triewald im 1ſten Bande der ſchwediſchen Abhandlungen, S. 158. geſchrieben.

wahren wolle *). Camper hat, wie oben gezeigt iſt, das Gegentheil dargethan **).

2. Es iſt falſch, daß es mit den Hörnern das Eis durchſtoßen müſſe, um zu dem Waſſer zu kommen.

3. Eben ſo ungegründet iſt es, daß ſie nicht **wiederkäuen** ſollten, welches ihr zweyter Magen, Hals und Bau der Zähne widerlegt.

4. Daß man das **Alter** an der Zahl der Zinken erkenne, da die Hörner in jedem Jahre mit gleicher Zahl zum Vorſchein kommen.

5. Daß das Klappern der Füße von einem Stein, oder den loſen Afterhufen herrühre. Es entſteht in den Kniegelenken.

6. Daß die Rennthiere den **Pocken** unterworfen wären ***). Man hat die Bremſenbeulen dafür angeſehen.

Hieher gehören auch die **Irrthümer** bey der Oekonomie der **Bremſen**, die den Rennthieren nachtheilig ſind: als z. B.

7. Daß der **Naſenkriecher** beſtändig vor den Naſenlöchern des Thieres herumſchwebe, und weil das Inſekt ſeinen **Saamen nicht hinterwärts**, ſondern **durch den Mund** von ſich gebe ****); ſo fliege es ho-

 ri-

*) Wie Pontoppidan vorgiebt in ſeiner natürlichen Hiſtorie von Norwegen II. 22.

**) S. Campers Naturgeſchichte des Orang-outang, einiger andern Affenarten, und des Rennthiers von Herbell. 4. 1791. S. 95.

***) S. Linder von den Franzoſen. S. 2.

****) Was kann das anders für Saamen, als Eyerbrut ſeyn?

rizontal vor dem Thiere vorbey, und gieße ſein Gift in die Naſenlöcher, oder es gebe einen Dampf von ſich, welchen das Rennthier durch das Athemholen in ſich ziehe. Ein Vorgeben, welches ganz wider die Erfahrung iſt! Unſern Hirſchen und Schaafen iſt es eben ſo ungelegen, daß ihnen der Oeſtrus Eyer beybringen will. Deſſen ungeachtet können ſie es nicht wehren, daß er nicht ſein Tempo erſieht, dem Thiere in den Schlund oder in die Naſe zu fahren, und in der größten Geſchwindigkeit ſeine Eyer abzulegen: ſollte es auch nur vorn in den Schleim der Naſenlöcher ſeyn. Sind die Larven erſt ausgekommen; ſo wiſſen ſie ihren Weg ſchon weiter hinauf zu finden.

Wundern muß man ſich indeſſen nicht wenig, daß verſchiedene neuere Naturforſcher die Naturgeſchichte dieſer Rennthierbremen ſo überaus unrichtig angegeben haben.

„Außerdem, ſagt Statius Müller *), werden ſie noch von einer beſondern Art ſtechender Horniſſen geplagt, welche daher auch Rennthierhorniſſen genannt werden. Dieſe entſtehen aus der Haut der Rennthiere ſelbſt, indem in derſelben Würmer wachſen, welche aus den Eyern der Horniſſe erzeugt werden **).“

Die

*) In der Erklärung des Linne'iſchen Naturſyſtems I. 398.

**) Dem Verfaſſer der ſchätzbaren Naturgeſchichte und Technologie für Schullehrer ꝛc. I. 136. iſt auch ein Ausdruck entwiſcht, der eine genauere Beſtimmung verdient:

„Die Bremſe läßt über dem Rennthiere das Ey fallen. Dieß — das Ey — dringt alsdann in die Haut, und erregt ein ſchmerzhaftes Geſchwür.“

Nim-

Die Fliegen, welche das Rennthier plagen, ſind weder Horniſſen (Veſpa *crabro)*, noch ſtechende Inſekten; ſondern ſie gehören zu einer beſondern Gattung der Zweyflügler, Oeſtrus, die weder Gebiß noch Stachel haben.

Dieſe Horniſſen entſtehen erſt aus der Haut des Thieres ſelbſt, und wie? indem in derſelben Würmer wachſen, und dieſe Würmer werden doch aus den Eyern der Horniſſe erzeugt. Welch ein Labyrinth. Ich denke immer, wenn ich dergleichen leſe, in der Naturgeſchichte ein Paar hundert Jahre zurück zu ſeyn, da man faſt alles, was lebte, aus dem Brey einer faulen Materie wachſen ließ.

Ich komme endlich

auf den **Schaden und Nutzen**

der Rennthiere.

Es iſt beynahe kein Thier auf Gottes Erden, das man ſo ganz unſchädlich, als dieſes nennen könnte. Ich wüßte auch nicht den geringſten Schaden, den man von demſelben zu befürchten hätte: außer, daß es ſich zuweilen, wenn es zu hart angeſtrengt wird, zur Wehre ſetzt, und auf ſeinen Herrn losſchlägt. Das kann aber verhütet werden, wenn man anders mit dem Thiere umgeht.

Nimmermehr; ſondern die kleine, aus dem Ey ausgekommene Larve thut es. Dieſe bohrt ſich ein, und das Geſchwür entſteht erſt, wenn ſie eine Zeitlang darinn logirt hat, und größer geworden iſt.

hingegen, wie groß, wie ausgebreitet, wie beträchtlich? Haben wir gleich in unſerem Vaterlande dieſes Thier nicht mehr; ſo laßt uns bedenken, wie vielen tauſend andern Menſchen in den dürftigſten und armſeligſten Gegenden, es von der Fußſohle an, bis zu dem kleinſten Gedärmchen in ſeinem Leibe, mit allem, was es in ſich und an ſich hat, — alles in allen ſey; ja! daß dieſe verlaſſenen Menſchen ohne Beyhülfe dieſes Thieres nothwendig verhungern, und umkommen müßten.

Wenn der Lappe ſein Rennthier, und dieſes ſein Moos hat; ſo ſind ſie beyde geborgen, und brauchen weiter nichts. Mit wie wenigem kann doch die Vorſehung die Bedürfniſſe der Menſchen und Thiere befriedigen? Der ärmſte iſt reich, wenn er einige Rennthiere beſitzt, die ihm nichts koſten, und die ſich ſelbſt erhalten; Reiche aber beſitzen öfters Heerden von achtzehn bis zwanzig tauſend. Sie zeichnen ſie an den Ohren, und theilen ſie in ſo viele Klaſſen, daß ſie, ob ſie ſie gleich nicht zählen können, die fehlenden gleich vermiſſen. Diejenigen, welche kleinere Heerden haben, geben jedem Thier einen Namen.

Dieſes Thier iſt bey ihnen ſo beliebt, daß ſie dem die größte Schmeicheley zu ſagen glauben, wenn ſie von ihm ſagen: er ſey ein rechter Rennthierochſe *).

Es iſt eine große Tugend dieſes Thieres, daß es ſo leicht zahm wird, und zum Tragen, Fahren und Reiten abgerichtet werden kann, überdem aber die ganze Familie ernährt, und nicht von dieſer, ſondern von der Natur erhalten wird. Denn ſie werden zu keiner

*) S. Georgi's Reiſen oder Rußland. Leipzig 4. I. 5.

keiner Jahrszeit in Ställen gefüttert; ſondern in die Wälder und Gebirge, die Jedermann gemein ſind; des Abends aber durch Hirten und Hunde, zu mehrerer Sicherheit in Schuppen und Horden getrieben.

Alle Morgen werden ſie gemolken, und dann ausgetrieben. Die Jungen bleiben zwey bis drey Jahre bey der Mutter; im vierten aber werden ſie erſt zur Arbeit angewöhnt. Fällt dem Lappen ein zahmes, oder holt der Wolf einige; ſo iſt der Verluſt bald wieder erſetzt, daß er hingeht, und einige wilde fängt. Auf alle nur mögliche Art hat der Allvater für dieſe armſeligen Leute durch ein einziges Thier geſorgt.

Erſt wollen wir den Nutzen des Rennthieres im allgemeinen beſchreiben. Es giebt Butter, Käſe, und alles, was wir von unſerm Rindvieh nehmen; allein es kann dabey zugleich alle andere Dienſte thun. Bey ihren Zügen in die Gebirge müſſen ſie, wie die Kameele, alles Geräthe tragen. Einige werden geritten, und der Hauptdienſt iſt, daß ſie den Schlitten ziehen.

Angenehm iſt die Beſchreibung einer ſolchen Schlittenfahrt; aber nur für den Lappen, nicht für den Europäer *).

»Das Fahrzeug, vor welches man den Rennhirſch ſpannt, iſt ein Schlitten, den der Lappe Pulka nennt. Er iſt ungemein leicht, wie ein Kahn geſtaltet, unten mit einem Kiele, deſto beſſer auf dem Schnee fortzugleiten. Nur ein Menſch kann darinn ſitzen, eigentlich

*) In der Nachricht des Grafen von Mellin im 1ſten B. der Schriften der berlin. Geſellſch. naturforſchender Freunde. S. 29.

rückwärts liegen, mit ausgeſtreckten Füßen, und mit einer übergeſchnürten Rennthierhaut bedeckt.“

Vermittelſt eines einzigen Stranges von Rennhirſchleder noch mit den Haaren, wird das Thier angeſpannt. Er wird ihm um den Hals gelegt, hängt vorn an der Bruſt herab, und wird zwiſchen den beyden Hinterfüßen durchgezogen, und vorn in einem Loche der **Pulka** befeſtiget.

Unten am Gehörn wird eine Linie angebunden, die der fahrende Lappe in der Hand hält, und bald rechts, bald links wirft, nachdem das Thier auf die eine, oder andere Seite gehen ſoll. In der andern Hand führt er einen kurzen Stab, mit welchem er bald rechts, bald links ſteuert, damit der Schlitten nicht umfalle.

Dieß Fuhrwerk geht erſtaunlich geſchwind, zumal wenn ſich das Rennthier erſt in ſeinen vollen Trab geſetzt hat, und man kann damit in **einer Stunde zwey bis drey Meilen** zurücklegen.

Die Lappen ſtellen damit große Reiſen an, ihre Waaren zu transportiren, und zugleich für ſich, und ihre Thiere den nöthigen Proviant mitzunehmen. Für die letzten beſteht ſolcher in **Rennthiermoos**, welches mit Schnee und Eis durchknetet, und in kleine Kuchen oder Brote zertheilt wird, die das Thier begierig frißt, und zugleich Durſt und Hunger ſtillet.

Bey einer ſolchen Reiſe folgt immer eine **Pulka** der andern auf einer Bahn, die ganz ſchmal, wie eine Furche iſt, und auf welcher die Thiere hinter einander forttraben.

Wie

Wie groß aber iſt der Nutzen dieſes Thieres nach ſeinen beſondern Theilen — ſo wohl im Leben, als nach dem Tode *)?

1. Das Fleiſch des Rennthieres iſt ungemein ſchmackhaft, und fetter, als der Hirſche. Die Lappen eſſen es gekocht, gebraten, geräuchert und eingeſalzen.

2. Die Zunge, das Gehirn, das Bruſtſtück, und das Netz, halten die Oſtiaken für die größten Leckerbiſſen, und bewirthen damit ihre Gäſte, da ſie ſehr gaſtfrey ſind.

3. Bey den Wanderungen der Rennthiere ſind die Indianer in Amerika ſehr aufmerkſam, und tödten ihrer oft eine große Anzahl, bloß um der Zungen willen. Das Fleiſch pflegen ſie auch zu räuchern. Das Fett verkaufen ſie in Blaſen an die Engländer, die es ſtatt der Butter gebrauchen.

4. Aus dem Blute werden Suppen und Würſte gemacht.

5. Die Milch der Kühe iſt dick und nahrhaft, als wenn Eyer darein geſchlagen wären. Mit dreymal ſo viel Waſſer vermiſcht, bleibt ſie noch ſo fett, wie unſere beſte Kuhmilch, und nimmt in dreymal 24 Stunden in gläſernen Gefäßen keine Säure an. Die Kühe werden täglich dreymal gemolken, und geben jedesmal mehr als ein Viertelmaaß. Die daraus gemachten Käſe ſollen vortreflich; die Butter aber etwas talgigt und unſchmackhaft ſeyn. Es wird auch eine Art von Dickmilch daraus bereitet.

Zum

*) Kurz, und vortreflich der ganze Nutzen des Rennthieres in Bertuchs Bilderbuche für Kinder, woraus auch viele Große noch lernen können. Nr. V. B. I. N. 25. das Rennthier.

Zum Wintervorrath laſſen die Lappen die Milch in Thiermagen mit allerley wilden Früchten: Blau- Preißel- und Moosbeeren, frieren, hauen ein Stück ab, und genießen es ſo *). Ihr Leckerbiſſen iſt Sülzmilch von Rennthiermilch mit Fettkraut **) geſtehend gemacht.

6. Aus dem Blute, mit Mehl vermiſcht, machen die Wogulen einen guten Leim, und die Lappen Würſte, entweder für ſich, oder mit wilden Beeren vermiſcht, womit ſie den Magen des Thieres füllen. Das friſche Blut trinken ſie auch wider alle innere Krankheiten.

7. Die Haut des Rennthiers hat einen vielfachen Nutzen: ſie wird zur Kleidung, zu Zelten, zu Bett- und Schlittendecken gebraucht. Da ſie ſehr glatt iſt, ſo wird ſie höher, als Gemſenleder, geſchätzt, und ein ſtarker Handel damit getrieben.

Wie manche Nation kleidet alſo das Rennthier? Die Oſtiaken tragen ihre Kleider von dieſen Fellen. Ihre gewöhnlichen Beinkleider ſind ſämiſch gegerbte Häute von Rennthieren, oder gewiſſer Fiſche: Quappen ***), die genau ſchließen, und bis an die Kniee reichen.

Ihr Lager beſtehet insgemein aus Rennthierfellen und etwas Heu auf platter Erde.

Die Samojeden machen ſich auch ihre Kleider aus deſſen Häuten, und wickeln ihre Todten darein.

Die

*) S. Georgi's Rußland 4. Leipzig S. 8.

**) Pinguicula vulgaris Linn.

***) Eine Kabelgauart: Gadus *Lota*.

Die Lappen machen ihre Oberröcke daraus, gewöhnlich von den Fellen der Kühe: die haarichte Seite außen. Ein häßliches Anſehen; aber doch ein guter Regenkittel. Wenn ſie auf ihren Seereiſen vom Waſſer naß werden; ſo wälzen ſie ſich, ſo bald ſie ans Land kommen, im Schnee, wodurch ſich das Salz, das ſonſt den Fellen ſchadet, herauszieht.

Ihre Handſchuhe ſind von eben dieſen Fellen: die Haarſeite außen; inwendig ſtecken ſie ſolche voll Gras *). Die Sohlen ihrer Schuhe beſtehen aus dem Fell vom Kopfe der Rennthiere; das Oberleder aber aus dem Fell der Füße. So tragen ſie die Berglappen.

Die Kamtſchadalen beſticken ihre Kleider von Rennthierfellen am Rande mit den Haaren vom Halſe des Thieres.

Die Tungeuſen gebrauchen ſie außer den Kleidungsſtücken zu den zierlichſten Ueberzügen ihrer Köcher.

Die Grönländer tragen davon allezeit zwey Paar Beinkleider; beym Unterpaar die Haarſeite inwendig.

Die Oſtiaken tragen Strümpfe von jungen kurzhaarichten Rennthierfellen, und darüber Stiefeln, aus riemenweiſe zuſammengeſetzten Rennthierpfotenfellen, an welchen die borſtigen Haarfleckchen zwiſchen den Klauen des Thieres, ſtatt der Sohlen, zuſammengenähet werden, womit ſie, wegen ihrer ſtraubichten Richtung, beſſer auf dem Schnee gehen können.

Die

*) Von Carex *veſicaria*.

Die ruſſiſchen Kaufleute handeln damit, und ſie werden in Sibirien ſowohl, als in Rußland, auf Winterreiſen gern getragen.

Die Tunguſen machen ſich ebenfalls davon Halbſtiefeln mit geräucherten Sohlen, und die Kat-Jacken bey Kamtſchatka tragen Schneeſchuhe von Rennthierfellen, und nennen ſie Torpaſen.

8. Mit den Haaren der Rennthiere werden Sättel, Stühle, Polſter und Decken ausgeſtopft *). Die Samojeden gebrauchen das Haar, als ihr gewöhnliches Räucherwerk, und die Weiber müſſen ſich bey gewiſſen Naturperioden damit räuchern **).

9. Aus den Hörnern machen ſich alle nördliche Nationen Schaufeln, und allerhand nützliches Hausgeräth.

In Lappland kocht man daraus einen guten Leim; ja wenn ſie noch jung und weich ſind, ſchneidet man ſie in Scheiben, und ißt ſie entweder roh, oder als einen Sallat.

10. Die Blaſe des Thieres dient den Lappen zu Beuteln, oder ſtatt der Brannteweinsflaſche.

11. Die Sehnen werden geſpalten, getrocknet, und ſtatt der Faden zum Nähen gebraucht. Die Lappen verarbeiten ſie ſogar wie Flachs zu Hemden, und drehen ſtarke Schiffsſeile daraus.

12. Aus den Gedärmen werden gute Stricke gemacht, und der Inhalt derſelben iſt den gar nicht ekeln Koräken eine Leckerſpeiſe. Sie eſſen ihn, theils mit Löffeln, als eine ſehr geſunde Speiſe, theils hängen ſie ihn auf, daß er ſauer wird, und bereiten daraus Magenwürſte ***).

*) S. Berlin. Samml. IX. 52.

**) Ludovici Kaufmannslex. IV. 1051.

***) Büffons N. G. der vierfüß. Thiere X. 304.

13. Aus den **Knochen** verfertigen die Lappen beſondere Bilderchen, Bogen und andere Sachen, wie auch Meſſer. Das rohe gefrorne **Mark** der Knochen eſſen nur die Reichen, und ehren Fremde ſehr, wenn ſie es ihnen vorſetzen.

14. Die **Klauen** ſind ihre Trinkgeſchirre, und ſie dienten ehemals, wie Elentsklauen, gegen den Krampf.

Wegen des ungemeinen Nutzens wird dieſes Thier von verſchiedenen Nationen für **heilig** gehalten.

Die **Samojeden** laſſen ihre Leichen durch dieſe Thiere auf den Begräbnißplatz bringen, wo ſie getödtet werden, und mit ihrem ganzen Geſchirr auf dem Grabe liegen bleiben.

Die **Oſtiaken** opfern bey Leichen mehrere Rennthiere, und mit dem Blute des Herzens wird das Maul des Götzen geſalbet. Bey großen und allgemeinen Opfern treiben die Reichen ihre beſten Rennthiere zur Schlachtbank, da man denn nur dahin ſiehet, daß ſie ſchnell genug getödtet werden. Je geſchwinder das Thier fällt, deſto angenehmer iſt das Opfer dem Götzen *).

Auch bey **Krankheiten** opfern ſie dieſe Thiere. Kopf und Hörner kommen auf einen Pfahl; das Fleiſch wird verzehrt, mit dem Fett aber die Stirn, und der leidende Theil des Kranken beſchmiert **).

15. Noch

*) S. Büffons Naturgeſchichte der vierfüß. Thiere X. 378.

**) S. Gatterer vom Nutzen und Schaden der Thiere I. S. 180. No. 99. Pennants Thiergeſchichte der nördlichen Polarländer I. 28. 29.

15. Noch eines beſondern **Nutzens** muß ich gedenken, den die Rennthiere in Norwegen den Einwohnern leiſten: daß ſie nämlich die **ſchädlichen Bergmäuſe** wegfreſſen, und nach denſelben ſehr begierig ſeyn ſollen *). Sie laufen ihnen, nach dem Bericht der Lappländer, wenn ſie ſolche zu ſehen bekommen, einen weiten Strich aus dem Wege nach, und verſchlucken ſie, wo ſie ſolche nur finden. Aus Hunger mögen ſie ſolches wohl nicht thun; ſondern ſie nehmen ſie vielleicht, als eine Arzeney, wie die Schafe die **Meyerſpinnen**: (Phalangium Opilio).

Jagd.

Da dieſes Thier den nördlichen Völkern von der Vorſehung als die größte Wohlthat zugegeben iſt; ſo kann man leicht denken, daß ſie die wilden durch allerley Arten von **Jagd** werden zu bekommen ſuchen.

Jede Nation hat darinn ihre eigene Methode, und manche mehr, als eine. Der **Lappländer** geht mit ſeinem Hunde ordentlich aus, das Rennthier zum Schuß zu bringen. Damit dieſer aber nicht belle, wird ihm ein Maulkorb angelegt.

Auch

*) Linne' ſelbſt hat dieſe Nachricht angeführt in dem 2ten Bande der ſchwediſchen Abhandlungen. S. 77. und macht den Zweifel dagegen, daß ihr Magen nicht ſo beſchaffen wäre, daß ſie Fleiſch fräßen. Allein hab ich doch auch mit meinen Augen geſehen, daß ein Pferd die Ratzen in der Krippe gefangen, zerbiſſen und verſchluckt hat, wie ich oben bey der Naturgeſchichte der Ratzen angeführt habe.

Die Mäuſe ſind die ſogenannten Lemmings, *Mus lemmus.* L.

Auch werden zahme Rennthiere ausgetrieben, die wilden zu locken. Auf dem hohen gefrornen Schnee werden ſie am leichteſten gefangen, weil ſie durchtreten, und nicht fortkommen können; der Lappe aber mit ſeinen langen hölzernen Schlittſchuhen wie ein Pfeil darüber wegfährt.

Durch Treibjagen bringt man ſie auch zuſammen, wobey die Samojeden ſich einer beſondern Liſt bedienen. Wenn eine wilde Heerde in der Nähe eines Berges weidet; ſo hängen ſie alles, was ſie von Kleidern und anderem Plunder bey ſich haben, rund um den Fuß des Berges an Stangen auf, und machen mit aufgepflanzten Fittigen von Gänſen und Waſſervögeln eine weite Straße gegen den Berg zu, in welche ſie die Rennthiere von ferne zuſammentreiben. Sobald ſich dieſe zwiſchen den Fittigen befinden; ſo fahren die Weiber mit den Schlitten vor die Oeffnung, und ſchließen das Wild von dieſer Seite ein. Die Thiere, die keine Ausflucht wiſſen, fangen an, rund um den Berg zu laufen, und fallen den angeſtellten Schützen in die Hände.

Die liſtigſte Art der Samojeden iſt, die wilden Rennthiere durch die zahmen zu fangen. Sie nehmen gegen den Herbſt zur Brunftzeit einen zahmen recht ſtarken Bock, und ſuchen damit die wilden auf. Dieſem legen ſie Schlingen zwiſchen die Hörner, und befeſtigen ſie mit ganz loſem Baſt. Damit geht der zahme Bock, der die Sache ſchon verſteht, hitzig auf die wilde Heerde los. So bald der wilde Rennhirſch ſeinen Nebenbuhler erblickt, beginnt der Zweykampf, wobey ſich derſelbe in den Schlingen verwickelt, und von dem andern niedergehalten wird,

bis die Jäger dazu kommen, und ihm den Reſt geben *).

Von dieſem Thiere hat man eine ganz ungeheure Menge von

Schriften,

wovon ich nur die vorzüglichſten anführen werde.

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere X. 178. Mart. Ausg. mit dem vorzüglich lehrreichen Anhange des Hrn. Profeſſ. Otto, S. 270 — 380. (S. 179 — 180 alle mögliche Schriften vom Rennthiere.)

Des Grafen von Mellin Naturgeſchichte des Rennhirſches: im dem 1ſten Bande der Schriften der berliniſchen Geſellſchaft naturforſchender Freunde, S. 1 — 35. Tab. I. II.

Deſſelben Nachtrag dazu im 4ten Bande dieſer Schriften, S. 128. Tab. V — VIII.

Abhandlungen der königl. ſchwediſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften XXXVI. 129. Holſten Naturgeſchichte des Rennthiers.

Leem von den Lappen in Finmarken, S. 95.

Pennants Thiergeſchichte der nördlichen Polarländer I. S. 25.

Funke Naturgeſchichte und Technologie I. 133.

Geſellſchaftliche Erzählungen I. 337. von den Beſonderheiten des Rennthieres.

Borowski gemeinnützige Naturgeſchichte des Thierreichs I. 3 St. S. 73. No. 5. Tab. 30.

Schrebers

*) Von der Rennthierjagd der Indianer und Engländer in Nordamerika ſ. Pennant's Thiergeſchichte der nordlichen Polarländer I. 29.

Schrebers Säugthiere IV. Tab. 248. A. Cervus Tarandus Linn. *Mas*. 248. B. Cervus Tarandus Linn. *Femina*. 248. C. Cervus Tarandus Linn. *Sibiricus*. 248. D. Cervus Tarandus Linn. *Pullus* (noch ohne Text.)

Donndorffs zoologiſche Beyträge I. 598. No. 4. das Rennthier.

Bertuchs Bilderbuch für Kinder No. V. Fig. 1. 2. 3. das lappländiſche und ſibiriſche Rennthier.

Campers Naturgeſchichte des Oran-Outang, einiger anderer Affenarten, und des Rennthieres. 4. 1791. S. 69.

* * *

Der fünften Ordnung der wiederkäuenden Thiere

Zwote Gattung:

Die Antilope oder Gazelle.

Ein zahlreiches Geſchlecht, welches man bisher immer unter den Ziegen mit durchgehen laſſen, bis es Pallas und andere, nach hinreichenden Gründen, davon abgeſondert, und als eine eigene Gattung rangirt haben. Sie iſt es auch, und macht den Uebergang von den Hirſchen zu den Ziegen.

Allgemeine Kennzeichen dieſer Gattung.

In der Oberkinnlade fehlen die Vorderzähne gänzlich.

In der untern acht Vorderzähne.

Die Eckzähne fehlen ebenfalls.

 Die

Die Hörner ſind dicht, und inwendig knochenartig. Auswendig eine hornichte Scheide, die mehrentheils geringelt, oder ſpiralförmig gedrehet iſt.

Einige haben, nach der Geſtalt der Hörner, die Antilopen in fünf Familien:

1. mit ganz geraden;
2. mit zurückgebogenen krummen;
3. mit, über die Stirn gebogenen;
4. mit ganz gewundenen;
5. mit, in der Mitte gewundenen, Hörnern,

eingetheilt.

Dieſe Hörner bleiben dem Thiere zu allen Zeiten und werden nicht, wie bey den Hirſchen und Rehen, abgeworfen.

Am Kinne kein Bart.

Den Thränenſack haben die mehreſten Arten.

Bey den mehreſten die Klauen ſehr zugeſpitzt.

Dem Bau und Anſehen nach gleichen ſie den Hirſchen; den Hörnern nach den Ziegen; alſo zwiſchen dieſen beyden ein Mittelding. Von den Hirſchen unterſcheiden ſie ſich durch mehr, als ein Merkmal: daß ſie die Hörner nicht abwerfen; durch die kleine Größe der falſchen Klauen; durch die Gallenblaſe, und vermuthlich durch den Mangel der kleinen Herzknochen. Von den Ziegen aber durch ihre Geſtalt und Hirſchhaare.

Sie leben, beſonders in Afrika, in Heerden von einigen hunderten beyſammen, und ſind wegen der dortigen Raubthiere immer auf der Flucht.

Der Name Antilope iſt wahrſcheinlich arabiſchen Urſprungs.

Man

Man kennt bis jeʒt nur zwo europäiſche Arten: die eigentliche Gemſe, und die Saiga.

1. Erſte Art: die Gemſe *).

Beſchreibung.

Ein unanſehnliches, zottiges, ſtraubhaarichtes Thier. Ohne Hörner in ſeiner Geſtalt dem Rehe ähnlich. Dieſe Hörner ſtehen auf der Stirn gerade auf, dicht neben einander, ſind völlig rund, und die Spitzen, nach dem Rücken zu, in krummen Haken gebogen.

Die Namen dieſes Thieres ſind verſchieden. Einige ſprechen Gemſe, andere Gams, auch Gäms: vermuthlich von dem alten Worte Kam, krumm: ſo viel als Krummhorn. Im Franzöſiſchen Chamois; im Lateiniſchen *Rupicapra*, Felſen-, Steingeiße.

Beyde Geſchlechter führen den Namen Gemſe. Will man ſie aber unterſcheiden; ſo ſagt man Gemsbock, und Gemsziege.

Unter den zahmen Thieren kommt ſie der gemeinen Ziege in Geſtalt und Größe am nächſten, ob ſie gleich wegen der höhern Füße, und des geſtrecktern Halſes etwas größer ſcheint.

Das ſichtbarſte Unterſcheidungszeichen, welches ſie vor allen Thieren kenntlich macht, ſind die Hörner. Wirklich ein beſonderer Bau, der zu ihrer Lebensart, und zu ihrem Klettern auf den ſteilſten Felſen, von denen ſie oft herunterſetzen, eingerichtet iſt.

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 182. Sp. 3. Antilope *rupicapra*, Felſenziege.

Dieſe ſonderbar gekrümmten Hörner ſind bis 10 Zoll lang, und ſtehen dicht am Hintertheile der Augenränder unten an der Wurzel rund, und etwas hohl; an den Seiten platt, inwendig ausgefüllt und dicht. Entweder ſind ſie braun, oder ſchwarz mit kleinen länglichten Streifen, und querlaufenden Ringelchen, die aber kaum zu bemerken ſind.

Ein beſonderer Umſtand iſt es, wie man verſichert, wenn es anders in Fakto wahr, und keine Jägerlegende iſt, daß dieſe Hörner jährlich wachſen, und einen Ring mehr anſetzen. Spitze und Haken bleiben immer glatt.

Kurz, die Hörner ſtehen ganz anders, als bey andern gehörnten Thieren. Bey dieſen hinterwärts hinaus; bey den Gemſen vorwärts über den Augen. Gleich vor den Hörnern in der Haut eine Oeffnung zu einer trocknen und blinden Höhle, welche dieſen Thieren beſonders eigen iſt *).

Gleich hinter den Hörnern ſtehen die Ohren, die zur Hälfte kürzer ſind, als die Hörner, aber oben ſehr ſpitz zulaufen. Immer aufgerichtet, und zum Aufmerken geſtellt. Mehrentheils liegen ſie mit den Spitzen dicht an den Hörnern. Inwendig ſind ſie mit dichten weißen Härchen ausgefüttert, welches wohl nicht wenig zur Beförderung des leiſen Hörens beytragen mag.

Der kurze Schwanz beträgt kaum 3 Zoll. Die Augen groß, röthlich, und von ſcharfem Blick. Die Augenlieder klein, und ziemlich verſteckt. Die Oberlippe wie eine Haſenſcharte geſpalten.

Die

*) Sollte nicht hier die Natur den Sitz des Thränenſacks, welcher den Gemſen fehlt, verändert haben? S. Pallas Naturgeſchichte merkwürdiger Thiere I. 7.

Die Fußklauen unten ganz hohl, ziemlich lang, überaus ſcharf zugeſpitzt, damit ſie bey dem Klettern eingreifen, und weit aus einander ſtehen.

Die Farbe der Haare wechſelt nach den Jahreszeiten. Im Frühjahr aſchgrau; im Sommer hirſchfahl; im Herbſt bräunlicher, und im Winter ſchwärzlichbraun. Am kürzeſten auf dem Rücken, wie bey den Rehen.

An den Knieen ſitzen beſondere Haarbüſchel. Der Schwanz ganz ſchwarz.

Die Weibchen ſind von den Männchen, weder in der Größe, noch Farbe, noch andern merklichen Eigenſchaften unterſchieden, haben ebenfalls Hörner, und, wohl zu merken, vier Zitzen.

Die Zergliederung

hat in der Gemſe allerley Merkwürdigkeiten entdeckt.

1. hat ſie vier Mägen, die ziemlich weit entfernt von einander liegen. In dem letzten fand ein berühmter Zergliederer *) einen fremden Körper an deſſen innerm Häutchen. Er beſtand aus einem harten Häutchen, das inwendig mit groben Sande gefüllt war. Keine Gemſenkugel, dergleichen noch beſonders in dieſem Magen angetroffen wurde. Weil die Gemſen gerne groben Sand verſchlucken, ſich die Zunge und Kehle vom Schleim zu reinigen, der ihnen den Appetit nimmt; ſo hatte ſich daraus dieſes Säckchen gebildet.

2. Die Gallenblaſe in der Mitte des rechten Leberlappens.

*) S. Perrault, Charras und Dodarts Abhandlungen zur Naturgeſchichte I. 235. Tab. 30. 31.

3. Die Nieren zwey Zoll lang, und zwiſchen dem Fetthäutchen und der Niere ein leerer Raum, da es gewöhnlich anliegt.

4. Die Lunge mit acht Lappen.

5. Das Gehirn groß, zwey Zoll breit und drey lang. Die krummen Gänge darin häufiger, als bey andern Thieren. Die Zirbeldrüſe dick, über eine Linie im Durchſchnitt, und runder, als gewöhnlich.

6. Der Sehnerven gieng in den Augapfel außer der Achſe, mehr gegen die Stirn, als gegen den Backen zu.

7. Die Kryſtallfeuchtigkeit von außerordentlicher Geſtalt in beyden Augen: von Natur auf der Oberfläche ihres Hintertheils dreyfach durch Lücken getheilt, die von ihrem Mittelpuncte nach dem Umkreiſe giengen. Schwer zu begreifen, zu was für einem Gebrauche eine ſo ſonderbare Bildung dienen möchte, da die Brechung der Stralen in dieſer Feuchtigkeit eine große Verwirrung derſelben verurſachen muß.

Aufenthalt.

Man findet die Gemſen vorzüglich in den, mit ewigem Schnee bedeckten europäiſchen Alpen; in der Schweiz, Savoyen, Dauphiné; in den apenniniſchen und pyrenäiſchen Gebirgen. Allezeit da, wo Schnee liegt.

Das Thier iſt mit einer außerordentlichen innerlichen Hitze begabt. Daher liebt es hohe, reine und dünne Luft; die niedere, wärmere iſt ihm unerträglich. Auf die höchſten und äußerſten Felsſpitzen aber, wie die Steinböcke, wagen ſie ſich nicht.

Ihr

Ihr eigentlicher Aufenthalt ſind die mittlern Berggegenden, theils kahle Steinklippen, theils ſchattige Thäler, theils Gehölze und Buſchwerk. Auf den Steinklippen ſind ſie oft am Abhange eines Berges bey hunderten, in verſchiedenen kleinen Rudeln beyſammen.

Im Sommer und Herbſt weiden ſie ſtets an den unzugänglichſten Orten der höchſten Gipfel, die von Felſen und ſteilen Graſeplätzen eingeſchloſſen ſind; immer aber nahe am Schnee und Gletſchern. Im Winter verlaſſen ſie die hohen Gebirge, und ziehen ſich tiefer in die dickſten Wälder, nach der Sommerſeite, und zwar an ſolche Oerter, wo ſie es abmerken, daß ſie vor den Schneelavinen ſicher ſind. Am liebſten hauſen ſie dann unter den, im Lande genannten Wettertannen, deren Aeſte ſehr niedrig und ausgebreitet ſind, wo ſie vor Schnee und Kälte einigen Schutz finden.

Die ſchlimmſte Jahreszeit für ſie iſt das Frühjahr, wenn es ſtark ſtürmt und ſchneyet, und alle Nahrung bedeckt wird, da ſie öfters aus Noth bis zu den Häuſern der bewohnten Gegenden herunter kommen ſollen.

Ihre Nahrung

beſteht im Sommer bis zum Herbſt, in den vortreflichſten Alpenkräutern, welche gleichſam die Natur für ſie hat wachſen laſſen, da ſie ſonſt keinem einzigen lebendigen Geſchöpfe zu gute kämen. Denn ein anderes Thier, als die Gemſe, könnte hier nicht leben.

Im Winter freſſen ſie das hohe Waldgras, und, wenn ſie ſolches wegen des tiefen Schnees entbehren müſſen; ſo zehren ſie von dem weißen Moos, das in langen Bärten von den Tannen herabhängt.

Doch ſind ihnen dieſe dickäſtigen Tannen oft gefährlich, weil ſie ſich, wenn ſie zu dem Mooſe am Stamme wollen, mit dem Kopfe durch die Zweige arbeiten müſſen. Hier bleiben ſie mit den Hörnern hängen, und verwickeln ſich dergeſtalt, daß ſie nicht wieder loskommen können, verhungern, und todt gefunden werden.

Zur Erhaltung ihrer Geſundheit, und beſonders zur Reinigung ihrer Zunge lecken ſie gern an den höchſten Stellen, wo die vorhangenden Felſen kalkſchiefericht ſind, das engliſche **Bitterſalz**, welches ihnen öfters das Leben koſtet. Denn an dieſen Stellen pflegen ihnen die Jäger am meiſten aufzulauern.

Im **Frühjahr** ſuchen ſie in den Thälern das aufkeimende junge **Wieſengras**.

Bey ihrer Nahrung müſſen wir noch einer **Seltenheit** gedenken, die ſich in ihren Magen findet. Es ſind dieß die ſogenannten **Gemſenkugeln** *). Sie ſind länglicht rund, in der Größe einer welſchen Nuß, auch kleiner; ſelten einer Fauſt groß. Aeußerlich ſind ſie mit einer weichen, lederartigen, bisweilen holzigten und ſteinigten Schaale umgeben, inwendig aber aus zuſammengepackten unverdaulichen Zaſern von allerley Kräutern, Stängeln und Wurzeln; beſonders von **Bärenwurz**, **Allermannsharniſch**, **Gemswurz**, u. ſ. w. entſtanden. Alſo von ganz anderer Art als die **Haarballen** in den Ochſen- und Kälbermagen, die von den abgeleckten Haaren zuſammengeballt ſind, und vom Aber-

*) Aegagropilae, Gemsballen; der europäiſche und deutſche Bezoar.

Aberglauben für Hexenkugeln ausgegeben werden *). Ich werde davon unten mehr ſagen.

Uebrigens weiden die Gemſen, wie die Rehe, des Morgens und Abends, ſelten am Tage, da ſie in tiefen ſchattigen Thälern, doch nahe am Schnee, ruhen.

In ihrer Lebensart

haben ſie mehrere Eigenheiten, als andere Thiere dieſer Ordnung.

Sie leben alle heerdenweiſe ſehr geſellig; nur die alten Stooßböcke leben, wie die alten Eber unter den wilden Schweinen, einſiedleriſch, und ſcheuen die Geſellſchaft. Dieſen Namen aber ſollen ſie von den Alp-Erlen bekommen haben, unter denen ſie ſich am liebſten aufhalten, und ſolche heißen im Lande Stooß. Wenn es wahr iſt, was die Landeseinwohner und Gemſenjäger erzählen; ſo giebt es in der Schweiz, Steyermark und Tyrol zweyerley Arten von Gemſen: eine kleinere, röthliche, bloß in den höchſten Felsklüften, und eine größere, dunkelbraune, am Fuße der Gebirge, und in den, dazwiſchen liegenden Wäldern. Die erſte heißt Graththier, von Grath, dem oberſten höchſten Bergrücken; die zwote Waldthier.

Die Graththiere beſitzen eine Fertigkeit im Klettern, und eine Schnelligkeit im Laufen und Springen, darinn ihnen kein anderes Thier, als der Steinbock, beykommt, der ſie darinn noch übertreffen ſoll. Sich von einem Felſen von 20 bis 30 Fuß Höhe, über alle Abſätze weg, ohne Schaden herunterzuſtürzen, iſt ihnen eine Kleinigkeit. Beyde Arten ſollen ſich ſehr gut vertragen.

Ich

*) S. nützliches Allerley; neue Aufl. I. 377.

Ich vermuthe aber, da die Gemſen, wenn die Natur auf den höchſten Berggipfeln erſtirbt, ſich nach den Wäldern ziehen, und im Winter die Farbe verändern, daß der ganze Unterſchied der Grath- und Waldthiere, in der Einbildung beſtehe.

Wir wollen uns lieber mit wahren Eigenheiten dieſer ſcheuen Thiere bekannt machen.

1. Die Art, wie ſie über die Schneegefilde, ohne Einſinken, wegkommen, iſt beſonders. Wegen ihrer ſcharfen und ſpitzen Klauen, und ſchmalen Füße, müſſen ſie beſtändig durchgreifen; der Schnee trägt ſie nicht. Sie wiſſen es aber doch zu machen, und beſchleunigen ihre Flucht, wie erzählt wird, auf folgende liſtige Art. Das letzte Thier ſpringt auf den Rücken des vor ihm gehenden, ſetzt über den Rücken aller andern weg, und ſtellt ſich an die Spitze. Ihm folgt das vorletzte auf gleiche Art, und ſo die übrigen nach der Reihe, bis die ganze Heerde über den Schnee weg iſt *).

2. Sie haben eigentlich keine Stimme, als daß ſie zur Brunftzeit blöken, und zur Zeit der Gefahr durch ein leiſes kaum merkliches, heiſcheres, ziegenähnliches Meckern, einander locken.

Gehör und Geſicht, wie auch der Geruch, ſind bey ihnen außerordentlich ſcharf. Sie merken das geringſte Geräuſch des Windes, und wenn ein dürres Reischen knackt; ſo vernehmen ſie es ſchon in einer ziemlichen Entfernung. Ihr Geſicht geht ſehr weit, und, wenn ſie einen Menſchen erblicken; ſo fliehen ſie auf hundert Schritte. Ueber eine halbe Meile wittern ſie ihn,

*) S. Lichtenbergs Magazin für das neueſte aus der Phyſik ꝛc. V. 4. St. 143.

ihn, wenn der Wind darnach kommt; vorzüglich können ſie das Pulver riechen.

3. Ihre Vorſichtigkeit bey Gefahren iſt nicht minder groß. Wenn ein Rudel Gemſen beyſammen iſt, und in einiger Zerſtreuung weiden; ſo iſt ſich jede ihre eigene Schildwache. Selbſt die liegenden ſtrecken den Kopf hoch, und ſpitzen die Ohren; ja! ſie ſollen mit offenen Augen ſchlafen. Sobald eine Gemſe etwas hört, riecht oder ſieht, was ihr bedenklich iſt; ſo fängt ſie an ſo hell zu pfeifen, daß es in den Felſen und Wäldern wiederhallt. Mit dieſem Pfeifen hält ſie ſo lange an, als der Athem dauert. Anfänglich iſt es ſehr fein, wird immer ſchärfer, und zuletzt ſchwächer.

Auf dieſes Pfeifen erſchrickt der ganze Haufen, und ſetzt ſich in Bewegung. Die pfeifende Gemſe iſt dabey ſehr unruhig, ſchlägt mit den Füßen in die Erde, ſpringt auf die Felſen, und ſieht ſich allenthalben um. Das Pfeifen wird wiederholt, und fliehet erſt eine; ſo iſt der ganze Haufen in einem Augenblick über die Felſen fort.

Das ſonderbarſte iſt, daß ſie dieſes helle Pfeifen durch die Naſenlöcher verrichten.

4. Ihr Laufen, Springen und Stürzen von den Felſen herunter, und wieder hinauf, iſt kaum zu begreifen. Es geſchieht nie in gerader ſenkrechter Linie; ſondern allezeit in der Quer, vorzüglich, wenn es bergab geht. Kommen ſie auf der Flucht an einen Felſen, der keine Abſätze hat; ſondern wie eine Wand ſchnurgerade herunter geht; ſo ſtürzen ſie ſich glücklich herab, wäre er auch 30 Fuß hoch. In währendem Fallen hauen ſie drey bis viermal mit den Füßen in den Felſen, und bleiben zuletzt auf einem kleinen Platze ſtehen, der ſie halten kann.

Au-

Augenzeugen verſichern, das es, wenn ſie in die Abgründe ſpringen, nicht anders ſcheine, als hätten ſie Flügel, und keine Beine. So groß iſt die Stärke ihrer Sehnen, und ſo richtig der Schwung, den ſie ſich geben, im Gleichgewicht zu bleiben, um immer auf die Füße zu ſtehen zu kommen. Dieß kommt hauptſächlich von der Schnellkraft ihrer längern Hinterfüße her. Wenn ſie von einer großen Höhe herabſetzen; ſo bekommen dieſe Beine, die dann etwas weniger gebogen ſind, den Stoß, der im Herabſtürzen entſteht. Sie thun die Wirkung zweyer Springfedern, und brechen die Gewalt des Sprunges.

Die Fortpflanzungszeit

fällt bey dieſen Thieren, wie bey den Ziegen, um Martini. Nur in dieſer Brunſtzeit kann der Jäger den Bock vom Thiere unterſcheiden, welches ſonſt den erfahrenſten Jägern unmöglich iſt. Er zeichnet ſich bald durch ſein Blöken, und ſeinen penetranten Geruch aus. Es fallen dabey öfters, wie bey den Hirſchen und Rehböcken, blutige Duelle vor, die ſich mit dem Tode des Ueberwundenen, oder der Flucht des Schwächern endigen.

In dieſer Zeit trennen ſich auch die Gemſen von ihren großen Geſellſchaften, und laſſen ſich einzeln bey zweyen und dreyen ſehen. Der Winter aber nöthigt ſie, ſich wieder zuſammenzuhalten.

Die Gemſe trägt 20 bis 22 Wochen, und die Setzzeit fällt im May, da ſie gewöhnlich zwey Junge wirft. Dieß geſchieht in einer trockenen, aber ſehr abgelegenen Felſenhöhle, auf der bloßen Erde, ohne das Geringſte vom Lager zu machen. Sechs Monate ſäugt

die

die Mutter die Jungen, allein öfters ſoll auch das vorjährige ſich noch gleicher Rechte bedienen, und die Mutter ſolches erlauben.

Der Bock bekümmert ſich um die Mutter und ihr Kind nicht weiter; ſondern dieſe allein beſorgt die Erziehung deſſelben. Ihr Locken iſt wie das Meckern einer Ziege; aber groß iſt die Treue, die ſie, beſonders in Gefahren, ihrem Kinde beweiſet. Werden die Jungen ausgeführt, und kommen an Felſen, wo übergeſetzt werden muß; ſo ſind ſie natürlicher Weiſe im Anfange ſcheu. Die Mutter aber macht ſie durch ihr Beyſpiel dreiſter. Sie ſpringt etlichemal herüber, bis ihr die Jungen folgen, und den Satz wagen. Oefters verweilt ſie ſich zu lange bey den Jungen, wenn der Jäger kommt, und muß ihre Treue mit dem Leben büßen. Das Junge verläßt die todte Mutter nicht, und wird nicht ſelten dabey lebendig gefangen. Der Jäger ſtellt die todte Mutter auf die Füße, legt ſich hinter ſie, das Junge kommt, und wird ergriffen. Verkriecht es ſich aber, und kommt davon; ſo findet ſich gleich eine andere ein, die es an Kindesſtatt aufnimmt.

Im dritten Jahre ſind die Jungen mannbar, und verlaſſen die Mutter. Junggefangene können ſchwerlich gezähmt werden. Sie gedeihen in der niedern Luft der Häuſer nicht, und ſterben. In der Freyheit aber ſollen ſie 20 bis 30 Jahre alt werden können.

Die Verbreitung

betreffend; ſo iſt es gewiß, daß die Gemſen nicht nur auf den Schweizeralpen, den karpatiſchen Gebirgen, den Pyrenäen und Apenninen, auf Creta; ſondern auch auf dem Caucaſus, dem Taurus, und wahrſcheinlich, da

ſie

ſie den Gebirgen treu bleiben, in den meiſten Kettengebirgen Aſiens, vielleicht auch auf dem Atlas, angetroffen werden.

Wir bemerken hier nur noch den Umſtand, daß das ungeheuere zahlreiche Geſchlecht der Antilopen oder Gazellen, von denen in dem Innern von Afrika öfters Züge von tauſend beyſammen ſind, bloß auf die alte Welt eingeſchränkt iſt, und in Amerika ſchlechterdings keine Gazellen angetroffen werden *).

Da dieſes Thier ſo erſtaunlich ſcheu und ſchnell im Laufen und Setzen iſt; ſo iſt es zu bewundern, daß es doch ſo viele

Feinde

hat. Dahin gehören

1. die Nachſtellungen des Menſchen, der ſein Leben wagt, eine Gemſe zu bekommen. Von der Gemſenjagd werde ich mehr bey dem Nutzen des Thieres ſagen.

2. Eine Krankheit, der dieſe Thiere unterworfen ſind. Dieß iſt bloß die Krätze, die ſie von zu vielem Salzlecken bekommen, woran ſie aber nicht ſterben. Denn die reine Luft und die guten Kräuter erhalten ſie geſund, und ſie leben länger, als andere Thiere. Gegen die Krätze helfen ſie ſich durch öfteres Wälzen im Schnee.

3. Außerdem aber ſind ſie ſowohl, als die übrigen Horntragenden Thiere, der Oeſtrusplage, und den Engerlingen ausgeſetzt. Ob ſie Ungezieſer im Pelze haben, iſt mir unbekannt. Von Eingeweidewürmern weiß man auch bis jetzt noch nichts.

4. Hin-

*) S. Zimmermanns geographiſche Zool. II. 99.

4. Hingegen werden ſie von gefräßigen Raubthieren unaufhörlich verfolgt.

Bäre, Wölfe, Luchſe beſchleichen manche Gemſe, und in Afrika ſind ſie eine freye Beute der Löwen, Tiger, inſonderheit der wilden Hunde und Hyänen. Vielleicht iſt das die Urſache, warum ſie ſich in ſo zahlreichen Heerden beyſammen halten.

Einer ihrer abgeſagteſten Feinde iſt der große ſchweizeriſche Lämmergeyer *). Von dieſem haben die armen wehrloſen Gemſen alles zu fürchten. Weder durch Laufen, noch Springen, noch Stürzen in Gründe, können ſie ihm entgehen. Denn die Alten ſtürzt er im Fluge von den Felſen, und ergreift ſie im Fallen. Die Jungen aber trägt er ohne Mühe in der Luft mit ſich fort, bis er ſie an einem ruhigem Orte verzehren kann.

5. Unter den Schneelavinen werden zuweilen ganze Heerden vergraben.

Iſt irgend ein Thier, von dem man ſagen kann, daß es gar keinen

Schaden

thue; ſo iſt es die Gemſe. Denn ich wüßte auch keine einzige Art des Nachtheils, den der Menſch von ihm hätte, als daß die Jäger, durch eigene Schuld, bey den Verfolgungen dieſer Thiere unglücklich ſind, und den Hals brechen.

Der

*) Der größte europäiſche Vogel, deſſen ausgeſpannte Flügel 10 Fuß haben. Vultur *barbatus*, Lämmergeyer; Bartgeyer, Goldgeyer. S. Andreä Briefe aus der Schweiz. Taf. 12.

Der Nutzen

aber iſt deſto größer und ausgebreiteter.

1. Das **Fleiſch** der alten Gemſen, deren manche 50 Pfund wiegt, iſt hart und zähe; der Jungen aber deſto delikater, und wird theuer bezahlt.

2. Der **Talg** iſt ſehr brauchbar, und eine fette Gemſe hat oft 10 — 12 Pfund.

3. Die **Hörner**, inſonderheit der Weibchen, die kleiner und nicht ſo krumm ſind, gebraucht man zu Stockknöpfen; die Schmiede bey den Pferden zum Aderlaſſen u. ſ. w.

4. Die gargemachten **Gemſenhäute** ſind von vorzüglicher Güte, weil ſie ſo weich, wie Sammet ſind, ſehr lange halten, und keine Näſſe durchlaſſen. Man macht daraus Schuhe, Handſchuhe, Strümpfe, Beinkleider, Stiefeln, Kollers, u. ſ. w. Die noch **behaarten Felle** dienen zu Stiefeln, Kleidungen, Fußſäcken, u. ſ. w. und können, ohne von ihrer Güte zu verlieren, ſicher eingeſeift werden. Sie werden von manchen roh, ohne alle Zubereitung auf der bloßen Haut getragen.

Das **Gemſenleder** iſt am bequemſten, das Queckſilber durchzudrücken, und vom Schmutz zu reinigen.

In **Genf**, **Chambery** und **Grenoble** wird mit den Gemſenfellen ein ſtarker Handel getrieben, und eine Haut koſtet 6 bis 9 Gulden.

5. Das **Blut** der Gemſen wird von den Jägern warm getrunken, weil ſie glauben, ſich dadurch gegen den Schwindel zu verwahren. Es ſoll gegen das hitzige Seitenſtechen gut ſeyn, das Blut verdünnen, und die Ausdünſtung befördern. Faſt gleiche Wirkungen rühmt man vom Blute des **Steinbocks**; nur

nur wird von dem Gemſenblut doppelte Doſis genommen.

Ich komme endlich auch auf

die Gemſenjagd.

Es iſt unglaublich, was Menſchen wagen können, einer Gemſe habhaft zu werden. Das allerbeſchwerlichſte Leben, und der ſchrecklichſte Tod ſind das gewöhnliche Loos der Gemſenjäger. Man ſchaudert, wenn man die Nachrichten davon lieſt.

Der Gemſenjäger muß ſeine Jagd ganz allein verrichten. Hunde nützen ihm dabey nichts. Seine Rüſtung beſteht in einem ſchlechten Kittel, einem Ränzel mit trockenem Brot, Käſe und etwas Fleiſch, einem guten gezogenen Schießgewehr, dem Thillmeſſer, einer Art Hirſchfänger, und ein Paar Schuheiſen, an die Schuhe zu legen, damit er über die jähen abhängigen Felſen klettern kann.

Oft muß er von einer ſteilen Felſenſpitze über die andere, und über den, dazwiſchen befindlichen Abgrund, ſpringen. Wie oft geſchiehet es, daß er, wenn er des Morgens ausgeht, des Abends gar nicht wieder kommt, und hernach in einem Abgrunde zerſchmettert gefunden wird. Oft ſtürzt er in ſolche ungeheure Tiefen, daß man ihn gar nicht wieder findet.

Am gefährlichſten iſt es für ihn, wenn er eine Gemſe an einem Orte, der kaum einen halben Schuh breit iſt, wo vorn eine hohe Felſenwand, hinten aber ein unabſehbarer Abgrund iſt, in die Enge getrieben hat, daß ſie nicht weiter kann, ſondern ſchlechterdings bey ihm durchſetzen muß. In dieſer Verzweifelung drängt ſich

das Thier im ſchnellen Sprunge zwiſchen dem Felſen und dem Jäger durch, und ſtürzt ihn öfters in den Abgrund.

In dieſem mißlichen Zuſtande legt ſich der Jäger entweder, wenn er kann, und ſo viel Raum hat, der Länge nach, zu Boden, damit die Gemſe über ihn wegſpringt, oder er ſteht aufrecht, ſo nahe an der Felſenwand, als möglich, damit das Thier, wenn es keinen Raum zwiſchen dem Jäger und der Wand erblickt, vorbeyſpringe, bey welcher Gelegenheit er denn den Vortheil erſiehet, dem Thiere mit dem Thillmeſſer einen Stoß zu geben, daß es ſtürzt.

Zuweilen verſteigt ſich ein Jäger ſo weit, daß er weder hinter ſich, noch vor ſich kommen kann, und genöthigt iſt, ſich durch einen Sprung zu retten, wobey er öfters keinen größern Anſatz hat, als einer halben Handbreit vorragendes Felſenſtück. In dieſer äußerſten Gefahr wirft er alles von ſich, zieht die Schuhe aus, ſchneidet ſich mit dem Meſſer in die Ferſen, oder in den Ballen, damit das vordringende Blut an dem felſichten Vorſchuß als ein Leim feſt halte, und ſo wagt er den Sprung, wobey mancher den Hals bricht.

Am ſicherſten pflegen ſich die Jäger an den Orten, wo die Gemſen weiden, oder nach der Salzlecke gehen, anzuſtellen, und ſie dann zu ſchießen *).

In der Schweiz bedienen ſich die Jäger zur Gemſenjagd beſonderer Flinten, die zwar nur einen Lauf; aber zwey Schlöſſer hinter einander haben. In den gezogenen Lauf werden zwey Schüſſe, einer auf den andern geladen. Die Kugeln werden mit Gewalt hineingetrieben;

*) Davon eine Abbildung in Krünitz ökon. Enzyklop. 17 B. Fig. 875.

trieben; ſo daß die Kugel des unterſten Schuſſes dem Pulver des zweyten oder oberſten zum Bodenſatze dient. Der unterſte kann nicht heraus, bevor der oberſte nicht abgeſchoſſen iſt. Wenn aber das Pulver auf der oberſten Pfanne zuweilen abblitzt; ſo wagen ſie es doch wohl mit dem unterſten Schuſſe beyde abzuſchießen, weil ſie ſich einigermaßen auf die Stärke des Laufs verlaſſen können. Das Pulver in der Mitte über dem erſten Schuſſe entzündet ſich wegen der feſtſchließenden Kugel nicht *).

Irrthümer und Vorurtheile

giebt es bey dieſem Thiere genug, die aber durch beſſere Einſichten in ſeine Naturgeſchichte berichtigt werden können.

I. Phyſikaliſche

1. Die Gemſen haben ein ſehr zähes Leben. Woher aber? nicht natürlich, ſondern aus übernatürlichen Urſachen, denn ſie könnten ſich ſchußfrey machen, wenn ſie vor Sonnenaufgang Gemſenwurz gefreſſen hätten. Auch wären ſie ſchwer todt zu ſchießen, wenn ſie Gemſenkugeln im Magen hätten. Allein es geht ganz natürlich zu, daß ſie wegen der harten rauhen Luft, worin ſie beſtändig leben, einen feſten Körper haben, und da ihr Fell ziemlich dick iſt, der Jäger auch immer einen weiten Stand zum Schießen nehmen muß; ſo iſt ihr zähes Leben kein Wunder.

2. Sie ſollen eine beſondere Schildwache auf einer Felſenſpitze ausſtellen, welche die andern durch

 Pfeifen

*) S. de Lüc Reiſen nach den Eisgebirgen; aus dem Franzöſ. Leipz. 8. 1777. S. 51.

Pfeifen zur Flucht bringt. Dieß iſt durch das einſtimmige Zeugniß aller Reiſenden widerlegt, und es iſt, wie ich oben ſchon geſagt habe, jede Gemſe ihre eigene Schildwache.

3. Eben ſo ungegründet iſt es, daß ſie ſich beym Herabklettern von den Felſen mit den **Hörnern** anhalten ſollten. Wahrſcheinlich aber iſt es, daß ſie beym Stürzen, wie der **Steinbock**, auf eine vortheilhafte Art auf die Hörner fallen.

4. Daß ſie zuweilen, wenn ſie den Kopf umdrehen, und ſich mit den Hörnern kratzen, mit ſolchen in der Haut hängen bleiben, und in dieſer Stellung jämmerlich verhungern müſſen *).

5. Daß ihnen die Gemſenkugeln **Krankheiten** verurſachten. Sie ſind ihnen ganz natürlich, weil ſie von unverdaueten und zuſammengepackten Krautfaſern entſtehen.

6. Daß ſie einen beſondern **Luftgang** von den Zähnen zwiſchen den Hörnern hinaus hätten **).

II. Medizinische. Dahin gehören

1. die hochgerühmte Kraft der Gemſenkugeln. So lange ſie noch im Thiere ſind, haben ſie eine weichliche Conſiſtenz weil ſie in feuchter Wärme liegen, und ſind mit einem **Safte**, wie fließendes Wachs verſehen, den die Jäger beym Ausnehmen ſorgfältig auspreſſen, und ihm gegen Schwindel und andere Zufälle große Wunderkräfte zuſchreiben. Da der mediziniſche Aberglaube alles, was wunderbar klingt, blindlings ergreift; ſo

*) S. *Scaliger* exerc. p. 666.

**) S. Büffons Naturgeſch. der vierfüßigen Thiere von Otto. XI. B. Anh. zum ſibiriſchen Steinbock. S. 81. Pallas Anmerk.

ſo hat ſich der Betrug ſolches zu Nutze gemacht, und es werden viele von Kuhmiſt und faſerichten Kräutern nachgemacht *).

Von ihrer angerühmten Wunderkraft haben ſie den Namen: deutſcher oder europäiſcher Bezoar bekommen. Ehemals waren ſie berühmter, als jetzt, und man führte ein ganzes Regiſter von Krankheiten an, gegen welche ſie Wunder thaten:

Schweißtreibend;
Giftwiderſtehend;
Wider den Schwindel;
Bey Magenkrämpfen;
Bey Bauchflüſſen und Ruhren; u. ſ. w.

2. Das Fett, in Milch zerlaſſen, kurirte die Lungenſucht unfehlbar.

3. Gegen den Schwindel und Seitenſtechen diente das warme Gemſenblut hauptſächlich, vermuthlich weil das Thier die Eigenſchaft hat: ohne Schwindel von den höchſten Felſen zu ſpringen. Wer alſo das Blut eines ſolchen Thieres tränke, der bekäme gleiche Eigenſchaft.

Das Blut mit Meerpalmen ſoll die Haare vertreiben.

4. Der gebrannte Koth mit Honig und Eßig, hindert das Ausfallen der Haare; mit Wein, kurirt die Gelbſucht.

5. Die Galle hilft wider die Blödigkeit der Augen.

6. Die Leber gegen Durchfälle.

*) Von den indianiſchen Gemſen werden ſolche Kugeln auch nach Europa gebracht, die aber weit härter, glänzender und wie Bezoar anzuſehen ſind.

Kurz, es iſt faſt kein Theilchen in und an dem Thiere, das nicht wider eine Krankheit angerühmt wäre. Man ſieht offenbar, daß die Jägerfinanzen davon die Quelle ſind, und darinn liegt auch wohl die Urſache, warum die Thiere mit ſo großer Lebensgefahr verfolgt werden, weil ſie äußerſt theuer genußt werden können.

Die beſten Schriften

ſind

Büffons Naturgeſchichte vierfüßiger Thiere von Otto. XI. B. Tab. I. S. 48. Anhang, S. 109.

Donndorffs zoologiſche Beyträge ꝛc. I. 620. No. 3. die Gems.

Krünitz ökonomiſche Enzyklop. 17 B. S. 291.

Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. S. 600. Tab. XIII. b. Fig. I.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 279. (noch ohne Text.)

Hrn. von Salis Naturgeſchichte der Gemſen in Lichtenbergs Magazin für das Neueſte der Phyſik ꝛc. V. 4 St. 143.

* * *

2. Zwote Art: die Saiga *).

Von dieſem, bisher ſehr wenig bekannten Thiere, hat Pallas die genaueſte und umſtändlichſte Beſchreibung gegeben **). Er ſagt: es ſey bis dahin unbekannter

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 185. Sp. 8. Antilope *Saiga*. *Erxleben* Mammal. p. 289. Antilope *Scythica*.

**) Spicileg. zool. XII. p. 14. No. 8. p. 21. t. I. III. f. 6. 9. 10. 11. Naturgeſchichte merkwürdiger Thiere I. 9. No. 6.

kannter geweſen, als entfernte Naturkörper aus Indien und Amerika, ob es gleich zunächſt an Europa, und ſogar in demſelben einheimiſch ſey.

Es war den Alten ſchon bekannt, und Strabo's Colus *), iſt nicht bloß wegen des Vaterlandes: Scythien, einerley Thier mit unſerer Saiga; ſondern auch ſeine Größe, Schnelligkeit und weiße Winterfarbe, und daß der Colus durch die Naſe trinke, kommt damit überein. Nach demſelben iſt Geßner der erſte, der gute Nachrichten von der Saiga gegeben hat †). In den neuern Zeiten iſt ſie vom ältern Gmelin beſchrieben, aus welchem Briſſon, Linné und Büffon ihre Nachrichten genommen haben; zuletzt von Pennant, Forſter, Cook, und am beſten von Pallas.

Beſchreibung.

Dieſes Thier hat verſchiedene Namen, die nicht mit einander zu verwechſeln ſind. *Saiga*, oder *Suhac* iſt ein tartariſcher Name, und bedeutet eine wilde Ziege, wie ſie denn von Pallas, Lepechin und Gmelin in ihren Reiſen oft geradezu die wilde Steppenziege genennt wird.

Die Größe iſt wie ein Damhirſch; im äußern Anſehen faſt eben ſo, Kopf und Hörner ausgenommen.

Der Kopf von ungewöhnlicher Größe; die Schnauze hochgewölbt, und ragt vor der Unterkinnlade ziemlich hervor, ſehr beweglich, und kann in Runzeln zuſammengezogen werden.

*) Geogr. libr. VII.

†) Vierfüßige Thiere. p. 361. f. 362.

Die Naſenlöcher ungemein weit, daß man einen Daumen hinein ſtecken kann: wohl zu merken, ohne die knöcherne Naſenwand. Ein ganz beſonderes Phänomen bey dieſer Art. Kurze, ſtumpfe Ohren, inwendig rauch von lockeren, weichen Haaren enge zugeſchloſſen.

Am Kinn kein Bart, ſondern nur einige längere zerſtreuete Haare.

Die Augen entfernt nach den Hörnern zu: von mittelmäßiger Größe. Unter den Augen die Thränenhöhlen. Die darinn enthaltene Materie iſt braun, talgartig, und hat einen Bocksgeruch. Am Augenſtern verſchiedene Auswüchſe, oder zottichte Warzen zu beſondern Abſichten, wie wir unten hören werden.

Nur acht untere Vorderzähne, wie Meißel. Sechs Backenzähne.

Nur das Männchen hat Hörner. Mit der Wurzel ſtehen ſie gleich über dem Höcker der Augenhöhle, und ſind nicht, wie die Gemſenhörner, gebogen.

Gewöhnlich eilf Zoll lang, doppelt gekrümmt, und beynahe wie die Leyer der Alten: von Farbe gelblich, halbdurchſichtig, mit vierzehn bis zwanzig Ringen.

Pallas erhielt den Schädel einer ſehr alten Saiga von außerordentlicher Länge, an dem die Enden zuſammen liefen, und ſich durchkreuzten, an denen man 30 Ringe zählte.

Von Saiga's mit drey — und einem Horn werde ich unten reden.

Die Vorderklauen gehen kaum aus einander, ſind kurz, hinten mit einer ſchwielichten Haut gewölbt, und vorn dreyeckig. Die Kniee an den Vorderfüßen ſehr

ſehr haaricht, und mit einem, einwärts herunterlaufenden Haarbüſchel beſetzt.

Der Schwanz kurz, an der Wurzel etwas breit, am Ende büſchelförmig.

Das Sommer- und Winterfell in der Farbe verſchieden.

Die Ausmeſſung aller Theile, wie auch die Zergliederung, hat Pallas an gedachtem Orte *) ſehr umſtändlich beſchrieben.

Aufenthalt.

Die Saiga liebt nicht, wie die Gemſe, waldichte und öde Felſengebirge; ſondern flache, große Wüſten mit häufigen Salzquellen. Sandichte Gegenden fliehet ſie; ſumpfichte und feuchte aber zieht ſie den anmuthigſten Weiden vor. Daher ſind die tartariſchen Wüſten, und die ruſſiſchen Steppen öfters voll von dieſen Thieren. Am liebſten ſuchen ſie die Oerter und Gegenden, wo die, ihnen eigenen, und zur

Nahrung

beſtimmten Kräuter wachſen. An Wermuthreichen Stellen trifft man ſie gewiß. Außerdem freſſen ſie ſehr begierig die jungen Sproſſen der ſalzigen Pflanzen, Melden, ſcharfe Pflanzen mit Kreuzblumen, gewürzhafte, als Rheinfahrn, Beyfuß, u. ſ. w. Vorzüglich trocknen Wermuth, wovon immer ein gut Theil auch im Winter grün iſt.

Vom Waſſer entfernen ſie ſich im Sommer nicht weit, und die Fußſteige, die ſie oft, beſonders des Mittags

*) Spicil. zool. XII.

Mittags zur Tränke gehen, ſind hin und wieder in den Wüſten auf einige Meilen gebahnt.

In der Lebensart

dieſes Thieres finden ſich beſondere Eigenheiten, welche mit denen in ſeinem Körperbau genau übereinſtimmen.

Von allen übrigen Antilopen unterſcheidet ſich die Saiga durch ſehr ſtandhafte und in die Augen fallende Kennzeichen.

1. Der Naſenbau derſelben iſt unter allen wiederkäuenden Thieren ohne Beyſpiel. Die Geſtalt der Naſe ſelbſt, wie ſonderbar! wie knorpelicht, und am Ende wie abgeſtutzt!

2. Was iſt ſeltſamer, als der Mangel der Naſenknochen und der knöchernen Scheidewand?

3. Die Lage der Hörner ganz anders; auch die Subſtanz derſelben weit durchſichtiger, hornartiger, blaſſer und reiner als bey den übrigen.

Es giebt unter ihnen in Abſicht der Hörner ſeltſame Mißgeburten. Man findet Saigen mit drey, oder wohl gar mit einem Horn auf der Stirn, welches letztere vielleicht die Erzählung von dem berühmten Einhorn erklärt. Nach Pallas hat die Fabel vom Einhorn ihren erſten Urſprung wahrſcheinlich von einer bisweilen bemerkten einhörnigen Spielart der Oryx, und dann iſt es freylich nicht zu verwundern, daß das Einhorn von jeher ein ſeltenes Thier geweſen iſt *).

4. Der

*) Es giebt auch isländiſche Ziegen mit vier Hörnern, die aber als keine Mißgeburten anzuſehen ſind. Noch vor dem Jahre wurde eine lebendig herumgeführt. S. Schrebers Säugthiere V. Tab. 289.

Nach

4. Der ſonderbare Naſenbau iſt dieſem Thiere nothwendig, weil ſie im Laufe ganz ungeheuer aufgeblaſen wird. Dieß konnte ſie nicht, wenn ſie nicht knorplicht und beutelich war.

5. Die Saiga hat zwar ſehr große und ſchöne Augen; aber ſie ſiehet doch faſt unter allen Thieren am ſchlechteſten, ſo daß man ihr gegen den Wind ſehr nahe beykommen kann. Bey ſtarkem Sonnenſchein und Sommerhitze blinzen ſie außerordentlich, zum Beweiſe, daß ſie das zu ſtarke Licht nicht ertragen können, Ja! ſie ſind ihrer öfters ſo wenig bewußt, daß ſie ſich in der Wüſte in dem Schatten eines ſtehenden Reiſewagens niederlegen.

Die Urſache liegt in dem Bau ihres Geſichtswerkzeuges. Damit nämlich der, den Augen nachtheilige, von dem gelblichen Erdreiche zurückgeworfene Schein gemildert werde; ſo haben die Augenringe nicht allein eine ſehr kleine Oeffnung, ſondern ſie ſind außerdem mit kleinen Randſchwämmchen, oder haarichten Warzen verſehen, durch welche, wenn ſie aufſchwellen, die Lichtſtrahlen gemäßiget, und zum Theil abgehalten werden.

6. Wenn ſie in der Steppe aufgejagt werden; ſo ſpringen ſie zwar erſchreckt auf; können aber in der Sonnenhitze nicht weit kommen; ſondern fallen bald keichend nieder. Im Anfang laufen ſie ſo ſchnell, daß ſie auch die ſchnellſten Pferde und Windhunde nicht einholen können;

Nach dieſem Umſtande iſt die Anmerkung in Büffons Naturgeſchichte vierfüßiger Thiere II. 33. von Martini, vom Suhak oder dem Ziegeneinhorn, zu berichtigen.

können; ſie werden aber bald müde, ſogar ohnmächtig. Ein Junges, das Pallas auf dem Wagen bey ſich hatte, entkam bey der Tränke, und mußte mit Pferden und Hunden verfolgt werden. Kaum war es einige hundert, und im Geſträuche noch weniger Schritte gelaufen; ſo fiel es mit offenem Maule und gekraußter Naſe keichend hin, und konnte lange nicht wieder zu Athem kommen.

7. Es ſind überaus zärtliche Thiere, und haben ein ſchwaches Leben. Von einem ſchwachen Hundsbiſſe, und faſt von jedem Schuſſe fallen ſie ſchon.

Die Kirgiſen wiſſen ſie daher auf eine leichte Art, ohne Hund und Schuß, zu fangen. Sie machen in den Wüſten, in den mit hohem und ſtarkem Rohre dicht bewachſenen Landſtrichen Fußſteige, in welchen ſie Rohrſtengel ſtehen laſſen, die ſie aber in der Höhe der Schenkel der Saiga ab- und oben ſpitz zuſchneiden. Nun treiben ſie zu Pferde die Heerden der Saiga's in die Enge, die denn in Sprüngen über dieſe Rohrſtengel wegſetzen wollen, und ſich ſelbſt ſpießen.

8. Der Gang des Thieres iſt gleichſam wackelnd, und es trägt den Kopf bey weitem nicht ſo aufgerichtet, als andere Antilopen. Anfänglich laufen ſie im ſchnellen Trabe, zuletzt aber in Sätzen und Sprüngen von mehreren Klaftern.

9. Die Stimme hat Pallas, auch beym Sterben nie gehört, und die Luftröhre gab nach dem Tode, als man darein bließ, ein Gebrülle, wie von einem jährigen Kalbe, von ſich.

10. Da die Naſe ſo weit, dick, und in Runzeln gekraußt iſt; ſo iſt ſie ihr bey dem Weiden hinderlich, und es iſt richtig, daß ſie oft im Rückwärtsgehen

weiden muß, und das Kraut immer von der Seite abrupſt.

11. Eben ſo ſonderbar iſt ihre Art des Saufens. Sie ſteckt ihre Naſe ganz ins Waſſer, und ſäuft wirklich durch dieſelbe. Beym Zurückziehen fließt oft ein Theil wieder heraus.

12. Sie ſtellen auch Wanderſchaften an, und zwar nach den Jahreszeiten. Beſonders verſammeln ſie ſich im Herbſt, wenn die Bremſenzeit kommt, in großen Rudeln, und ziehen allgemach in den Wüſten, ſo weit ſie kommen können, gegen Süden. Im Frühjahre aber kehren ſie in kleinen Rudeln wieder zurück, und werden theils von den ziehenden nomadiſchen Horden, theils durch das Feuer in den Steppen, welches dieſe anzünden, nach den nördlichen Weiden getrieben.

13. Der vollkommenſte Sinn der Saiga's iſt der Geruch, welches ihre weiten Naſenlöcher, und der ganze Bau der Naſe beweiſen. Daher können ſie mit dem Winde den Feind beynahe eine halbe Meile wittern.

Bey der Fortpflanzung

der Saiga zeigen ſich auch beſondere Merkwürdigkeiten.

Die Zeit derſelben fällt am Ende des Novembers, und in den Anfang des Dezembers. Die Männchen kämpfen, wie gewöhnlich, um die Weibchen; aber der ſtärkſte vertreibt alle Nebenbuhler aus der Geſellſchaft, treibt die ganze Heerde von Weibchen und Jungen, oft an hundert zuſammen, und zieht damit allgemach in ſüdlichere Gegenden.

Nach

Nach der Erzählung der nomadiſchen Völker, welche mit dieſen Thieren beſtändig in Geſellſchaft ziehen, und ſie täglich beobachten, iſt die Kraft der Männchen unerſchöpflich und bewundernswürdig. Mit einer Art von Wuth treibt der Bock die Weibchen in einen Haufen zuſammen, welche denn vor Furcht alles erwarten und leiden, da er denn oft hunderten genug iſt, und ohne Ruhe an zwanzigmal nach einander das Werk der Natur verrichtet.

Die Weibchen ſind den ganzen Winter durch trächtig, und werfen vor der Mitte des Mayes, nachdem ſie in die nördlichen Theile der Wüſte gezogen ſind, gewöhnlich nur ein Junges. Dennoch vermehrt ſich die Art ſo zahlreich.

Am erſten Tage der Geburt können die Jungen der Mutter noch nicht folgen, und werden daher oft mit der Hand gegriffen. Sie laſſen ſich leicht mit Milch aufziehen, und es ſind viere lebendig nach Petersburg gebracht.

Die Natur ſelbſt hat mütterlich für ihre Erhaltung in der Kindheit geſorgt. Denn ſie ſind in ihren erſten Lebensmonaten auf der Scheitel, Nacken und Rücken mit einem weichen, lammartigen, krauſen, wollichten Haar bedeckt, damit ſie vor der Erzeugung der Bremſenlarven ſicher ſind.

Merkwürdig iſt es, daß die jungen Weibchen langſam, die Männchen aber ſehr ſchnell wachſen. Dieſe haben ſchon im erſten Monat an der Stirn kegelförmige hornartige ſchwarze Warzen, welche bald zunehmen, und binnen vier Monaten ſchwache Ringe bekommen.

Bey einigen ſind die Hörner im vierten Monat ſchon halb ſo lang, als bey den erwachſenen, und im zweyten Jahre ſind ſie bereits zur Zeugung tüchtig.

Sie werden ſo zahm, daß ſie dem, der ſie futtert, aus der Hand freſſen, auf den Schooß ſpringen, und ihm, wenn ſie ſeine Stimme hören, wie die Hunde überall nachfolgen, ſogar durch Flüſſe nachſchwimmen. Wild aber bleiben ſie beſtändig, wenn ſie größer eingefangen werden.

Wenn ſie ſehr jung aufgezogen ſind, laſſen ſie die Einwohner frey im Dorfe, ſogar aufs Feld laufen, wo ſie ſich nie mit den wilden vermiſchen; ſondern ſie fliehen, und des Abends freywillig wieder zu Hauſe kommen. Sind ſie zur Milch gewöhnt, ſo kommen ſie zu geſetzter Zeit, und zupfen den, der ſie ruft, bey der Hand, oder beym Rockſchooß, und blöken dabey, wie die Kälber. Sie lernen auch Kräuter freſſen; aber bloß die, welche für ihre Art gehören. Wenn ſie ſatt ſind, liegen ſie und verrichten das Wiederkäuen. Sie legen ſich nie, wenn ſie nicht, wie die Hunde, vorher einigemal auf der Stelle im Kreiſe herumgegangen ſind, und laſſen ſich dann auf den Vorderknieen nieder. Daher die mehreſten Antilopen vorn an den Knieen die ſteifen Haarbüſchel haben.

In Abſicht der Verbreitung

findet man die Saiga in Ungarn, Pohlen, der Tartarey, und dem ſüdlichen Sibirien. Gegen Abend wird das Vaterland derſelben von klein Reußen und Pohlen; gegen Süden aber von den Carpatiſchen, Caucaſiſchen Gebirgen, wie auch von denen, welche ohnweit der Donau laufen, und von dem Caſpiſchen

Meer, u. ſ. w. begränzt, und gegen Norden überſchreitet ſie nie den 50ſten Grad.

Die Feinde

der Saiga ſind

1. Wölfe und Füchſe, denen manche zur Beute wird, wenn ſie einzeln gehet, da ſie, weil ſie bald ermattet, eingeholt und gewürget wird.

In ſtarken Rudeln können ihnen dieſe Raubthiere nicht beykommen. Die Männchen machen einen Kreis um die Weibchen und Jungen, und ſchlagen ſie muthig in die Flucht.

Indeſſen müſſen ihrer dennoch durch den anhaltenden Lauf der Wölfe viele eingeholt werden, wie die häufig in den Wüſten zerſtreueten Schädel, und Skelette dieſer Thiere beweiſen.

2. Die Adler, die ihnen ſehr nachſtellen.

3. Vorzüglich die Bremſen *). Faſt kein Thier iſt mehr von den Maden dieſer Bremſe geplagt, als die Saiga. Daher ſtehen ſie auch beſtändig, und ſchaudern mit der Haut, wie die Pferde, die Fliege abzuhalten. Die Alten haben den ganzen Sommer durch unter dem Leder des Rückens viele, dicht bey einander ſtehende eiternde Beulen, worin die Maden liegen, die durch das Fell ſelbſt eine Oeffnung haben. Sie werden von der Menge dieſer Larven öfters auf dem Rücken ganz brandig. Selbſt im April und Anfang des Mayes ſind die in dieſer Zeit geworfenen Jungen ſchon dieſer Plage ausgeſetzt.

4. Im

*) Oeſtrus *Antilopum* S. Pallas Reiſe I. Anh. No. 78. *Spicil.* XII. p. 32. T. III. f. 2 — 4.

4. Im Netze einer Saiga fand Pallas lebendige Blaſenwürmer in der Größe einer Mandel, mit blutigem Waſſer angefüllt *).

Vom Schaden

dieſes unſchuldigen Thieres kann man ſo wenig Proben anführen, als von der Gemſe. Hingegen iſt

Der Nutzen

deſſelben nicht geringe. Faſt alle ziehende nomadiſche Völker haben davon in den armſeligſten Wüſten ihre beſtändige Nahrung. Sie begegnen ihnen faſt allenthalben, und ziehen mit ihnen.

1. Das Fleiſch wird zwar gegeſſen; aber es iſt von Natur von moſchusartigem Geruch, und ſchmeckt gebraten, nach Wermuth, bitter; gekocht noch ſchlechter, doch ſoll ſich der üble Geſchmack des Gebratenen, wenn es kalt wird, verlieren. Das Fleiſch der Jungen iſt lammartig, und faſt zu weichlich.

2. Bey den barbariſchen Völkern iſt das Gehirn im Ruf gegen Durchfälle; und das getrocknete Blut zur Beförderung der Geburt gelobt.

3. Ob das Fell, und andere Theile zu gebrauchen ſind, davon hab' ich nichts gefunden.

4. Die Hörner aber dienen zu ſehr mannichfaltigen Vortheilen. Es werden daraus Löffel, Schöpfkellen, und andere Inſtrumente verfertiget.

Hauptſächlich werden die Hörner in den Wüſten von den Koſaken geſammelt, und für die chineſiſchen Handelsplätze verkauft. Denn die Chineſen kaufen ſie in großer Menge, und wiſſen daraus die prächtigſten

*) S. *Spicileg.* XII. T. III. f. 5.

Laternen und Kronleuchter zu verfertigen, und die Hornplatten oder Scheiben, die überaus dünn und durchſichtig, wie Glas ſind, ſo genau zuſammenzufügen, daß man es kaum gewahr wird *).

Um dieſes Nutzens willen wird von den Einwohnern oft

eine Saiga-Jagd

angeſtellt.

Außer der etwas ſeltenen, ſie über zugeſpitzte Rohrſtängel zum Spießen zu jagen, iſt ihr in Gegenden mit hohem Kraut, und Vertiefungen, die Jäger zu decken, leicht beyzukommen. Nur darf er nichts Weißes oder Rothes an den Kleidern haben. Am ſicherſten ſoll es ſeyn, ſich ihnen ganz nackt mit gekrümmtem Leibe zu nähern.

Die Kirgiſen jagen ſie auch mit Adlern, beſonders mit dem gemeinen (Falco *fulvus* L.), die ſie an dem ausgeſtopften, und noch blutigen Felle dazu abrichten.

Durch die neueren Beobachtungen ſind auch

einige phyſikaliſche Irrthümer

berichtiget worden. Es iſt

1. Falſch, daß die Saiga in der Naſenhöhle einen Theil des eingeſogenen Waſſers, um des künftigen Durſtes willen, aufbewahren ſollte;

2. daß

*) S. des P. d'Incarville Abhandlung: Sur la maniere ſinguliere, dont les Chinois ſoudent la corne à lanternes: mit 10 Kupfern von dieſer Arbeit: in den Memoires de Mathematique et de Phyſique, preſentés à l'Academie des Sciences. II. 350.

2. daß ſie ihre Geſellſchaft bey entdeckter Gefahr durch ein Geziſche oder Pfeifen zur Flucht reizen ſoll. Ein ſolches **warnendes Zeichen** fehlt der Saiga gänzlich.

3. Daß ſie ſich durch eine beſondere Pflanze die Kräfte zur Liebe erwecke.

4. Im **Naturforſcher** VII. St. S. 45. iſt in den Beyträgen der Naturgeſchichte von Japan und Sina, bey Fig. 3. **Bergſteiger**, eine Verwechſelung vorgefallen. Das **Thier**, von welchem die Rede iſt, iſt der Tragelaphus *Bellonii*, wobey **Gmelins** ſibiriſche Reiſen I. 368., angeführt ſind. Nach dieſen Citaten iſt es der **Argali**, das **wilde ſibiriſche Schaf**, oder Ovis *Ammon*. Gleichwohl ſtehet dabey, daß die Chineſen die Hörner zu Laternen verarbeiteten, welches doch durchgehends von der **Saiga** verſichert wird.

Die beſten Schriften

von der Saiga ſind

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere. XI. B. S. 123. c. fig. a. b. c. das **Thier Saiga**.

Hallens vierfüßige Thiere. S. 322. **Das Ziegeneinhorn.**

Pallas Spicil. zool. faſcic. XII p. 21. Tab. I. II. fig. 6 — 12.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 276. (noch ohne Text.)

Donndorffs zoologiſche Beyträge ꝛc. I. 626. No. 8. die **Saiga**.

Der fünften Ordnung der wiederkäuenden Thiere

Dritte Gattung: die Ziege.

Allgemeine Kennzeichen.

1. Die Hörner ſind nicht, wie bey den Hirſchen, äſtig und höckricht; ſondern in die Höhe geſtreckt und glatt. Sie ſind inwendig hohl, und ſitzen, gleichſam wie eine Scheide, auf einer knochichten Subſtanz.

2. Am Kinn ein langer Bart.

1. Erſte Art: der Steinbock *).

Das Hauptunterſcheidungszeichen dieſes Thieres ſind die mondförmig zugerundeten Hörner, die oben knoticht, und nach dem Rücken zu gebogen ſind.

Beſchreibung.

Der Name Steinbock iſt wohl von dem Aufenthalt des Thieres hergenommen, da es beſtändig auf den höchſten und unzugänglichſten Felsklippen zu hauſen pflegt.

Den Alten war es unter dem Namen Ibex, Trais und *Capricornus* bekannt, und dieſer Capricornus iſt auch zum Zodiakzeichen des Steinbocks im Kalender genommen.

An Größe übertrifft es unſern Ziegenbock weit, und wiegt im Alter einige Zentner.

Be-

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 196. Sp. 2. Capra *Ibex*.

Betrachtet man den Kopf gegen den ganzen Körper, ſo iſt er außerordentlich klein; aber dem Hirſchkopfe ähnlicher, als der Ziege. Die Schnautze etwas unförmlich dick, und die Naſe aufgeworfen. Die Ohren ſtehen hinterwärts gerade weg, und wenn das Thier den Kopf hoch trägt, mit dem Rücken parallel. Die Augen groß, rund, blitzend und feurig. Der Bart ſehr lang.

Die Hörner ſind ſchwärzlich, gegen den Kopf und Körper ſehr lang, von anderthalber Elle, und mondförmig gebogen: mit ſcharfen, nach der Länge gehenden Kanten, die gleichſam eine Vorderfläche bilden. An den Seiten Knotenringe, davon ſich jährlich einer anſetzt; alſo Zeichen des Alters. Man hat ſie von 20 Pfund, und von 24 Knotenringen. Oefters gehen drey Maaß Waſſer in ein ſolches Horn.

Die Füße ſehr ſchlank; die Klauen, nach allen Abbildungen, die ich geſehen habe, nicht ſpitzig; ſondern rundlicht, aber mit ſcharfem Rande; inwendig hohl und geſpalten. Der Schwanz kurz, mit langen Borſten.

Die Bartfarbe rothfahl und ſchwärzlich. Die Haare des Leibes lang, zottiche, röthlichbraun; im Alter grau. Längs dem Rücken ein brauner Streif. Im Winter trägt der Steinbock einen Doppelpelz: unten auf der Haut ein feines dichtes, oben darüber ein langes ſprödes Haar.

Die Steinbockziege iſt ungleich kleiner, aber doch merklich größer, als unſere Hausziege, hat einen kleinern Bart, eine hellere Farbe, weit kleinere

Hörner *), und zum Unterſchiede von den Gemſen nur zwey Zitzen.

Von der Zergliederung

des eigentlichen wahren Steinbocks weiß ich nichts, und vielleicht andere eben ſo wenig.

Aufenthalt.

Der wahre Steinbock, der ſich von allen wilden Ziegen auf den Alpgebirgen, wie auch von dem ſibiriſchen Steinbock, weſentlich unterſcheidet, iſt ein deſto merkwürdiger Thier, da es ſelbſt in ſeiner Heimath ſelten, und wenig bekannt iſt.

Er wohnt bloß auf den Eisgipfeln der höchſten Gebirge. Seit 200 Jahren hat ſich dieſe Art ganz auſſerordentlich vermindert, und wird vielleicht in Kurzem ganz ausgeſtorben ſeyn **). In Graubündten, Valois, wie auch in Tyrol und auf den Steyeriſchen Alpen iſt ſie ſeit geraumer Zeit ausgegangen.

Der einzige Ort, wo ſich der Steinbock, nach dem einförmigen Zeugniß aller ſchweizeriſchen Jäger, noch findet, ſind die unbeſteiglichen Gletſcher des Thals von Aoſt in Savoyen, — und ſelbſt hier ſehr ſelten. Im 16ten Jahrhundert waren ſie in den Schweizer- und Graubündter Gebirgen häufiger, und in Glarus hat

*) Nach Haller und Blumenbach in der 2ten Ausgabe ſeines Handbuchs der N. G. hat das Weibchen keine Hörner; in der 3ten Auflage aber iſt nichts davon bemerkt, weil Hr. B. vermuthlich von dem Gegentheil überführt iſt.

**) S. Dr. Gritanners Beobachtungen über den Steinbock: in Lichtenbergs Magazin, fortgeſ. von Voigt IV. 2 St. 32.

hat man noch auf dem Rathhauſe **Steinbockshörner** von außerordentlicher Länge.

Woher mag wohl dieſes ſeltſame **Verſchwinden** kommen? Die Größe des Thieres, die Länge und Schwere ſeiner Hörner, womit er oft zwiſchen den Felsklippen ſtecken bleibt, und umkömmt, ſcheinen anzuzeigen, daß es die Natur für die Plätze, die es jetzt wirklich bewohnt, nicht beſtimmt habe, wo ihm auch überdieß der Lebensunterhalt für die meiſte Zeit des Jahres fehlt. Viele ſterben an der **Blindheit**, welche durch das ſtarke Zurückprallen der Sonnenſtralen vom Schnee entſteht. Ihr natürlicher Aufenthalt ſcheinen die niedrigen alpiniſchen Gebirge zu ſeyn. Bey zunehmender Bevölkerung flüchteten dieſe ſcheuen Thiere immer höher, und zuletzt auf die unzugänglichſten Eisgletſcher, wo viele vor Froſt und Mangel an Nahrung ſtarben die Jungen umkamen, und was noch blieb, von den Raubvögeln genommen wurde. Dieß ſind die wahrſcheinlichſten Urſachen der Verminderung, und alle Gebirgjäger verſichern, daß von dieſem Geſchlecht in allen kaum noch **hundert** Stück übrig ſeyn möchten *).

Die Nahrung

des Steinbocks ſind die magern und elenden Kräuter, welche die faſt erſtorbene Natur auf den Eisgebirgen wachſen läßt. Welche eigentlich — läßt ſich aus Mangel der Erfahrung nicht beſtimmen, weil dieſes

*) Zu Hellbron unterhält der Erzbiſchof von Salzburg in dem großen Park ſeines Gartens — auf einem waldichten Berge — eine Heerde Steinböcke, um ſolche wegen ihrer Seltenheit nachher in den Gebirgen des Landes nachzuziehen. Ob es auch wahre Steinböcke ſind?

Thier weit ſchwerer, als die Gemſe, zu beobachten iſt. An mürben, kalkartigen, mit Salpeter und Salz beſchlagenen Felſen, ſollen ſie beſtändig lecken.

Die Fortpflanzung

beginnt im October, und dauert einen ganzen Monat durch. Die Ziege trägt 21 Wochen, und wirft, nach den neueſten und ſicherſten Nachrichten, niemals mehr, als ein Junges. Die Jungen laſſen ſich nicht allein bald zähmen; ſondern mit der Heerde Ziegen austreiben, und ſollen ſich auch mit ihnen begatten.

Von der Lebensart

des Steinbocks weiß man nichts weiter, als was man von den Jägern erfahren hat. Er iſt erſtaunlich ſcheu, und weit flüchtiger und ſchneller, als die Gemſe. Ungeachtet ſeines ſchweren Körpers läuft er eine Felſenwand hinan. In der Flucht ſetzt er über die fürchterlichſten Abgründe von Klippe zu Klippe, wären ſie auch ſechs Schritte aus einander, und beſteigt die höchſten Felſen, wenn er nur irgend eine kleine Vorragung findet, wo er ſich anklammern kann.

Unter allen bekannten Thieren ſind es die ſtärkſten Springer. Sie ſtürzen ſich, wie die Gemſen, von den ſteilſten Klippen herunter, und fallen Stoßweiſe immer auf die Hörner.

Von der Verbreitung

iſt auch wenig bekannt, da die Steinböcke in andern Gegenden, z. B. in Sibirien und Cypern, ganz verſchiedene Thiere ſind.

Feinde

des Steinbocks ſind hauptſächlich die Menſchen, und die Adler. Andere Raubthiere wagen ſich auf die Höhen, und in den Grad von Kälte nicht.

Der Schaden,

den das Thier thut, beſtehet zuweilen darin, daß es ſich in der äußerſten Noth, wenn es keinen Anlauf mehr gewinnen kann, von einem Felſen zu dem andern zu ſetzen, mit dem gewaltigſten Stoße auf den Jäger zuſtürzt, und ihn den Hals brechen läßt.

Der Nutzen

iſt nicht ſehr groß, da das Thier ſo ſelten iſt. Doch wird

1. ſein Fleiſch gegeſſen, ob es gleich ſehr zähe und ſchwer zu verdauen iſt.

2. Aus den Hörnern machen ſich die Jäger und Hirten Trinkgeſchirre. Für große Herren werden ſie zierlich ausgeſchnitten, und mit Gold und Silber eingefaßt.

3. Aus der Haut wird nicht viel gemacht, weil ſie ſehr dünne iſt.

4. Das Blut wird im Vaterlande, als ein ſchweißtreibendes Mittel gebraucht *).

Zu

*) Als eine Seltenheit führe ich noch an, daß noch vor einigen Jahren ein Jäger zu Chamouni, Namens Paccard, einen Steinbockskopf mit Hörnern, und ein ausgeſtopftes Weibchen mit ſeinen Jungen, gezeigt habe. S. Lichtenbergs Magaz. IV, 2. St. 31.

Zu den phyſikaliſchen Irrthümern

gehört, daß der Steinbock oft mit andern in andern Gegenden verwechſelt werde *), und daß einige das Weibchen hornlos gemacht haben.

Als die ſicherſten und neueſten

Schriften

kann ich hier anführen:

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere: von Otto XI. mit der Abbild. S. 7. wo man ohne Anmerkungen des Hrn. Prof. Otto nicht viel Troſt finden würde, da Büffon Steinbock, Gemſe und Ziege für eine Art nimmt.

Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 610. Tab. 13.

Dr. Eritanners Beobachtungen über den Steinbock im Lichtenbergiſchen Magazin IV. 2. St. 27.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 281. (noch ohne Text.)

Donndorffs zoologiſche Beyträge ꝛc. I. 656. No. 2. der Steinbock.

Damit wir aber ſehen, daß die Alten ſchon die Natur dieſes Thieres ſehr richtig gekannt und beſchrieben haben; ſo will ich aus

Seb. Münſters Cosmographie von 1550. p. m. 497.

eine Stelle anführen,

Die Abbildung iſt wenigſtens, unſers Erachtens, beſonders was die zurückgebogenen knorrichten Hörner betrifft,

*) S. Lichtenbergs Magaz. IV. 2 St. 33. wo ſich Dr. Gritanner gegen die gemachten Einwendungen rechtfertiget.

betrifft, ſehr natürlich; nur die Klauen ſind ſpitz, und ſehr ſcharf vorgeſtellt. Ob dieſes Grund habe, kann ich nicht entſcheiden.

Zugleich findet ſich auch eine Abbildung des Weibchens, von welchem Münſter ſagt: es heiße in Wallis Ybſchen, ſey größer als die Gemſe, aber kleiner als der Steinbock, habe auch kleinere, nach dem Rücken zu gekrümmte Hörner. Dabey aber hat er einen beſondern Umſtand angeführt: die Gemſen, ſagt er, krümmen ihre Hörner vorn auswärts, welches doch wohl eine genauere Unterſuchung verdiente, da ſie von allen Neuern mit oben, nach dem Rücken zu gebogenen kleinen Haken, vorgeſtellt werden; hier aber ſind ſie ſo abgebildet, daß die Krümmung der Haken nach der Naſe zu gehet.

Die Beſchreibung des Steinbocks lautet alſo: *)

„Die Steinböcke haben ihre Wohnung allein in den hohen Bergen bey den Gletſchern. Denn wo ſie nicht Kälte haben, da erblinden ſie. Iſt von Geſtalt nicht ſo groß, wie ein Hirſch, hat ran — ſchmale dünne — Schenkel, iſt ſchwer von Leib, hat einen kleinen Kopf, ſchöne Augen; große und ſchwere Hörner. Die wachſen ihm von Jahr zu Jahr mit Knöpfen, oder knorrichten Ringen, und, wenn ſie alt werden, ſind die Hörner wohl 16 oder 18 Pfund ſchwer, mit 24 oder 29 Knöpfen. Sie ſind von grauer Farbe, haben ſcharfe geſpaltene Klauen, wie eine Geiß, ſind wunderbarlich mit hohen und weiten Sprüngen, das den Menſchen kaum glaublich iſt.“

„Es iſt kein Fels ſo hoch und jäh, das Thier mag mit etlichen Sprüngen darauf kommen, wenn er etwas rauch

*) Ich werde die alte Sprache bey Seite ſetzen.

rauch iſt, daß es ſeine Füße daran ſchlagen kann. Man ſagt von ihm, daß es möge eine Mauer hinaufſpringen, die fünf oder ſieben Mann hoch iſt, wenn ſie nur rauch und unbeworfen iſt.«

»Die Jäger laſſen ſich mit langen Seilen über die hohen Felſen hinab, wo ſie wiſſen, das Thier zu betreten, und es fleucht nicht; ſondern wartet ihrer. Es muß der Jäger hart an ſelbigem Felſen umher zu dem Thiere gehn, und gute Sorge haben, daß zwiſchen ihm und dem Felſen kein Durchſchein von dem Thiere erſehen wird; anders läuft es an den Jäger, und ſtößt ihn herab. Sieht es aber nicht zwiſchen durch; ſo meynt es, es möge ihn nicht begreifen mit ſeinen Hörnern, kommt alſo um ſein Leben, oder wird gefangen.«

»Wenn man den Steinbock jung fängt, wird er mit der Zeit ganz zahm, läuft mit andern Geißen auf die Weide, und kommt heim, wie andere zahme Thiere, läßt aber ſeine Tücke nicht, ſo er groß wird.«

* * *

2. Zwote Art: der ſibiriſche Steinbock *).

Daß dieſer ſibiriſche Steinbock von dem ſchweizeriſchen und tyroliſchen ganz verſchieden ſey, und eine eigene Art ausmache, haben **Pallas** und **Gritanner** aus augenſcheinlichen Gründen dargethan **), und da er noch jetzt in den **hohen Alpen von Europa** einheimiſch iſt; ſo haben wir kein Bedenken getragen, ihn unter den **europäiſchen Thieren** mitzunehmen.

Be-

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 196. und bey *Erxleben* Mammal. p. 263. bey *Ibex* als eine Art.

**) S. Lichtenbergs Magaz. IV. 2 St. 34.

Beſchreibung.

Der Steinbock in Sibirien iſt kleiner als der Mouflon *), und hat mehr die wahre Bockgeſtalt, kürzere Füße, und ſchwerere Vorderſchenkel.

Ein Alter ausgeweideter wog vier ruſſiſche Pud, oder 176 und ein halb mediziniſche Pfunde; ein Junger über 130 Pfund.

Der Kopf vollkommen bockartig, mit dicker gebogener Schnautze; ſchmal erhabener Stirn, und hohem zottichten Scheitel.

Die Oberlippe durch eine ſcharfe Furche getheilt.

Die Schneidezähne ſchmal, die vier mittlern länger; die übrigen kleiner; bey Alten ſehr abgeſchliffen.

Der Bocksbart vom Kinn über zwey Zoll zurückgeſtrichen, gegen den Hals ausgebreitet und wild. Bey Alten die Haare unter der Kehle neuntehalb Zoll lang, wie an einer ſchwarzen Pferdemähne.

Die Augen nicht groß; über und unter denſelben ſchwarze, rückwärts ſtehende Borſten.

Eine Thränenhöhle iſt gar nicht vorhanden.

Die Ohren mittelmäßig, und weit kürzer als beym Ibex, inwendig bis zur innerſten Höhlung, mit dichten Haaren ausgefüttert.

Die Hörner ſchwarzgrau, am Grundſtück, oder bey der Wurzel gerade abgeſchnitten, ſichelförmig zurückgebogen, von einander ſtehend, und zuſammengedrückt; am Rücken breiter, ziemlich platt, mit Querknoten abgeſetzt, überdieß leicht gerunzelt, und der Länge nach gefurcht. Die äußere Seite platter; das Ende glätter, und zuſammengedrückter.

Das

*) S. Ovis *Ammon*, oder der *Argali*.

Das längſte Horn, welches man einzeln bekommen, hatte 18 Querknoten *), und ein anderes von einem alten Bock wog acht Pfund. Alſo ſind ſie bey weitem nicht ſo groß und ſchwer, als bey dem alpiniſchen Ibex.

Die Vorderſchenkel zum Aufhalten im Sprunge mächtig gebauet. Die Spaltung der Füße geht vorn bis zwiſchen die obern Glieder des Unterfußes herauf, damit die Klauen ſich vorn deſto weiter auseinander geben können. Die Afterklauen gleichen nur Warzen, und ſind an den Hinterfüßen größer und platter.

Der Schwanz iſt kurz, aber mit langen Haaren behangen.

Bey den Alten das Haar ſchwarz, mit graubräunlich gemiſcht. Der Rückenſtrich geht nicht ganz bis an den Schwanz fort.

Zur Zergliederung

hat man nicht kommen können, weil die Thiere immer ausgeweidet gebracht ſind.

Aufenthalt.

Die liebſte Weide dieſes Thieres iſt an den höchſten Schneekoppen, und an den bis in die Wolken reichenden Felſengipfeln. Nur der ſtrengſte Winter treibt es in die untern Waldungen am Fuß der Gebirge. Noch immer hat es in den rauhen Gebirgen, die ſich vom Taurus an oſtwärts durch Aſien erſtrecken, und Sibirien von der Mongoley ſcheiden, einen ſichern Aufenthalt.

Selbſt

*) S. *Pallas* Spicil. zool. XI. tab. V. f. 4. von der innern Seite: die Ueberſetzung: Naturgeſchichte merkwürdiger Thiere: Büffons N. G. XI. S. 98.

Selbſt innerhalb der ſibiriſchen Gränzen hat man dieſe Steinböcke noch in den gebirgichten Gegenden oſtwärts vom Lenaſtrom, und auf Kamtſchatka angetroffen. Sie ſind aber daſelbſt entweder ſo dünn geſäet, oder ſie halten ſich in ganz unzugänglichen Gegenden auf, daß ſelbſt Gmelin, der doch zehn Jahre lang in Sibirien reiſte, durch die Jäger kein Stück erhalten konnte.

Allein nachher fand Pallas am Jeniſei einzelne Hörner, die an den Ufern dieſes, aus hohen Schneegebirgen herabſtrömenden Fluſſes, bemerkt wurden. Die dortigen Jagdliebenden Tartaren verſicherten ihn zugleich, daß es in dem ſibiriſchen Gränzgebirge noch immer Steinböcke genug gäbe. Daher ſchonte er keine Koſten, ein ſolches Thier zu bekommen, und erreichte 1773 ſeine Abſicht, daß ihm von den halbwilden, und recht unter dem hohen ſajaniſchen Gebirge wohnhaften Karagaſſen, zwey Steinböcke, ein junger und alter, auf Rennthieren, gebracht wurden.

Der ganze Bau des Thieres, die Stärke ſeiner Hörner, des Genicks und der Glieder, ſonderlich der Vorderfüße, welche im Sprunge den meiſten Widerſtand thun; die Bildung und Härte der Klauen, wie auch das ganze, wilde Anſehen deſſelben, zeugen offenbar, zu was für einer rauhen und gefährlichen Lebensart es von der Natur beſtimmt worden. Eigentlich entfernt ſich der Steinbock nie von den höchſten Schneegebirgen. Nur, wenn alles verſchneyet iſt, kommt er etwas niedriger herab. Seine liebſte

Nahrung

ſind Felſenkräuter und Gebirgſträucher. Daher hauſet er am erſten da, wo Zwergbirken, Alpweiden, Alpen=

roſengeſtrippe, allerley Steinkräuter und Felſenmooſe wachſen. Bey dieſer Weide wird er im Herbſt ſo fett, daß er es den Winter über bey Birken- und Weidengeſträuch wohl aushalten kann.

Die Lebensart

dieſes Thieres iſt die einſamſte und gefährlichſte, die ſich denken läßt, und hat ihre beſondern Eigenheiten.

Die Karagaſſen, welche die Steinböcke brachten, wußten von der Verwegenheit derſelben im Felſenklettern, von ihren entſetzlichen Sprüngen, und der Steifheit ihrer Füße, der ſie ſich im Springen ſo vortheilhaft bedienen, auch ihrer Härte ohne Schaden von den höchſten Felſen herabzuſtürzen, unglaubliche Dinge zu erzählen.

Bey einem ſolchen Sturz nehmen ſie den Kopf zwiſchen die Vorderfüße und wiſſen ſich immer auf die Hörner zu werfen. Auf dieſe Art hatte der alte Steinbock, der gebracht wurde, das rechte Horn, nicht weit vom Kopfe, rein abgebrochen, und der Stumpf war mit einer hornartigen Narbe überwachſen.

Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß ſolche verſtümmelte Steinböcke, die auch unter den ſibiriſchen Völkern bekannte Fabel vom Gebirgeinhorne, zum Theil mit veranlaßt haben.

Die Fortpflanzung

muß wahrſcheinlich im Dezember geſchehen, da die Ziege zu Ausgang des Mayes wirft. Die Jungen ſind von dunkler Farbe.

Die Ziege iſt ungleich kleiner als der Bock, hat einen viel kleinern Bart, und kaum anderthalb Spannen

lange

lange Hörner. Den Bock nennen die Karagaſſen Töghe oder Teke; die Ziege Himä, und die Jungen Bitſchinjä.

Die Böcke ſollen zahm gemacht werden können, wie denn verſchiedene derſelben unter den Heerden dieſer Hirtenvölker vorkommen. Ein ſolcher Sultan präſidirte über eine kleine Ziegenheerde in dem Dorfe Spaſkoi, und zeugte mit ihnen häufige, abartende, fruchtbare, jedoch den Müttern ähnlichere Baſtarte.

Sehr zahlreich mögen dieſe Thiere wohl nicht mehr ſeyn, da nach allen Berichten die größten Heerden von Steinböcken aus ungefähr zehn Stücken beſtehen ſollen.

Die Verbreitung

dieſes Thieres erſtreckt ſich, wie die des wilden Schafs, in der ganzen Kette der Gebirge, welche Europa und Aſien von Weſten nach Oſten unter dem gemäßigtern Himmelsſtrich durchlaufen. Von Afrika läßt ſich ſolches nicht verſichern, ob es gleich daſelbſt eine andere Art Bergziegen giebt. Auch ſind ſie im Gebirge Taurus anzutreffen, und fehlen vielleicht in den Gebirgen des nordlichen Indiens nicht; das Thier aber, das die Indianer unter dem Namen des Gebirgbocks kennen, möchte wohl nur die Bezoarziege allein ſeyn. In der großen aſiatiſchen Tartarey giebt es ebenfalls um alle hohe Gebirge Steinböcke. Die Karaiſen kennen ſie unter dem Namen Tau-Töke: Bergböcke.

Feinde

hat dieß Thier an ſeinen Verfolgern, den Menſchen: auch an ſich ſelbſt, da es nicht fehlen kann, daß nicht

manche, bey dem Herabſtürzen von den Felſen, den Hals brechen ſollten.

Der Schaden

dieſer Thiere iſt völlig unbekannt, und

der Nutzen

beſtehet darin, daß die Hörner geſammelt, und an Chineſer und Türken verkauft werden, welche ſie zu Verfertigung der beſten und ſtärkſten Bogen ſuchen. Sie dienen ihnen auch zum mediciniſchen Gebrauch, ſonderlich zum Räuchern in hyſteriſchen Zufällen, welches auch die Kalmückiſchen Aerzte ſehr empfehlen.

Schwer und gefährlich iſt

die Jagd

dieſer Thiere. Am leichteſten gelingt ſie im Winter, wenn ſich das Thier auf den höchſten Gebirgen nicht mehr halten kann, oder wenn man an den ſalzhaften Felſen, wohin ſie zum Lecken kommen, auflauert, welches auch die ſibiriſchen Jagdvölker wohl beobachten.

Die einzige hieher gehörende

klaſſiſche Schrift

iſt *Pallas* Spicil. zool. XI. p. 31. Tab. III. et V. f. 4. *Cornu.* In der Ueberſetzung der Naturgeſchichte merkwürdiger Thiere XI. S. 32. Tab. III. und V. (die richtigſte und beſte Abbildung.) Fig. 4. der ſibiriſche Steinbock: im Büffon der Auszug. XI. B. S. 60. Schrebers Säugthiere V. Tab. 281. (Pallas) noch ohne Text.

3. Dritte

* * *

3. Dritte Art; die Bezoarziege *).

Dieſes Thier iſt beynahe ganz wieder in Vergeſſenheit gerathen, ob es gleich hin und wieder bekannt war, aber von den beyden größten Naturforſchern dieſes Jahrhunderts: Büffon und Linné, mit einigen Antilopenarten verwechſelt wurde. Pallas iſt der einzige, der ihm ſeine rechte Stelle wieder angewieſen, und es unter dem Namen Bezoarziege (Aegagrus), als eine eigene Gattung wilder Bergziegen, gleichſam wieder ans Licht gezogen, und die Schriftſteller nachgewieſen hat, welche dieſes Thier, obwohl unter unrichtigen Benennungen, gemeynt haben **).

Büffons Paſangazelle ***) iſt eine bloße Antilope oder Gazelle. Der perſiſche Name Paſan, welcher der Bezoarziege eigen iſt, hat ihn verleitet, und Pallas ſelbſt iſt dadurch anfänglich irre geführt worden.

Kämpfer ****) hat auf ſeiner Rückreiſe aus Perſien den wahren Paſeng, oder die Bezoarziege unter dem Namen *Cervicapra* am umſtändlichſten beſchrieben.

N 3 Dieſes

*) *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. XIII. I. p. 193. Sp. Capra *Aegagrus*. *Erxleben* Mammal. p. 260. *Aegagrus*.

**) S. Spicil. zool. XI. p. 45. t. 5. f. 2. 3. Ueberſ. S. 44. t. 5. f. 4. 5. die Hörner.

***) Naturgeſchiche der vierfüßigen Thiere XI. S. 266.

****) Amoen. exot. p. 392. 398. Gmelin des Jüngern Reiſe durch Rußland im nördlichen Perſien III. S. 394. mit einer Abbildung.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 282. (Noch ohne Text). Donndorffs zoologiſche Beyträge ꝛc. I. S. 647. No. 1. Capra *Aegagrus*, der wilde Ziegenbock.

Dieſes Thier, welches wegen des orientaliſchen Bezoarſteins in ſeinem Magen, Bezoarbock oder Ziege heißt, iſt etwas kleiner als der Steinbock; jedoch weit größer als der größte Hausbock. Der Kopf vollkommen ziegenartig, und vorn ſchwarz. Der Ziegenbart ſehr anſehnlich. Der übrige Körper gleicht an Leichtigkeit und Farbe dem Hirſchgeſchlecht.

An der Ziege entweder gar keine, oder doch ganz kleine Hörner.

Der Schädel des Bocks ſo groß, als vom größten Schafwidder. Die Schneidezähne ſchmäler als bey dieſem. Die Augenhöhlen beträchtlich groß. Backenzähne in jeder Reihe ſechs.

Die Hörner dunkelgrau, aber ihrer anſehnlichen Größe ungeachtet, ſehr leicht, ſo daß beyde Hornſcheiden von ihren Knochen abgenommen nur drey Pfund ſechs und ein halb Loth wiegen. Sie ſind rückwärts gleichförmig gebogen. Ihre Form platt mit ſcharfer Kante, ungefähr mit vier dicken Knoten. Außerdem ſehr enge geringelt, als wenn eine Falte über die andere geſchoben wäre. So viele Knoten das Horn an der Schärfe hat, ſo viele größere Runzeln laufen auch um daſſelbe herum, die gleichſam Jahrwüchſe vorſtellen.

Aufenthalt.

Dieſes Thier iſt nicht allein in den aſiatiſchen Gebirgen zu Hauſe, wo es in Perſien, in der großen Tartarey, und am Caucaſus angetroffen wird; ſondern es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß es ſich noch in den europäiſchen Alpen aufhalte; aber entweder verkannt, oder verwechſelt ſey.

Es

Es läßt ſich daraus erklären, warum die Schriftſteller wegen des Steinbocks ſo wenig übereinſtimmen, und manche Abbildungen, z. B. die Riedingerſchen, die jenen vorſtellen ſollen, dem Aegagrus am ähnlichſten ſind. Hörner aus Creta und Cyprus beweiſen, daß daſelbſt zweyerley Steinböcke wohnen, und Plinius unterſcheidet ſeine wilde Ziegen (Caprae ferae) ganz ausdrücklich vom Steinbock, und der Gems, und verſteht darunter eine eigene Art, wovon unſere Hausziegen entſproſſen wären.

Dieſes Thier iſt darum höchſt merkwürdig, weil unſere Hausziege davon eigentlich entſproſſen, und nur zufällig durch Vermiſchung mit dem Steinbock verbaſtartet iſt. Da ſich der letztere gern mit den Hausziegen begattet, und mit ihnen fruchtbare Junge zeuget; ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß unſere Hausziegen eine, von uralten Zeiten her ſchon verbaſtartete, aus der Bezoarziege und dem Steinbock, ja vielleicht mit Zuziehung einer dritten, auf dem Caucaſus entdeckten, Art *), erzeugte Race ſind, die nach Maßgabe der Vermiſchung abgeändert worden, immer aber noch die Formen der Bezoarziege am ſtärkſten erhalten zu haben ſcheint.

Hieraus iſt es nicht ſchwer zu erklären, woher die große Verſchiedenheit der Ziegengeſtalten in verſchiedenen Gegenden unſeres Erdbodens entſtanden ſeyn kann. Denn bey den Schafen iſt die Abweichung nicht ſo beträchtlich.

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 197. Sp. 3. Capra *caucaſica*. Pallas neue nordiſche Beyträge IV. S. 386. Tab. II. Büffon von Otto XI. S. 102. Anhang vom kaukaſiſchen Steinbock.

Es kann aber auch ſeyn, daß die Ziege als ein, für die kälteſten Gebirggegenden erſchaffenes Thier, unter menſchlicher Hut in warme und ebene Gefilde verſetzt, den Einfluß der äußern Umſtände ſtärker, als die zahme Nachkommenſchaft des für gemäßigtere Striche beſtimmten Mouflons, oder wilden Schafs, empfunden hat. Ja! es kann auch die Vermiſchung des Schafs mit der Ziege zufällige Eindrücke gemacht und fortgepflanzt haben, welches wenigſtens der Fall bey der angoriſchen Ziege ſcheint geweſen zu ſeyn.

Der Nutzen.

Dieſes Thieres iſt durch den Bezoarſtein berühmt worden, der in ſeinem Magen aus zähen, und allmählich verhärteten Säften, aus Mangel der Verdauungskraft entſteht. Der ächte iſt ſehr rar, weil er bey wenigen angetroffen wird. Er ſieht bläulich oder grünlich aus, und hat einen ſtarken Geruch, vermuthlich von den gefreſſenen würzhaften Kräutern. Selbſt im Orient, wo er noch im Brauch iſt, zahlet man für die Unze mehr als zehn Thaler.

Irrthümer.

Weil man den natürlichen Urſprung dieſes Steins, ſo wenig als der Haarballen in dem Magen des Rindviehes, kannte; ſo fand der Aberglaube darin viel Wunderbares. Man ſchreibt daher dieſem Steine viel außerordentliche mediziniſche Kräfte zu, die aber jetzt, beſonders in Europa, ſehr aus der Mode gekommen ſind.

4. Vierte Art: unſere Hausziege *).

Dieſes ſo allgemein bekannte und nützliche Hausthier hat, nicht den Steinbock, Ibex; ſondern den Bezoarbock (Aegagrus), wie wir vorher gezeigt haben, zum Stammvater **). Die allgemeinen Kennzeichen der ganzen Art ſind

gekerbte, hohle, unebene Hörner, die mit den Spitzen faſt Ellenweit von einander ſtehen, und am Kinn der ſogenannte Bocks- oder Ziegenbart.

Beſchreibung.

Die Größe des Ziegenbocks iſt gewöhnlich über vier Fuß lang, und anderthalb Fuß hoch.

Der Kopf iſt ſchmal, kurz, ſehr haaricht, und hat davon ein wildes Anſehen. Die Naſe hat ſchiefe Löcher, und die Oberlippe hängt über die untere herab. Beyde ſehr drüſicht.

Das Thier wechſelt die Vorderzähne, wie die Schafe, zu eben der Zeit und in derſelben Ordnung. Das Alter iſt alſo, wie bey den Kühen, nicht nur nach den Hörnerknoten; ſondern auch nach dieſen Zähnen zu berechnen.

Die Augen ſind groß, eyrund, und ſchielen unter den langen Haaren hervor. Die Ohren ſtehen, wie die Hörner, weit von einander ab.

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 193. Sp. 1. β. Capra (*Aegagrus*) *Hircus*.

**) S. Lichtenbergs Magazin von Voigt V. 4. St. 140. über den Urſprung der Hausziegen vom Hrn. von Berchem.

Die Hörner ſind bey manchen über 2 Fuß lang, wie denn die Beugung und Länge derſelben bey dem Ziegengeſchlecht ſehr verſchieden iſt. Mehrentheils ſind ſie gerunzelt, und ſpiralförmig, oder bloß zurückgekrümmt. Bis kurz vor der Spitze ſind ſie hohl, und ſtehen als Scheiden, über einem knorplichten Zapfen.

Der Bart unter dem Kinn beſteht aus langen zottigten Haaren. Der Schwanz iſt ſehr kurz, mit welchem der Bock, beſonders wenn er meckert, beſtändig ſpielt.

Der Körper hat eine doppelte Schicht von Haaren. Dicht auf der Haut liegt eine weiße Wolle; über derſelben aber das fünf Zoll lange Haar, das ſich auf dem Rücken ſcheitelt.

Die Farbe der Haare iſt ſehr verſchieden. Die gewöhnlichſte iſt ſchwarz oder weiß; doch hat man auch aſchgraue, blaulichte, ſchwarzbraune, und gefleckte.

Die Ziege hat einen längern und glättern Kopf, auch einen ſchmälern Hals, ſchmächtigern Leib, kürzere und feinere Haare, wie auch kürzere und geradere Hörner.

Bey der Zergliederung

habe ich nichts ungewöhnliches, auch in den Gedärmen keine Würmer gefunden.

Der Aufenthalt.

Die Ziegen mögen in einem Stalle allein, oder unter anderm Vieh gehalten werden; ſo verlangen ſie ein reinliches und trockenes Lager. Feuchtigkeit und Unreinlichkeit macht ſie bald krank. In einem Schweinſtalle würden ſie nicht gedeihen. Kälte können ſie wenig vertragen; aber die heißeſten Sonnenſtralen zwiſchen den

Bergen,

Bergen, vor welchen ſich andere Thiere verkriechen, ſind ihnen angenehm.

Die **Böcke** werden von den Knechten gern in den Pferdeſtällen gehalten, weil die Pferde, ihrem Vorgeben nach, dabey gedeihen, und dieſe mögen ihn auch gern bey ſich haben. Wahrſcheinlich aber iſt wohl die Urſache, weil durch ſeinen fatalen und widrigen Geruch die **Ratzen** verjagt werden, daß ſie den Pferden das Futter nicht aus der Krippe holen. Es ſcheint auch dieſer Geruch den Pferden angenehmer, als den Menſchen zu ſeyn. Ich habe es ſelbſt auf einem Amte geſehen, daß die Kutſchpferde des Abends in ihren Stall gebracht wurden, und **Hans**, der Bock, ihre Geſellſchaft, hatte ſich aus langer Weile anderswohin begeben. Sie waren ſo lange äußerſt unruhig, bis der Kutſcher Hanſen pfiff. Sobald der getreue Hans wieder im Stalle war, waren die Pferde ruhig, und ließen alles mit ſich machen.

Ihre Nahrung

ſind faſt alle Kräuter, welche die Erde trägt. Daher ſind ſie im Sommer durch leicht zu erhalten. Brombeerſtauden, und wilde Roßkaſtanien, ſammt der Frucht dieſes letztern Baums, lieben ſie ſehr. Das fette Wieſengras freſſen ſie nicht ſo gern, als die etwas trockenern Bergkräuter. Sie freſſen ſogar **Wolfsmilch**, die ſie purgirt, und ganze Bündel **Schierling**, der andern Thieren tödtlich iſt *). Hingegen iſt ihnen **Flöhkraut**, und Blätter und Frucht des Spindelbaums

*) Davon will man doch gegenſeitige Erfahrungen haben, daß ſie von der Cicuta ſterben. S. Beckmanns phyſ. ökon. Bibl. VIII. 168.

baums ein wahres Gift, wie ſie auch von zu vielen Eicheln Krämpfe bekommen ſollen.

Man hat den Verſuch gemacht, ihnen 576 verſchiedene Kräuter vorzulegen, und ſie haben davon 449 Arten gefreſſen, 127 aber liegen gelaſſen.

Es iſt in der That zu bewundern, daß ſie das naſſe bethaute Gras, oder den zu feucht aufgewachſenen Klee, welches beydes dem Schaf- und Rindvieh ſo ungeſund iſt, nicht nur ohne Schaden; ſondern als eine Arzeney genießen. Ein Beweis, der noch in ihrer Natur liegt, daß ſie zu Bergthieren beſtimmt waren, und im Anfange, ehe ſie als Hausthiere verzärtelt wurden, das härteſte Klima ertragen konnten.

Ob ſie gleich in der Freyheit nicht delikat ſind; ſo ſind ſie es im Hauſe deſto mehr, wie denn das Naſchen und Befreſſen einer ihrer Hauptfehler iſt. Sie ſtöhren alles im Hauſe durch. Sie klettern gern auf die Malzböden, und ſind im Stande ſo viel zu freſſen, daß ſie dabey liegen bleiben. Ein alter verſchlagener Bock, der des Hauſes Gelegenheit recht ausgekundſchaftet hat, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, verſteckt ſich des Abends im Hauſe, und wenn alles zu Bette iſt, ſchneckert er im Hauſe herum, und ſucht die Malzſtube. Iſt ſie nicht verſchloſſen; ſo ſpringt er auf den Drücker, daß ſich die Thür öffnet. Solche nächtliche Malzviſiten haben oft zu den fürchterlichſten Spukereyen Anlaß gegeben; und wenn eins oder das andere den Bock im Dunkeln geſehen hat; ſo iſt es ein Männchen mit langem Barte geweſen.

Kommen ſie in den Garten; ſo richten ſie in den Blumenbeeten greuliche Verwüſtungen an, und pflegen am liebſten nach Nelken und goldenem Lak zu gehen;

ja ſie ſchälen die junge Bäume, wenn ſie nicht mit Dornen verwahrt ſind, ſo weit rein ab, als ſie reichen können.

Nach **Rhabarber** gehen ſie ſtark, und ich habe es mit meinen Augen geſehen, daß eine Ziege des Abends vom Felde in eine offene Krankenſtube kam, darin mit der Naſe herumwitterte, endlich auf die Bank ſprang, ſich aufrichtete, und von dem Kannrück ein **Rhabarberpulver** ſammt dem Papiere verſchlang.

Sie lecken gern Salz, daher ſieht man ſie öfters an den Wänden den Kalk abnagen. Sie ſaufen weit öfter als die Schafe.

Um ſie unfähig zu machen, auf der Weide, oder ſonſt Schaden zu thun, pflegt man ihnen in der Jugend zwey Vorderzähne auszubrechen, und einen Hinterfuß durch Zerſchneidung einer Sehne zu lähmen.

Was die Lebensart

dieſer Thiere betrifft; ſo zeigen ſie bey aller Gelegenheit, daß die Herrſchaft unter den Menſchen ihre Sache nicht ſey. Sie lieben die **Freyheit** außerordentlich, und ihr ganzes Naturell ſcheint recht zum **Muthwillen, Eigenſinn und Trotz** eingerichtet zu ſeyn.

Es iſt ſchwer, daß ein Hirte 40 oder 50 unter der Heerde regieren, oder beyſammen halten kann. In der Ebene geht es zur Noth noch; aber im Holze, oder in einer gebirgichten Gegend ſcheint es gleichſam, als ob ſie ſich abſichtlich zerſtreuten, um den Hirten das Nachſuchen zu erſchweren. Oft beſchäftigt ihn eine einzige Ziege mit dem Hunde Stundenlang. Sie ſpringt über Berg und Thal, über Zäune und Gebüſche, und läßt den Hund nahe an ſich kommen. Alsdann fliehet ſie

wieder;

wieder; aber immer weiter von der Heerde fort, recht, als wenn ſie den Hirten vexire; ſo daß er ſie oft verlaſſen, und nach der Heerde zurückkehren muß *).

Ich weiß das Beyſpiel von einer Ziege, die bey guter Wartung mitten im Winter, aus dem Hauſe entflohe, zur Stadt hinaus eilte, und ſich in vier Wochen nicht wieder ſehen ließ. Endlich fand man ſie ganz verhungert in einer Sandhöhle, wo ſie ſich, weil alles verſchneyet war, von einigen dürren Kräutern hingehalten hatte.

So ſehr ſtreben dieſe Thiere nach Freyheit!

Noch ein Paar Eigenheiten muß ich von dieſem Thiere anführen.

1. Bey den meiſten Ziegen, auch bey manchen Böcken, findet man vor dem Halſe zwo Verlängerungen der Haut die den Namen: Eicheln, auch Glöckchen führen. Insgemein finden ſie ſich zween Zoll unter dem untern Kinnbacken, und ſtehen anderthalb Zoll aus einander, ſind auch gleich den andern Theilen mit Haaren bedeckt. Sie entſtehen bloß aus der Haut und pflegen nicht länger, als zween Zoll zu werden.

2. Sonderbar iſt es, daß man bey dieſer Thiergattung ungleich häufiger, als bey andern Säugthieren, Beyſpiele von Böcken antrifft, die neben dem großen Hodenbeutel mit einem ordentlichen Euter verſehen ſind, und Milch wie die Ziegen geben. Schon Ariſtoteles hat dergleichen melkbare Böcke von der Inſel Lemnos

*) Schon der alte Dichter Hans Sachs hat in der Fabel St. Peter mit der Geis auf dieſe Eigenſchaft des Thieres angeſpielt. S. Zeitvertreib und Unterricht für Kinder ꝛc. III. S. 424.

Lemnos beſchrieben. Blumenbach *) ſahe einen auf einem benachbarten Amte bey Göttingen, und im Jahr 1763 bekam man die Nachricht, daß ſich auch auf dem Gute Waldau, nahe bey Biſchofswerder in Oſtpreußen, ein ſolcher Melkbock befände.

3. Daß es in einigen Gegenden, als in Thüringen, ungehörnte Ziegen und Böcke giebt. Zur Zucht wählt daher der Landmann lieber dieſe, als die gehörnten, weil die letztern durch ihren Muthwillen, Stoßen und Bohren in den Leimwänden, die Ställe beſchädigen.

4. Da der Bock weiß, daß ſeine größte Kraft in der Stirn und in den Hörnern ſteckt, ſo iſt er darauf ſtolz. Er rüſtet ſich gegen ſeines Gleichen, und wenn zwey an einander gerathen, ſo nehmen ſie einen ſtarken Zulauf, und ſtoßen ſich dergeſtalt mit den Köpfen gegen einander, daß man das Klappen weit hören kann.

Inſonderheit pflegt ſich der Bock, wenn er ſtoßen will, hoch aufzurichten, und dann von oben, mit einer ſchrägen Richtung des Körpers, damit er mit voller Kraft ſtoßen kann, auf den Feind, ſelbſt gegen Menſchen, niederzufahren.

Die Fortpflanzung

geſchiehet gewöhnlich in den Monaten September, Oktober und November, und man kommt der Natur dadurch zu Hülfe, daß man, nach der Sprache des Landmanns, den Bock nicht eher unter die Heerde läßt, bis man vorher ſehen kann, daß die Ziegenlämmer zu einer Zeit fallen, da ihnen Wetter und Futter zuträglich iſt.

Es

*) S. Handbuch der N. G. 4te Aufl. S. 108.

Es iſt erſtaunlich, was die Natur in einen einzigen Bock für Kräfte gelegt hat, daß er im Stande iſt, eine Heerde von 150 Ziegen fruchtbar zu machen. In Norwegen vermehren ſie ſich ſo ſtark, daß jährlich aus Bergen auf 80000 rohe Bockfelle, ohne die bereiteten, ausgeführt werden.

Die Ziege trägt etwa 22 Wochen, und wirft gewöhnlich zwey, ſelten drey oder vier Lämmer, die ſie bis fünf Wochen ſäuget. Dieß Thier hat faſt unter allen Hausthieren die ſchwereſten Geburten, ja es erfolgen oft unzeitige, wenn ſie während der Trachtzeit zu viele Eicheln im Holze gefreſſen haben. Daher die Harzziegen dieſen Unfällen am meiſten unterworfen ſind.

Der Bock iſt ſchon im zweyten Jahre fähig, ſein Geſchlecht fortzupflanzen, und die Hörner keimen bereits im zweyten Monat, ja die Ziege kann im ſiebenten Monat ihres Lebens trächtig werden. Allein man geſtattet dem Bocke das Werk der Natur nicht eher als im dritten, und der Ziege nach dem zweyten Jahre, weil ſie ſich vor der Zeit verderben würden, wie denn auch bey der Zucht ſolches bey dem Bock nach dem fünften, und bey der Ziege nach dem ſiebenten Jahre aufhören muß, wenn man gute Nachzucht behalten will.

Wenn man im Winter die Ziegen unter die Schafe läßt; ſo werden dieſelben von den Widdern, oder Schafböcken belegt, und es fallen davon ſonderbare Baſtarde, die beyderley Aeltern ähnlich ſind.

Ueber zwölf Jahre wird eine Ziege nicht leicht alt werden.

Junge Ziegenlämmer ſind die poſſierlichſten Geſchöpfe im Thierreich. Wenn junge Katzen mit einander ſpielen;

ſpielen, ſo muß auch Cato lachen; aber dieſe übertreffen ſie faſt an Poſſierlichkeit. Ihre Sprünge ſind ſo bunt und kraus über einander her, und über alles, und auf alles, was ihnen vorkommt, daß man nicht müde wird, ſtundenlang ein Zuſchauer zu ſeyn.

Zwey kleine Ziegenembryonen von ungefähr anderthalb Monaten, beyderley Geſchlechts, die ich im Weingeiſt verwahre, haben ſchon, beſonders wegen des ſpitzigen Maules, das völlige Anſehen der Ziege.

Zu den Feinden

dieſer Gattung gehören

1. verſchiedene **Krankheiten**, denen ſie wegen ihrer naſchhaften Gefräßigkeit unterworfen ſind. Man hat Beyſpiele, daß eine Ziege einen ſilbernen Löffel, und einen ledernen Geldbeutel mit einigen Dukaten verſchluckt hat. Sie wurde kränklich, und geſchlachtet. Da fand man die Urſache der Krankheit, wodurch verſchiedene Perſonen von dem Verdacht des Diebſtahls frey wurden.

Von allzufetten Kräutern bekommen ſie öfters Durchfall und Ruhr.

Als etwas ganz neues, und in unſern Gegenden unbekanntes, muß ich noch anführen, daß die thüringiſchen Ziegen, die Drehkrankheit, wie die Schafe, von dem in dem Hirnmark wohnenden vielköpfigen Blaſenwurm, bekommen *), wovon ich aber auch nicht eine Erfahrung gehabt hat.

Die

*) S. Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchl. I. 623. Ob Hr. Bechſtein Augenzeuge von dem aus dem Hirnmark gezogenen Blaſenwurm geweſen iſt?

Die Waſſerſucht zwiſchen Fell und Fleiſch iſt ihnen auch eigen. Es wird ihnen an der Vorderſchulter die Haut aufgeſchnitten, daß das Waſſer ausläuft, und die Wunde mit weißem Pech verſtrichen.

Zuweilen werden die **Euter** bey großer Hitze ſteinhart.

2. Ihre eigentliche Feinde ſind der **Wolf**, in den Gegenden, wo noch Wölfe ſind: in den Harzgebirgen der **Steinadler**, und **Kolkrabe**, welche die Jungen holen; die **wilde Katze**, u. ſ. w.

Im **Felle** wohnt oft die **Zangenlaus**, (*Acarus Ricinus*), und in ihren Gedärmen ſollen ſie **Madenwürmer**, oder **Askariden** beherbergen, wovon ich aber keine Erfahrungen habe.

Der Schaden,

den dieſe Thiere thun, iſt bereits oben bey ihrer Nahrung und Lebensart angeführt, und kann durch gute Aufſicht verhütet werden.

Der Nutzen

aber iſt in der Haushaltung von großem Werth.

1. Das vorzüglichſte an der Ziege iſt ihre fette, würzhafte und nahrhafte Milch; wodurch ſchon mancher Schwindſüchtige ſeine Geſundheit wieder erlangt hat. Denn ſie iſt dünner und leichter als die Kuhmilch.

Es iſt ſogar verſucht worden, die Ziegen, deren Milch ſolche Perſonen zur Kur gebrauchen wollen, im Frühjahr mit Gänſeblumen, Huflattig, Lungenkraut, Neſſeln, u. ſ. w. *) zu füttern, und die Milch hat eben dadurch

*) Ob ſie nicht das Isländiſche Moos freſſen ſollten?

dadurch noch mehr Heilkräfte bekommen. Ja! man hat alle mögliche zu Pulver geſtoßene Arzeneyen unter das Futter gemiſcht, und die Milch hat davon eben die Wirkung gethan, als die Milch einer Amme bey dem Säugling, wenn ihr Arzeneyen gegeben ſind.

2. Wie ſchön und wohlſchmeckend ſind die Ziegenkäſe, wenn ſie gehörig zubereitet werden?

3. Das Fleiſch der Ziegenlämmer iſt zart, ſchmackhaft, und leicht zu verdauen; aber von alten Ziegen und verſchnittenen Böcken, wegen des Bocksgeſchmacks, kaum zu genießen.

4. Die Ziegenfelle haben den mannigfaltigſten Nutzen. Es wird daraus in andern Welttheilen, und in Europa Korduan, Saffian, Pergament, eine Art Juften, Chagrin, und gewöhnliches weißgegerbtes Leder verfertiget.

Die Bockfelle geben vortrefliche Beinkleider, die alle Strapazen aushalten, und gute Handſchuhe. Aus den Fellen ungeborner Ziegenlämmer macht man das feinſte Pergament. Man ſpricht auch von dem ſogenannten Hühnerleder, als einem beſondern Geheimniß, und es iſt nichts anders, als die oben abgezogene, weiß gelaſſene, oder blau, grün, roth und violet gefärbte Haut des Ziegenfells, woraus die feinen Sommerhandſchuhe verfertiget werden, wie denn die glaſirten däniſchen Handſchuhe nichts anders ſind, als das Leder junger Ziegen.

5. Die Ziegenhaare werden mit andern Haaren vermengt, und von den Hutmachern zu Hüten verarbeitet. Aus puren Ziegenhaaren aber macht man Stricke, Bürſten, Magenbürſten, Pinſel, und dergleichen. Die langen werden zu Perüken genommen.

nommen. Die kürzern verſpinnen die Landleute zu Strümpfen und Socken *).

6. Der Talg, davon eine gemäſtete Ziege oft zehn Pfund giebt, wird von den Gerbern zur Zubereitung des Leders genutzt, und er giebt auch gute Lichter. Er ſoll auch denen, die ſich wund geritten haben, faſt beſſere Dienſte, als Hirſchtalg, thun.

7. Aus den Hörnern können die Drechsler allerley verfertigen.

8. Der Miſt iſt eine gute Düngung auf kalten und naſſen Aeckern, und ſoll ein bewährtes Mittel zur Vertreibung der Maulwürfe ſeyn.

Einige phyſikaliſche und mediziniſche Irrthümer.

Zu den erſten gehört die, ſich ſo lange gehaltene Fabel, daß ſich ein gewiſſer Nachtvogel des Nachts den Ziegen an die Euter hänge, und die Milch ausſauge, der auch davon, ſelbſt im Syſtem, den Namen *(Caprimulgus)* **), Geismelker, Ziegenſauger, bekommen hat, welche nunmehro durch die neueſten und ſicherſten Erfahrungen gänzlich widerlegt iſt ***). Auf der

*) Es iſt immer die Frage, ob die Ziegenhaare nicht durch Vermiſchung der gemeinen Ziegen mit angoriſchen Böcken ſehr verfeinert werden könnten. Warum iſt es bey den Schafen mit ſpaniſchen Widdern gelungen?

**) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. P. II. p. 1027. Sp. I. Caprimulgus *europaeus*. Büffons Naturgeſch. vierfüßiger Thiere: von Martini II. 23.

***) S. das nützliche Allerley, neue Aufl. III. 295. Ob es einen Vogel gebe, der die Ziegen und Kühe ausſauge?

der Inſel Sardinien werden beſtändig über 60000 Ziegen auf freyem Felde gehalten, und man weiß nichts vom Ziegenmelker.

Es iſt ein offenbares **medizinisches Vorurtheil**, daß die **Ziegengalle** ein bewährtes Mittel gegen die fallende Sucht ſey. Die Verfahrungsart zeigt es ſchon. Wenn der Kranke durch Abführungen gehörig gereinigt worden; ſo muß er die **neun erſten Tage des Mayes** hindurch die Galle von einem jungen Ziegenbock in Honig aufgelöſt, einnehmen, und ſich, nicht nur während der Kur, ſondern auch das ganze Jahr hindurch, alles Weins enthalten. Mit dem getrockneten **Blute** gegen Quetſchungen wird es wohl gleiche Beſchaffenheit haben.

Schriften,

welche hierbey zu Rathe gezogen werden können, ſind:

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere, von Martini. II. 4. Tab. 13. 14.

Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 616.

Funke Naturgeſchichte und Technologie I. 67.

Schrebers Säugthiere. V. Tab. 283. Capra *hircus vulgaris* (noch ohne Text.) Tab. 287. Capra hircus *ecornis*. (Noch ohne Text).

Cetti Naturgeſchichte von Sardinien I. 109. die Ziege. Ihnen fehlen **beyde Eicheln** unter dem Kinn.

Donndorffs zoologiſche Beyträge ꝛc. I. 646. die Ziege.

5. Fünfte Art: die angoriſche Ziege *).

Obgleich dieſe Ziegenart nicht europäiſch iſt; ſondern die Stadt Angora in Klein-Aſien zum Vaterlande hat; ſo iſt ſie doch wegen ihrer vortreflichen ſeidenartigen Haare in Europa ſo bekannt, daß wir ihre Naturgeſchichte nicht wohl übergehen können.

Wegen der langen Haare führt dieſe Ziege auch den Namen der Kameelziege, und Seidenziege. Sie gehört offenbar zu der Art unſerer Hausziegen, weil ſie ſich in unſern kältern Gegenden mit denſelben begattet und fortpflanzt.

Beſchreibung.

Sie unterſcheidet ſich von den unſrigen bloß durch einen kürzern Leib, höhere Beine, und lang herab hangende Ohren. Die Hörner des Bocks haben eine ganz unförmliche Geſtalt. Sie ſtehen von beyden Seiten des Kopfs weit ab, und winden ſich in tiefen Schneckenlinien auswärts, ſo daß die Enden weit aus einander ſtehen. Faſt haben ſie die Geſtalt eines großen Korkziehers. Die Ziege hat kürzere Hörner. Sie winden ſich hinten in einem geraden halben Monde herum, und kommen mit den Spitzen wieder bey den Augen zu ſtehen. Die Stirne iſt ganz frey, und man weiß nicht, wie die Thiere bey dieſer Stellung der Hörner ſtoßen können.

Das Haar iſt bey dieſen Ziegen die Hauptſache. Es hängt an beyden Seiten in acht Zoll langen feinen Locken

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. 194. Sp. 1. V. Hircus *angorenſis*.

Locken herab, ſo daß die Beine bis zur Hälfte damit bedeckt ſind. Man hat ſie zwar von verſchiedenen Farben; die wahren angoriſchen Ziegen aber ſind ſchneeweiß.

Aufenthalt und Nahrung.

Dieſe Ziegen werden in ihrem Vaterlande als Hausthiere in großen Heerden gehalten, und machen den ganzen Reichthum von Angora aus. Größtentheils aber ſind ſie auch ſchon in Europa, und in verſchiedenen Provinzen Deutſchlands einheimiſch. Im Jahr 1723 ſind ſie zuerſt nach Schweden gekommen. Nach dem Beyſpiel der Holländer, Engländer, Venetianer und Schweden, hat man ſie auch in Deutſchland im Oeſterreichiſchen, auf den fürſtlich Lichtenſteiniſchen Gütern; in Bayern, Franken, um Anſpach herum, in der Unterpfalz, ohnweit Heidelberg, zu Toffenheim an der Bergſtraße, und an andern Orten, einzuführen geſucht.

Sie gewöhnen ſich leicht an unſer Klima, und nehmen mit allem, wie unſere Hausziegen, vorlieb. Schwerer dürften ſie doch am Harze zu erziehen ſeyn.

Es iſt beſonders, daß ſie im Sommer an den magerſten und unfruchtbarſten Oertern am liebſten weiden, und vorzüglich die Spitzen der beſten Kräuter freſſen; im Winter verlangen ſie nichts weiter, als trockenes Heu. Nur müſſen ſie wegen der Haare ſehr reinlich gehalten, und oft gewaſchen und gekämmt werden.

Fortpflanzung.

Sie vermehren ſich in unſern Gegenden ſehr gut, und pflanzen ſich nicht allein unter einander ſelbſt fort, ſondern ſie machen auch unſere gemeinen Ziegen

fruchtbar, — und in der vierten Generation fallen ſchon Junge mit ſeidenen Haaren.

An ſich ſelbſt ſind ſie ſehr fruchtbar, und werfen alle Frühjahre zwey, auch wohl drey Junge. Es könnte wirklich ein ganzes Land in kurzer Zeit mit dieſen nützlichen Thieren bevölkert werden.

Groß iſt der

Nutzen

dieſer Thiere.

1. Ihre Häute verſchaffen uns den ſchönſten morgenländiſchen Saffian und Korduan.

2. Ihr Fleiſch und Milch iſt ſo gut, als von unſern Ziegen.

3. Durch ihr Haar haben ſie den größten Werth. denn dieß iſt wie wahre Seide: weich, wie Sammet; glänzend, wie Silber, und weiß, wie Schnee. Ob die Decke des Heiligthums, nach 2 Buch Moſ. 25 Kap. V. 4. 26 Kap. V. 7 ff. von dieſen Haaren geweſen ſey, will ich nicht entſcheiden.

Sie werden im Jahre zweymal geſchoren, und geben das eigentliche ſchöne Kameelgarn, welches man nicht geradezu Kameelgarn, ſondern Kämelgarn nennen ſollte, weil dieſe Ziegen in ihrem Vaterlande Kämel heißen.

Das eigentliche Kameelhaar kommt auch wirklich von den aſiatiſchen und afrikaniſchen Kameelen, denen die Haare im Frühjahr gewöhnlich ausfallen. In Europa koſtet das Pfund 2 Gulden, und es wird zu Kamelotten und Hüten verarbeitet; doch mehr zu dieſen, als jenen, weil es ſich der Kürze wegen beſſer filzen, als ſpinnen läßt.

Das

Das Kämelziegenhaar aber iſt von ungleich gröſſerem und feinerem Werth, und es werden daraus Borten, Schnüre, Plüſch, und die glänzenden feſten Beinkleiderzeuge, Serge de Berry, u. ſ. w. verfertiget. Die Schneider benähen damit die Knopflöcher, und es wird auch zu Knöpfen ſelbſt genommen. Das Pfund gilt in Amſterdam acht Thaler.

Die Türken laſſen es nicht ungeſponnen und ungezwirnt ausführen, weil ſich die Einwohner ganz davon ernähren. Es muß auch, ehe man es ſpinnen kann, mit einem gewiſſen Leim aus Wallwurz zubereitet werden. Die feinſte Sorte bleibt für den Hof des türkiſchen Kaiſers. Davon gewebte Strümpfe ſind feſter und glänzender, als ſeidene.

Unſere Frauenzimmer tragen jetzt Müffe von langen, weißen ſeidenen Haaren, welche ſehr weich, leicht und bequem ſind. Man giebt ſie für angoriſche Ziegenhaare aus, allein ſie ſind wahrſcheinlich von den angoriſchen Seidenkaninchen, die jetzt in ganz England einheimiſch ſind *).

Hier wird auch das angoriſche Ziegenhaar unter die Perüken gemiſcht.

Schriften

darüber, ſind:

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere, nach Martini: II. B. 24. Tab. 15. 16.

Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 629.

Funke Naturgeſchichte und Technologie I. 67. 812.

*) S. Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. S. 554. Lepus cuniculus *angorenſis*.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 284. (noch ohne Text.)

Zimmermanns geogr. Zool. I. 167.

Donndorffs zoologiſche Beyträge I. 651. V. die angoriſche Ziege.

* * *

Der fünften Ordnung: der wiederkäuenden Thiere

vierte Gattung: Das Schaaf.

Allgemeine Kennzeichen.

Die Wolle ſtatt der eigentlichen Haare. Die Hörner hohl, zuſammengedrückt, einwärts gedrehet, faſt an den Seiten der Backen, an Zahl und Geſtalt ſehr verſchieden.

1. Erſte Art: Das gemeine Schaaf *).

Das bekannte wolletragende Thier! Doch iſt die Wolle nicht das weſentlichſte Kennzeichen deſſelben, weil ſie unter ſehr heiſſen Himmelsſtrichen in Haare ausartet. Da ſchon der dritte Menſch nach der Bibel, ſich von der Zucht dieſes Thieres nährte; ſo iſt auch Aſien wahrſcheinlich ſein urſprüngliches Vaterland. Was ſind aber ſeit der erſten Schöpfungszeit unter dieſen Thieren durch Vermiſchung mit andern, durch Veränderung des Klima und der Nahrung, für Abarten entſtanden? Wer kann die verfolgen? Zu leugnen iſt es nicht, daß ſich z. B. mit den Ziegen, die

Schaafe

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. 197. Sp. 1. Ovis *Aries* mit 10 Unterarten.

Schaaſe ohnlängſt vermiſcht haben, und wie viele andere verwandte Arten mögen nicht ebenfalls dazwiſchen gekommen ſeyn? Giebt es nicht noch in Sardinien, Griechenland, Sibirien, und in einigen andern Gegenden eine Art wilder, und erſtaunlich flüchtiger und ſcheuer Schaafe, in der Größe eines mittelmäßigen Kalbes, mit ſtarken gewundenen Hörnern, die man Argalis und Mouflons nennet, und von denen man die Abſtammung unſeres gemeinen Schaafes nicht ohne Grund herleitet?

Beſchreibung.

Die gewöhnliche Höhe eines guten und geſunden Schaafs, z. B. im Thüringiſchen, wo man das beſte Schaafvieh in Deutſchland hat, iſt zwey Fuß, und die Länge von der Naſenſpitze an beynahe drey und einen halben Fuß.

Schön kann man dies Thier unmöglich nennen, ob es gleich wegen ſeiner Wolle und anderer Vortheile einen vorzüglichen Werth hat. Ein recht bewachſenes Schaaf ſieht nicht anders aus, als ein dicker Wollklumpen, an dem man kaum die vier magern ſteifen Füße, Kopf, Augen, Ohren und Naſe unterſcheiden kann.

Der Kopf iſt kurz und dicke; die Naſe unmerklich gebogen; die Oberlippe hängt über die untere her, und die Stirn iſt breit. Die Augen außerordentlich groß, und weit von einander. Gewöhnlich iſt der Stern gelb, und die Pupille länglicht.

Ich habe verſchiedene Schaafaugen zergliedert, und die inwendige Netzhaut ſehr faltigt gefunden.

In den Augen der Schaafes zeigt ſich gewiß das Feuer des Luchſes nicht. Sie ſind überaus matt, und

ſcheinen

ſcheinen ſehr trübe zu ſeyn, wie ich denn glaube, durch verſchiedene Erfahrungen überzeugt zu ſeyn, daß die Schaafe nicht ſcharf und weit in die Ferne ſehen können, und ihr Auge nur ſo gebauet ſey, daß ſie vor ſich nieder- und die kleinen Erdkräuter ſehen können.

Die Ohren ſtehen weit aus einander, und ſie ſcheinen ein ziemlich ſcharfes Gehör zu haben, weil ſie bey einem Schuß in der Ferne, oder bey einem andern Geräuſch, ſogleich ſtutzen, und ſcheu werden.

Das männliche Schaaf heißt Widder, der im erſten Jahre verſchnittene Widder oder Schaafbock Hammel; das weibliche Schaaf, Schaafmutter, und das Junge Lamm.

Die gelblichten Hörner des Widders ſind in die Rundung herumgekrümmt, und haben die Geſtalt der Ammonshörner, oder der wie Bockshörner gewundenen Muſcheln, die man noch oft in Kalkbergen findet. Den Schaafmüttern fehlen ſie entweder ganz, oder ſie ſind dünner. In Thüringen fehlen die Hörner dem Schaafvieh faſt ganz, und wenn ja einem Lamme Hörner wachſen, ſo haben ſie doch keine Feſtigkeit, und fallen bald wieder ab.

Die Farbe iſt gewöhnlich ſchmutzig, weiß, oder weißgelblich; doch giebt es ſchwarze, braune und gefleckte.

Die Wolle beſteht eigentlich aus dünnen, feſten, biegſamen, weichen, gekräuſelten und ſehr fettigen Haaren. Der Schwanz hängt bis über die Kniekehle herab, iſt ſehr wollicht, aber wenig beweglich.

Die Stimme iſt ein widriges Blöken, welches ſich durch die ganze Heerde hören läßt, wenn ſie des Morgens aus- und des Abends wieder eingeführet worden; beſonders wenn ſie im Frühjahr zum erſtenmal

mit den Lämmern ausgehen, wovon ich unten noch etwas ſagen werde.

Aufenthalt und Nahrung.

Da ich bloß die Naturgeſchichte des Schaafs, nicht aber die Schaafzucht, und Futterung beſchreibe; ſo werde ich mich hierbey kurz faſſen können.

In ganz Deutſchland iſt es Sitte, den Sommer über die Schaafe auf die Weide zu führen, bis zum ſpäteſten Herbſt, da es friert, in Horden auf dem Felde zu halten, und den Winter durch in einem großen Stalle auf einem dicken Miſthaufen einzuſperren.

Die Natur hat in dem Pflanzenreiche auf eine recht wohlthätige Art für das Schaafvieh geſorgt. Man kennt auf 387 Kräuterarten, die das Schaaf gern frißt, und 141, die es nicht berührt. Durch Kunſt hat man ihnen noch verſchiedene andere Arten von Wieſenfutter zu verſchaffen geſucht. Dahin gehören

1. alle Kleearten,
2. die Eſparcette, die 20 Jahre lang abgemähet werden kann,
3. die Luzerne,
4. Pimpenell,
5. Täſchelkraut, (Thlaſpi burſa paſtoris), welches auch die Wanzen vertreibt,
6. Schaafſchwingel,
7. Zaunwicken,
8. Bocksbart,
9. Mariengras, u. ſ. w.

Schädliche Kräuter aber, die den Schaafen tödtlich ſind, müßten billig alle Landleute und Hauswirthe kennen lernen.

1. War-

1. Warzenkraut (Euphorbia),
2. Mausöhrlein (Piloſella),
3. Sonnenthau (Droſera),
4. Schachthalm (Equiſetum),
5. Butterkraut (Pinguicula),
6. Stumpfhahnenfuß (Ranunculus),
7. Binſenkraut,
8. naſſes Gras.

Die Schaafe können lange Zeit, ohne Saufen, hinbringen. Es iſt ihnen ſehr ſchädlich, an flache Teiche, oder modrichte Gräben geführet zu werden. Von ſchlechtem Waſſer entſtehen die meiſten Schafkrankheiten. Einen Kübel voll reines Waſſer müſſen ſie täglich in in ihrem Stalle haben, und man muß ſie nach Belieben ſaufen laſſen. Zu gewiſſen Zeiten wird Oelkuchen darin eingeweicht, wornach die Wolle erſtaunlich wächſt.

Salz iſt ihnen ungemein heilſam. Daher ſind die Weiden unweit des Meeres die beſten, und die ſalzichten Kräuter bekommen ihnen vortreflich. Bey der verbeſſerten Schaafzucht wird ihnen alle acht Tage in Salzrinnen eine Quantität Salz gegeben, ſo daß auf 20 Schaafe ein Pfund gerechnet wird.

Als etwas Beſonderes muß ich noch anführen, daß ſie bey trockener Witterung nach dem Gänſekoth erſtaunlich begierig ſind. Sie laufen in vollem Jagen über einen Platz, wo Gänſe geweſen ſind, um einander zuvorzukommen, und freſſen ihn mit der größten Begierde. Eben ſo begierig ſind ſie auch nach den Spinnen, die ſie aufſuchen und verſchlucken *). Von den

*) S. Pennant Thiergeſchichte der nördlichen Polarländer, von Zimmermann I. 135.

Meyerſpinnen (Phalangium Opilio) hab ich es auf dem Felde ſelbſt oft mit Augen geſehen.

Lebensart und Eigenſchaften des Thieres.

Unter allen vierfüßigen Thieren des Erdbodens hat keins weniger Affekten, als das Schaaf. Wirklich ſcheint es die einfachſten Naturtriebe bekommen zu haben, wozu allerdings ſeine Hauszucht das meiſte beygetragen hat.

Das ganze Naturell des Schaafs iſt gutmüthig, ſanft, geduldig, ohne Zorn, und gegen andere Thiere, ſelbſt gegen die verwandten Ziegen, etwas dumm und einfältig; dabey wehrlos, hülflos, ſchüchtern und blöde.

Aus Furcht und Dummheit drängen ſie ſich oft in großen Haufen zuſammen, beſonders bey Blitz, Donner und Platzregen, alle mit den Köpfen zur Erde, und laſſen ſich nicht von der Stelle bringen. Wenn ein Feuer in dem Hofe entſteht, wo Schaafe ſind; ſo ſuchen ſie ſich auf keine Weiſe zu retten, und nach dem Dunklen zu fliehen; ſondern ſie werden ſo verdüſtert, daß ſie im Stande ſind, gerade ins Feuer zu rennen. In den Horden haben die Schäfer des Sommers durch, des Nachts ihre große Noth, wenn ein Gewitter kommt. Sie rennen und drängen ſich mit ſolcher Gewalt gegen die Pfähle und Flechten, daß, wenn der Schäfer nicht beſtändig herumgeht, und die Pfähle feſtſchlägt, ſie endlich durchbrechen, und in alle Welt gehen.

Man muß ſich in der That wundern, wenn die Heerde ausgeführt wird, wie leicht es dem Hirten iſt,

durch den ſogenannten **Leithammel**, der ſtets vorangeht, und durch einen gut abgerichteten **Hund** die ganze Heerde nicht nur zum ordentlichen Gehen zu bringen; ſondern auch zu regieren. Ganz mechaniſch folgt ſie dem **erſten**, und wenn er in den Abgrund gienge: ſie gewiß mit. Kommt die Heerde vor einen ſchmalen Steg, der übers Waſſer geht; ſo ſtutzt ſie, und es bleibt alles ſtehen, bis der Hirte den Leithammel nimmt, und vor ſich hinſtoßt. Dann folgt alles. So geht es ein=, ſo geht es allemal.

Wie klug iſt dagegen der einzige **Schäferhund** gegen eine ganze Heerde Schaafe? Auf den Wink der Augen ſeines Herrn, auf den Wurf mit dem Schäferſtock, weiß er, was zu thun iſt, ob er die Heerde zuſammentreiben, oder ein einzelnes zurückholen, oder ſich auf die Wache anſtellen ſoll.

Alle Thiere, auch die ſchwächſten und furchtſamſten, laſſen das Leben für die **Jungen**. Das Schaaf nicht ſo. Es beweiſet in dieſem Stück die größte Unempfindlichkeit. Wenn das Lamm an der Mutter geſogen hat, und ſich entfernt; ſo bekümmert ſie ſich nicht weiter um daſſelbe, bis es wieder kommt. Ja! ohne Vertheidigung und Widerſtand, läßt ſie ſichs nehmen, ohne die mindeſte Betrübniß zu äußern. Eine lebendig ſezirte trächtige **Hündin** leckte ihre Jungen noch mit der größten Zärtlichkeit, und vergaß alle ihre Schmerzen; die Schafmutter läßt ihr Lamm vor ihren Augen ſchlachten, und frißt indeſſen wohl neben der Schlachtbank, ohne das mindeſte zu empfinden.

Das

Das Schaaf ſpielt zuweilen den **Poltron**. Es iſt einen Augenblick dummdreiſt, und in dem andern äußerſt furchtſam. Geht man vor einer Heerde vorbey; ſo kommt öfters ein Schaaf muthig heraus, und ſieht den Fremden trotzig an. Mit einemmal fährt es zuſammen, und ſtürzt wieder in die Heerde, die dann eben ſo zuſammen fährt, und eine Strecke fortläuft.

Der **Vermehrungstrieb** iſt unſtreitig bey allen Thieren die heftigſte Regung, bey welchem oft das ſcheueſte und furchtſamſte alle Gefahren vergißt; allein auch dieſer kann die Schaafe kaum aus ihrer phlegmatiſchen Gelaſſenheit bringen. Nur zu dieſer Zeit wird der **Widder** etwas lebhafter, als ſonſt. Alles was er thut, iſt dieſes, daß er ſich mit andern herumſtutzt, daß die Köpfe klappen. Das Schaaf aber läßt ſich ganz kalt zu ſeinen Abſichten gebrauchen, ohne ſonderliche Empfindungen zu äußern.

Gleichwohl iſt es zu verwundern, daß die Schaafmütter unter einer zahlreichen Heerde ihre Lämmer kennen, und dieſe ihre Mütter wieder finden können. Ich habe darauf beym Ausführen der Heerden, und im Felde auf der Weide, oft Achtung gegeben. Wie verſchieden iſt alsdann das Geblöke der Alten, und das Meckern der Lämmer durcheinander? Es können zehn verſchiedene Lämmer zu einer Mutter kommen: ſie wird ſie nicht annehmen, wenn das **ihrige** nicht darunter iſt. Ihr Blöken iſt alsdann ganz anders, als wenn das **rechte** kommt. In einem kurz-abgebrochenen tiefern Ton blökt ſie dann, und hört mit einemmal auf, um ihre Zufriedenheit zu erkennen zu geben, und das Lamm hängt auch ſchon am Euter. Nicht der Geruch iſt es;

ſondern die Stimme mit verſchiedenen Tönen, woran ſich Mutter und Kind einander erkennen *).

So dumm die Schaafe ſind, ſo ſchwächlich ſind ſie auch. Das Herz pocht ihnen ſchon, ehe ſie zu laufen anfangen, und ſie ſind gleich außer Athem. Im Magen haben ſie auch oft die ſogenannten Bälle oder Kugeln, die inwendig aus Wolle, Moos und Wurzeln beſtehen, auswendig aber mit einer kalkichten Materie überzogen ſind. Gewöhnlich ſind Lunge und Leber bey ihnen im ſchlechten Zuſtande, und mehrentheils mit **Würmern** angefüllt.

Dieß führt mich

auf die Zergliederung.

1. Nichts iſt merkwürdiger, als die Struktur des **Uterus** einer Schaafmutter, worin die Jungen in ihrem Waſſerhäutchen liegen. Es beſtehet faſt ganz aus lauter Saugwarzen, die ſich an der drüſichten Subſtanz angeſogen haben, und abgezogen werden können. Seine Schlüpfrigkeit iſt ſo groß, daß man ihn ſchlechterdings zwiſchen den Fingern nicht halten kann.

2. Ich habe die **Ungebornen** faſt von allen Monaten in Weingeiſt, und man kann das ſchwimmende Körperchen von einem Zoll in ſeinem Waſſerhäutchen nicht genug bewundern. Bey dem ſtärkſten Stoß iſt die Bewegung kaum zu merken. So hat die Natur in den unſichtbarſten Theilen für die Sicherheit und Erhaltung der Geſchöpfe geſorgt!

3. Das

*) Ich habe davon umſtändlicher gehandelt, im nützlichen Allerley, neue Aufl. I. 346. Woran die Lämmer unter der ganzen Heerde ihre Mütter kennen.

3. Das Schaaf aber iſt in der That eine rechte lebendige Wurmwelt, und ich wüßte, außer dem Froſch, auf der Erde kein Thier, das mit mehreren Gattungen von Würmern geplagt wäre, als das Schaaf. Doch davon werde ich unten bey den Feinden deſſelben mehr ſagen können.

Die Fortpflanzung

geſchiehet vom Anfange des Novembers bis zu Ende des Aprils, und ein guter Schaafbock kann oft in einer Nacht 70 Mütter fruchtbar machen.

Dieſe geht, wenn nicht Krankheiten oder ſchlechte Futterung Ausnahmen machen, 22 Wochen, und da ſie an ſich ſehr weichlich und empfindlich iſt; ſo muß ſie in dieſer Zeit vorzüglich in Acht genommen werden, weil ſonſt nichts leichter, als das Verwerfen erfolgt. Ein einziger Donnerſchlag kann ſie ſo erſchrecken, daß ſie auf der Stelle verwirft.

Gemeiniglich wirft ſie nur ein Lamm, ſelten zwey. Indeſſen hab' ich hier am 27ſten Jänner 1791 auf einem Ackerhofe die Erfahrung gehabt, daß eine Schaafmutter vier lebendige Junge zur Welt brachte, die aber kaum einen Tag lebten.

In unſern und in allen kalten Gegenden werfen ſie im Jahr nur einmal; in wärmern wohl zweymal. Mißgeburten fallen häufig unter den Schaafen vor, und der beſondern Seltenheit, daß eine Schaafmutter ein Reh, das nur von der Mutter Schwanz, Augen und Geſchlecht hatte, geworfen habe, iſt ſchon oben bey dem Reh gedacht. So bekam ich auch einmal den Kopf eines Lammes, dem die ganze Unterkinnlade mangelte, wie auch einen andern, der gar kein

Maul hatte, und dem die Augen unter dem Halſe ſaßen.

Merkwürdig iſt auch das Schaaf zu London 1754 mit einem großen Horn an der Kehle, welches im vierten Jahre ſchon 26 Pfund wog *).

Die meiſten Schaafe der Hottentotten haben vier, auch wohl ſechs Hörner, weil ſie ihnen in der Jugend geſpalten werden. Dergleichen finden ſich auch in Island. Möglich iſt es, daß ſie endlich erblich werden **).

Im 18ten Monate iſt der junge Widder ſchon fähig, ſein Geſchlecht fortzupflanzen, und beym Schaaf zeigt ſich dieſe Kraft am Ende des erſten Jahres. Doch läßt man den erſten gern drey, und das letzte zwey Jahr alt werden, ehe man ſie zu dieſer Abſicht gebraucht.

Zur Verfeinerung der Wolle hat man jetzt folgende Vortheile erfunden. Man darf nur drey bis vier Jahre hinter einander alle Jahre neue engliſche oder ſpaniſche Widder zu den alten Müttern laſſen. Die aus dieſer Zeugung entſpringenden Bocklämmer werden geſchlachtet, und überhaupt muß man die Vorſicht gebrauchen, daß ſich die nächſten Verwandten nicht wieder vermiſchen; ſo iſt im dritten Jahre bereits die ganze Heerde umgeſchaffen, und trägt die feinſte Wolle, wobey aber die Kleefütterung, wie in Spanien und England, als eine Hauptſache, nicht bey Seite zu ſetzen iſt.

Zwölf

*) S. Müllers Linn. Naturſyſtem I. S. 425. Tab. 25. Fig. 1.

**) S. Meiſter im orientaliſchen Kunſtgärtner. S. 245. Andersons Island, S. 34.

Zwölf bis vierzehn Jahre kann ein Schaaf alt werden. Vom zweyten bis ſechsten Jahre wechſeln ſie die Zähne, und an dieſem Wechſel der Vorderzähne iſt das Alter bis ins ſechste Jahr zuverläſſig zu erkennen.

Die Verbreitung

des Schaafs, nachdem es Hausthier geworden, gehet nun durch alle Welttheile, und in Amerika hat man die Gewohnheit, die Aecker durch den Schaafmiſt in kurzer Zeit zu düngen. Es werden einige tauſend Stück zuſammengetrieben, und des Nachts durch Feuer, oder Geſchütz einigemal in Schrecken geſetzt, da ſie ſich denn alle auf einmal der Natur entledigen, und eine ſolche allgemeine wiederholte Düngung muß nothwendig den Acker reichlich düngen.

Was übrigens die Abſtammung unſeres gemeinen Schaafs vom Argali, Mouflon, oder dem wilden Schaafe betrifft; ſo ſind unſere neueſten Beobachter darüber vollkommen einig *).

Feinde.

Dieß Thier iſt

1) ſo vielen Krankheiten unterworfen, daß man davon ein ganzes Regiſter machen kann. Ich will ſie bloß anführen, ohne mich auf ihre Kur einzulaſſen, die man in allen Büchern von der Schaafzucht findet **).

*) S. Zimmermanns geogr. Zool. I. 169.

**) S. Bechſteins gemeinnützige Naturgeſch. Deutſchlands I. 655.

1. Lungen- und Leberfäulniß, wenn die Schaafe auf naſſe Wieſen getrieben werden, oder das bethauete Gras freſſen.

Von der Menge der Egelwürmer ſieht die Leber öfters ganz vereitert aus.

2. Verſtopfungen der kleinen Gedärme, daß ſie ganz blau ausſehen. Ebenfalls von verdorbenem Futter. In ihrem Urſprunge ſchwer zu erkennen.

3. Das Blutharnen, von gewiſſen noch unbekannten Kräutern.

4. Die Maulſucht, bey naſſer Witterung, da ihnen Kopf, Lippen, Augen und Ohren ſchwellen.

5. Das ſogenannte Feuer, bey zu naſſer Witterung, daß ſie zuſammenkriechen, am ganzen Leibe zittern, und nicht freſſen.

6. Das Erhitzen im Sommer bey allzugroßer Hitze, wenn ſie unter Mittage nicht an ſchattichte Oerter getrieben werden, da ſie das Maul aufſperren, und Blut aus Maul und Naſe ſchäumen.

7. Die Pocken raffen oft ganze Heerden weg, weil ſie ſo anſteckend ſind. Sie bekommen dicke Köpfe, und werden über und über mit Blattern, wie Kinderpocken, überſäet.

8. Der Zungenkrebs, wie bey den Kühen.

9. Die Kolik, daß ſie ſteif da ſtehen, nicht freſſen, tief Athem holen, zittern und aufſchwellen.

10. Die Waſſerſucht, und der Keichhuſten.

11. Die Ruhr und Gelbſucht.

12. Die Drehkrankheit, daß ſie entweder nach der linken oder rechten Seite ſchwindeln, oder ſich im Kreiſe drehen, und mit dem Kopfe gegen die Wand

laufen:

laufen: von dem **Blaſenwurm** im Hirnmark, daß das Gehirn zuletzt ganz Waſſer wird. Auch wohl von den **Oeſtruslarven** in der Naſe, wenn ſie zu weit bis in die Stirnhöhle des Naſenbeins hinaufkriechen, und mit ihren Haken die empfindlichſten Theile angreifen.

Wider die Seuche Rot iſt die **Peterſilie** eines der beſten Mittel, wenn man ſie die Woche ein Paarmal davon freſſen läßt.

2) Andere **Feinde** ſind

a. von Alters her der **Wolf**, der in Deutſchland kaum noch exiſtirt.

b. Die **Blaſenwürmer** im Hirnmark, die mit ihrer Blaſe, bald hinten am Gehirn, bald nach der Naſe zu, bald an den Seiten liegen. **Oft zwey Blaſen** zugleich zwiſchen den beyden Hirnmarklobis, recht in der Mitte ihrer Höhlung *). Bloß die **Jährlinge** ſind damit geplagt. Man hat aber ſogar Beyſpiele, daß Lämmer **drehend** zur Welt gekommen ſind **).

 c. In

*) Taenia veſicularis *multiceps* S. meinen Verſuch einer Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer ꝛc. S. 249. Tab. XX. Was dieſe Würmer, und das Drehen der Schafe betrifft; ſo ſind jetzt der Hr. Proſektor Fiſcher in Leipzig, und der Herr Commiſſionsrath Riem in Dresden in Unterſuchung derſelben am weiteſten gekommen, und haben ſogar die Kunſt erfunden, durch ein beſonderes Inſtrument: den Gehirnſaugetrokar, das Waſſer aus dem Gehirn des Schaafs zu ziehen, und das Thier zu kuriren. S. Anzeige der Leipziger ökonomiſchen Sozietät von der Oſtermeſſe 1789. S. 45. und von der Michaelismeſſe 1790. S. 111.

**) S. Riems neue Zugaben zur praktiſch ökon. Enzyklopädie 1. Heft, vom Drehen der Schaafe.

c. In den Eingeweiden die Leberegeln, welche ihren Körper, wie eine Tute, formen, und ſich mit ihrem Vordertheile, der wie ein Schweinsrüſſel geſtaltet iſt, hohle Gänge und Gallerien in der Subſtanz der Leber machen, wo ſie hinten in der weiten Oeffnung mit Brut und Jungen, in einer ſchwarzbraunen, ſchmierichten Gauche liegen *). Da dieſe in der Würmerwelt ein zahlreiches Geſchlecht, mit vielen verſchiedenen Gattungen und Arten ausmachen, und faſt in allen Thieren, und zwar bloß in der Leber, als in Eſeln, Schweinen, Rindern, Kälbern, u. ſ. w. ſogar in den Lebern der Fröſche und Fiſche, angetroffen werden, ſo möchte wohl der Beweis ſehr ſchwer fallen, daß ſie die Schaafe, durch die, mit unreinem Waſſer eingeſoffenen Eyer, bekämen.

d. Außerdem noch der körnerichte Blaſenwurm mit tauſendfachem Geſäme in den Knorpelblaſen der Schaaf- und Hammellebern **), deſſen ganze Natur noch immer ein Geheimniß iſt.

e. Der gewöhnliche kugelförmige Blaſenbandwurm am Netze, wie bey den Schweinen ***).

f. Im Gedärme der, beſonders enge geriefte und außerordentlich lange Schaafbandwurm, der dieſen Thieren

*) S. meinen Verſuch über die Eingeweidewürmer ꝛc. S. 168. Planaria, Plattwurm. S. 170. ff. Tab. XIV. Eine der neueſten Schriften iſt Joh. Friedr. Bilhubers, Stadt- und Amtsphyſ. zu Veyhingen an der Enz, Sammlung von Beobachtungen über die ſogenannte Egelkrankheit unter dem Rindvieh und den Schafen. Tübingen. 8. 1791.

**) Daſelbſt S. 258. Tab. XX. B.

***) Taenia viſceralis, hydatigena, *orbicularis*, der kugelförmige. S. meinen Verſuch über die Eingeweidewürmer. S. 194. Tab. XVII. A. B.

Thieren ganz eigen zu ſeyn ſcheint. In einem vierwöchentlichen Lamm oft ein Bandwurm von einigen 50 Ellen *).

3) An mancherley **Inſekten** haben die Schaafe ebenfalls geſchworne Feinde.

a. Die **Schaafteken** in der Wolle **).

b. Die großen ſogenannten blinden Fliegen, oder **Ochſenbremen** †) verfolgen ſie ſehr, und ſaugen ihnen unter dem Halſe, an den Augen, und an den Eutern, das Blut aus.

c. Vor Kurzem will man auch eine beſonders neue Entdeckung gemacht haben, und einer kleinen bräunlichen Art **Spinnfliegen**, Hippoboſca, die Entſtehung der Waſſerblaſen im Gehirn zuſchreiben. Es legen, wie man ſagt, dieſe ſehr kleinen Fliegen ihre Eyer in die noch offene Fontenelle des jungen Thieres, und in den Waſſerblaſen fänden ſich nachher die kleinen Larven. Wer einmal den Blaſenwurm aus dem Hirnmark der Schaafe, mit ſeinen kleinen, an der Blaſe, ſchaarenweiſe, anſitzenden geriefften Bandwurmkörperchen, deren jedes den Hakenkranz beſitzt, geſehen hat, wird kleine **Fliegenmaden** davon bald unterſcheiden können. Ich habe davon noch keine Erfahrung ***)

*) Taenia *ovina*, Schaafbandwurm. Daſ. S. 369. Tab. XIIX.

Von Palliſadenwürmern in Schaafen weiß ich nichts.

**) Acarus *Ricinus* L.

†) Tabanus *bovinus* Linn.

***) S. freymüthige Briefe über die Schaafzucht in Böhmen und Oeſterreich von Franz Strunz. Wien 8. 1788. S. 179. von der Entſtehung des Schwindels durch Larven der Spinnfliege, *Hippoboſca L.* Der Wurm

Der Schaden,

den die Schaaſe thun können, wäre der, daß ſie die Saat abweideten, oder ſonſt die Feldfrüchte und Bäume benagten, welches bloß der Unvorſichtigkeit der Hirten beyzumeſſen wäre.

Der Nutzen

aber iſt von ſolchem Umfange, daß man ihn kaum von einer Thiergattung größer erwarten kann. Denn an dem

Wurm ſoll, wie es heißt, S. 180. in des großen Ritters Linne' Thierreich. Tab. 25. Fig. 2. lit. E. abgebildet ſeyn. Wo iſt das? Iſt das richtig angegeben, wie man es von einem Naturforſcher erwartet? Sollte nicht hier eine groſe Verwirrung in Anſehung des Subjekts der angegebenen Fliege vorgefallen ſeyn? Denn S. 184. redet der V. wieder von den Larven des Oeſtrus Ovis, und ſagt, daß Naturkundige dafür hielten: die Spinnfliege ſey die Mutter dieſes Inſekts, krieche den Schaafen in die Naſe, und ſetze ihre Brut in die Stirn- und Naſenhöhlen. Welcher Naturkundiger hat dieß je von der Hippobosca L. behauptet, da Linne' ausdrücklich von dem Oeſtrus Ovis verſichert: habitat in Ovium *ſinu frontali*. Das Citatum ſind die in Müllers Linn. Naturſyſtem I Th. Tab. XXV. f. 2. E. abgebildeten Egeln, und die Larve des Oeſtrus.

Der V. ſcheint überhaupt mit den Synonymen der Inſekten nicht recht bekannt, noch weniger in der neuern Geſchichte der Eingeweidewürmer bewandert zu ſeyn. Ich habe wenigſtens über 100 Köpfe drehender Schafe zergliedert und allezeit die Blaſen mit den Wurmkörperchen gefunden; aber nie die Spur eine Inſektenlarve. Ob es in Böhmen und Oeſterreich anders iſt? Man vergleiche hierbey die Anzeige der Leipziger ökonom. Geſellſchaft in der Oſtermeſſe 1789. S. 45. wo Herr Strunz über ſeine Spinnfliege zurechtgewieſen iſt.

dem Schaafe iſt beynahe alles, was es in ſich und an ſich hat, nützlich und brauchbar.

1. Den Hauptnutzen gewähret die Wolle. Ein gutgefütterter Hammel in Thüringen giebt ſechs bis ſieben Pfund Wolle, und ein Schaaf vier bis fünf Pfund *).

Was kann nicht alles von Zeugen, Handſchuhen, Strümpfen, Hüten u. ſ. w. aus dieſer Wolle verfertiget werden, und der Kürſchner verarbeitet die Felle auch mit der Wolle, gefärbt und ungefärbt, zu Pelzen, Handſchuhen, Decken, u. ſ. w. Wie wollte ſich der Schäfer, ohne ſeinen Schaafpelz, des Nachts in der Karre bergen?

Die mit der Wolle zubereiteten Lämmerfelle geben das weiche zarte Unterfutter unter den Pelzen, die man Küre's nennt, und werden unter falſchen Namen, ungeborner Lämmer, aus Rußland zu uns gebracht. Wo ſollten wohl alle ungeborne Lämmer herkommen?

2. Die Schaafhaut gerbt der Roth- und Weißgerber, und der Pergamentmacher, der Schuſter, der Beutler, der Buchbinder verarbeitet ſie zu mancherley Bedürfniſſen. Aus den Lämmerfellen macht man die däniſchen glaſirten Handſchuhe; aus den Hammelfellen Pergament und Oelhaut; aus den Schaaffellen ebenfalls Pergament, und das feinſte Pergament geben die Felle der ungebornen Lämmer.

3. Lamm- und Hammelfleiſch iſt zu bekannt, als daß ich weiter davon reden ſollte. Einige Städte ſind wegen der Mäſtung der Hammel berühmt. Vormals war es Aſchersleben im Fürſtenthum Halberſtadt; und ich

*) Von der Wollſchur, und den verſchiedenen Arten der Wolle, ſ. Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchl. I. 662.

ich weiß es mich noch aus meiner Jugend zu erinnern, daß die Braten, oder Hammelviertel öfters an den berliniſchen und an andere Höfe geſchickt wurden, davon zuweilen eins allein 24 bis 30 Pfund hatte. Gewiſſe Fleiſchhauer hatten ein Geheimniß, die Hammel ſo fett zu machen.

4. Die **Schaafmilch** wird von vielen der Kuhmilch vorgezogen, wie auch die **Schaafbutter**, wenn ſie vor dem Herbſt gemacht wird. Und was iſt die ſogenannte, über dem Feuer gehitzte **dicke Milch** im Sommer für eine kühlende Speiſe? Sie wird aber nicht eher dicke und köſtlich, als bis die Aernte angegangen iſt, und die Heerden auf die Stoppel gehen *). **Schaafkäſe** iſt ebenfalls in der Haushaltung eine nützliche Sache.

5. Den **Talg** gebrauchen die Seifenſieder, und, wenn man Eyer lange und friſch erhalten will; ſo zieht man ſie durch dieſen zerlaſſenen Talg.

6. Die **Eingeweide** des Schaafs haben einen vielfachen Nutzen.

Lungen, Herz, Nieren, Leber und Kaldaunen werden gegeſſen, und eine fette **Hammelkaldaune** mit Mohrrüben, Peterſilie, und Chalotten iſt ein herrliches Gericht.

Einige **Därme** geben die bekannten Darmſaiten und Raketen. Von den **Därmen der Lämmer** werden die

*) Da viele Perſonen die dicke Schaafmilch nicht gut vertragen können; ſo will ich ihnen aus eigener Erfahrung ein Mittel ſagen, daß ſie nicht das geringſte Ungemach nach dem Genuß empfinden. Sie dürfen nur gleich nachher ein Paar Gläſer guten Franzwein trinken; ſo iſt es, als hätten ſie gar keine Schaafmilch gegeſſen.

die feinen Violin- und Harfenſaiten gemacht. Man kehrt ſie um, wäſcht ſie rein, und drehet ſie auf einer Maſchine zuſammen.

7. Aus den Knochen wird von den Papiermüllern der Papierleim gekocht, das Fett aber, was bey der Zubereitung des Leims abgeſchöpft wird, noch zu verſchiedenen Vortheilen, z. B. das Leder geſchmeidig zu machen, gebraucht.

Das weißgebrannte Pulver von dieſen Knochen iſt ſehr gut, die Roſtflecken von polirtem Stahl wegzubringen. Die Flecken reinigt man erſt mit Brannt-wein, und reibt ſie hernach mit dieſem Pulver trocken ab.

8. Ein Hauptnutzen des Schaafviehes iſt der Dünger oder der Miſt. Dieſer giebt den Aeckern eine außerordentliche Fruchtbarkeit. Daher hat man die Horden auf denſelben angelegt, ihnen den Nachtdünger zu geben. Zwey Jahre hindurch geben ſie die reichſten Aernten, und ſechs Jahre laſſen ſich noch die Spuren der Düngung merken.

Zum Walken gebraucht man auch den Schaafmiſt mit Oehl, und die Egypter in Kairo bedienen ſich des Rußes vom gebrannten Schaafmiſt zu Salmiack. Getrocknet und pulveriſirt in die Wunde geſtreuet, heilet er ſehr, und friſch, mit der mittlern Rinde des Erlenbaums in Sahne gekocht, giebt er eine gute Brandſalbe.

Noch heut zu Tage gebraucht der gemeine Mann bey Pockenkindern den Miſt, den Aufguß davon zum Heraustreiben der Pocken trinken zu laſſen. Es iſt ein ſehr hitziges, und treibendes Mittel, und den Kindern mehr ſchädlich als nützlich. Um die Kinder deſto leichter

zu bewegen, ſolchen Trank zu nehmen, giebt man ihm den Namen: Schaafslorbeeren.

9. Hörner, Klauen, die abgenutzten Knochen, die Abgänge von Wolle und Felle, z. B. die Pechzeichen, geben ebenfalls auf den Aeckern noch eine vortrefliche Düngung.

10. Endlich können die Schaafe auch noch die Stelle lebendiger Barometer vertreten. Denn ſie haben ſtarke Vorempfindungen vom Wetter. Vielleicht wirkt in ihrem Gehirn die Luft auf eben die Art, wie auf den Merkurius im Glaſe.

Laufen ſie ſchnell zuſammen, ohne daß man weiß was ihnen fehlt; trennen ſie ſich eben ſo ſchnell wieder, und ſpringen einzeln in die Höhe; ſo iſt ein Gewitter auf dem Wege. Laufen ſie aber des Abends auf Anhöhen und Berge, und ſpringen munter herum; ſo folgt anhaltendes trockenes Wetter.

Zu den Irrthümern und Vorurtheilen bey dieſer Thiergattung gehört

1. der Einfall eines gewiſſen Doktors zu Montier, Gachet de Beaufort, daß er in den Lebern ſeiner Alpenhammel, weiße Schmetterlinge mit völlig ausgewachſenen Flügeln, mit halb eyrunden rauchen Kopfe, von der Größe der Seidenwürmer, gefunden haben will. Durch Zuſammendrücken der Leber habe er mehr als 70 Stück herausgebracht. Sicher ſind es Plattwürmer, oder Leberegeln geweſen, die er für Schmetterlinge angeſehen hat. Denn wenn dieſe recht ausgebreitet liegen; ſo ſehen ſie weiß aus, und

man

man ſollte ſie eher für Blätter, als Würmer halten *).

2. Bey den vielen und verſchiedenen Krankheiten dieſer Thiere, die ſich der gemeine Mann aus natürlichen Urſachen nicht erklären kann, findet der Aberglaube noch immer ſeine Rechnung, und es muß Hexerey ſeyn, was oft die gemeinſten Kräuter gewirkt haben.

3. In ältern Zeiten wurde alles von den Schaafen, ſogar die Schaafläuſe, in der Medizin empfohlen. Das Vorurtheil, die Schaafslorbeeren bey den Pocken zu gebrauchen, habe ich ſchon oben bemerkt.

4. Faſt möchte ich die Meynung: daß ihnen der ſogenannte fliegende Sommer, eine Art Spinnengewebe, womit öfters im Herbſt alle Wieſen und Geſträuche überzogen ſind, die Fäule verurſache, zu den Vorurtheilen rechnen. Denn man hat davon ſehr wenig ſichere Erfahrungen, und am Ende wird es wohl dahinaus laufen, daß man von koexiſtirenden, und auf einander folgenden Dingen, eins zur Urſache des andern gemacht hat.

Die beſten Schriften

zur Naturgeſchichte des Schaafes ſind:

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere, von Martini I. 286. Tab. 12.

Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 631.

Funke Naturgeſchichte und Technologie I. 23.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 290. A. Ovis *aries*, Mas cornutus; B. Femina.

Linn.

*) S. Büffons Naturgeſch. der vierfüßigen Thiere, von Martini I. 307.

Linn. Amoen academ. IV. 169.

Cetti Naturgeſchichte des ſardiniſchen Schaafs, ſ. Naturgeſchichte von Sardinien I. 85.

Donndorffs zoologiſche Beyträge I. 660. No. 1. das gemeine Schaaf.

Man kennt in Europa noch **vier Abänderungen** des Schaafs, die ich aber nur kurz anführen will.

1. Das **ſpaniſche**, welches wegen der feinen Wolle berühmt iſt, und unſer Klima ſehr gut aushält. An den **Hörnern** zeichnet ſichs durch einen auswärts gebogenen Haken aus, und iſt etwas kleiner, als das unſrige.

Linn. Amoen. acad. IV. 174.

Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchlands I. 667. Tab. XIII. b. Fig. 2.

Donndorffs zoologiſche Beyträge I. 663. γ.

2. Das **engliſche** mit kleinen Hörnern. Ein zweyjähriges liefert jährlich 6 Pfund, ein Widder 8, und ein Hammel bis 9 Pfund.

Beyde bleiben Winter und Sommer im freyen Felde.

Linn. Amoen. acad. IV. 174.

Bechſteins N. G. Deutſchl. I. 668.

Donndorffs zoologiſche Beyträge rc. I. 663. α.

3. Der **ruſſiſche Kurzſchwanz**, oder das Pallaſiſche Landſchaaf.

Linn. amoen. acad. IV. 174. Ovis ruſtica.

Pallas Naturgeſch. merkwürdiger Thiere. XI. 59. Tab. 4. Fig. 1. a. b. Abänderungen des Schaafviehes.

Donndorffs zoologiſche Beyträge rc. I. 664. β.

4. Das

4. Das vielhörnichte Schaaf mit vier und ſechs Hörnern.

Gmelin Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 198. δ) Ovis *Polycerata*.

Pallas Naturgeſchichte merkwürdiger Thiere XI. 74. Tab. IV. Fig. 1. c. Fig. 2. b. Tab. V. Fig. 5.

Schrebers Säugthiere. V. Tab. 289.

Donndorffs zoologiſche Beyträge ꝛc. I. 666. δ.

Wir wollen uns bey dieſen Varietäten nicht aufhalten; ſondern uns mit einigen allgemeinen Anmerkungen über dieſelben begnügen.

1. Pallas theilet die ruſſiſch-aſiatiſchen Schaafe in drey Familien:

in Langſchwänze;
in Kurzſchwänze; und
in Fettſchwänze.

2. Bey den Kirgiſen und Kalmücken werden auf 1000 Schaafe 40 bis 50 Widder gerechnet, und die Schaafmütter werfen gemeiniglich zwey, öfters drey Junge. In allen ſalzigen Gegenden und der Nachbarſchaft der See ſind die Schaafe fetter und fruchtbarer.

3. Bey den Hirtenvölkern dieſer Gegenden ſind Heerden von einigen tauſenden, beſonders den Fettſchwänzen, deren Schwanz oft 40 Pfund wiegt, eines Eigenthümers gar keine Seltenheit. Ja! zu Orenburg allein werden in einem Sommer gemeiniglich 150000 bis 200000 Stück ſolcher Schaafe von den Kirgiſen erhandelt, und des Talgs wegen geſchlachtet. Die Zahl derer, welche die ruſſiſchen Kaufleute am Irtiſch, und in andern Gegenden, von den Kalmücken erkaufen, beläuft ſich unendlich höher.

Alle wegen des Talgs. Das Fleiſch wird für ein Spottgeld, und faſt umſonſt hingegeben. Von dieſen Schaafen kommt der bekannte ruſſiſche Talg, in den beſondern länglicht runden Tonnen, zu uns, für unſere Seifenſieder und Lichtzieher.

4. Die merkwürdigſte Race ſind die vielhörnichten Schaafe. Sonſt glaubte man, daß ſolche nur in Island gewöhnlich wären; allein die Erfahrung hat gelehrt, daß auch in dieſen Gegenden von Rußland vielhörnichte Schaafe fallen, und dieſe Eigenheit auf die ganze Nachkommenſchaft fortgepflanzt werde.

Klima und Nahrung wirken allerdings auf die Größe, Geſtalt und Zahl der Hörner. Denn das ungehörnte Rindvieh iſt nirgend häufiger als im nordlichen und öſtlichen kalten Sibirien.

Selbſt in England hat ſich dieſe Race erhalten. Sie war aus andern Gegenden dahin gebracht, und hatte ſich in einem Park beſtändig mit vier Hörnern fortgepflanzt, wovon die obern wie Ziegenhörner ſtanden, die untern aber gleich Widderhörnern gewunden waren *).

* * *

2. Zwote Art: das wilde Schaaf, oder der Argali **).

Unſtreitig der Stammvater unſerer zahmen Schaafe, und mit dem ſardiniſchen und korſikaniſchen Mouflon, obgleich mit einigen Abänderungen, einerley Race. Ob der Argali von dem Mouflon herkomme,

*) S. Leighs Deſcription of Lancaſhire. p. 12.

**) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 202. Sp. 2. Ovis *Ammon*.

komme, oder dieſer von jenem, iſt wohl ſchwerlich auszumachen. Plinius kannte den letztern ſchon unter dem Namen *Muſmon et Ophion* *), und es iſt auch der ſtreitige *Tragelaphus* des Bellonii **). Büffon hat in ihm den Stammvater der Schaafe wieder gefunden, und Linne ſelbſt hat die nahe Verwandtſchaft dieſes Thieres mit dem Argali eingeſehen, beyde aber noch zu dem Ziegengeſchlecht gerechnet, und unter dem Namen Ammonsziege †) aufgeführt.

Man muß doch von den Meynungen und Nachrichten der Schriftſteller über manche Thiere etwas wiſſen, weil man ſich ſonſt aus den Verwirrungen nicht herausfinden kann.

Beſchreibung des Ammons.

So wollen wir einſtweilen das wilde urſprüngliche Schaaf nennen, und es ſoll uns vorerſt der Argali in Sibirien, und der Mouflon in Sardinien ein Thier ſeyn.

Die Größe gleicht einem mäßigen Rennthiere, und es iſt ſchwerleibiger, als die Thiere aus dem Hirſchgeſchlecht. Die Widder durchgängig größer und ſtärker, als die Mutterſchaafe.

Der Kopf völlig Widderkopf. Die Stirn, wie bey dieſem, zwiſchen den Hörnern breit und platt. Die Naſenlöcher länglicht, und ſehr weit.

Die Lippen haaricht. Die untere ragt etwas über die obere hervor. Die Innenſeite der Backen im Maule

*) Hiſt. nat. VIII. 49. XXIIX. 9. 15.

**) Obſ. p. 54.

†) Syſt. Nat. ed. 12. I. 97. Sp. 12. Capra *Ammon*.

Maule mit Stachelzotten beſetzt. Der Gaumen ein und zwanzigmal gefurcht.

Die Augen nahe bey den Hörnern, und haben nur oben Wimpern.

Die Sackhöhlen vor den Augen etwas tiefer, als bey dem Widder.

Die Ohren kleiner, als bey dieſem, mit haarichten Rånden faſt geſchloſſen.

Hörner bey beyden Geſchlechtern; bey dem Widder von ungeheuerer Gröſſe, den Widderhörnern gleich gewunden, aber mehr aufrecht, dreykantig, ſtark gerunzelt. Bey dem weiblichen Geſchlecht ſichelförmig.

Die Klauen, wie Schaafklauen, und der Schwanz wie ein kurzer Zapfen.

Sommer- und Winterhaar in der Farbe verſchieden.

Bey der Zergliederung

eines Mutterſchaafs hat man gefunden

1. eine dicke, harte Leber von zwey Pfunden; eine anſehnliche Gallenblaſe, ohne Egeln.

2. Eine Milze von einem halben Pfunde.

3. Der Magen mit einem breiten Jagdpfeile durchſchoſſen: übrigens wie ein Schaafsmagen.

4. Das dünne Gedärme zwey und ſiebenzig und einen halben Fuß lang.

5. Die rechte Lunge fünf- die linke zweylappicht. Im Herzen kein Knochen.

6. Von Würmern weder im Leibe, noch in der Leber, noch unter der Haut eine Spur zu finden; in den Stirn- und Rachenhöhlen der Naſe aber dicke, mit chagrinirten Reifen geringelte, und am Hinterleibe

zwey ſchwarze Luftpunkte zeigende Larven einer Brem-ſenart, vermuthlich der nämlichen, die ſich bey den Hausſchaafen einniſtelt, (Oeſtrus Ovis).

Der Mouflon aber ſoll eben die Drehkrankheit, und eben den Blaſenwurm im Hirnmarke, wie unſere Schaafe haben.

Der Aufenthalt

des Argali oder Ammons ſind die felſichten Vorgebirge der, ganz Aſien durchlaufenden Bergketten. Ob es gleich am liebſten gemäßigtere Gegenden ſucht; ſo hat es ſich doch, vielleicht aus Noth und Furcht vor den Menſchen, durch das kalte öſtliche Sibirien ausgebreitet, und iſt der, ihm angenehmen Bergweide, gefolgt. Da es in der Lebensart mit der Gemſe, und dem Steinbock, viel ähnliches hat, ſo hält es ſich, wie dieſe, in vollkommenen Einöden auf, und hat ſich aus allen Gegenden, die man zu bevölkern angefangen hat, völlig weggezogen.

Sicher hätte das der Mouflon in Sardinien, Corſika und Creta auch ſchon gethan, und wäre vor den Menſchen gewichen, wenn ihn nicht die auf allen Seiten befindliche See genöthigt hätte, mitten in bewohnten Ländern auf den wildeſten Gebirgen Zuflucht zu nehmen.

Noch im Jahr 1724 konnte man jenſeits dem Baikal, um den Jngoda und Salenga, auf die Argalijagd gehen; jetzt aber iſt in dieſen Gegenden weit und breit nichts mehr von dieſen Thieren anzutreffen, und ſie haben ſich ganz in die ſongariſche gebirgichte Wüſte zurückgezogen. Zwiſchen dem Onon und Argun ſind die Wüſten, und die mit Felſen verſehenen

kräuterreichen Steppen die einzige Gegend, wo man noch Argalis antrifft.

Nach verſchiedenen Nachrichten ſcheint der Argali mit andern Bewohnern des nördlichen Aſiens, auch nach Nordamerika übergegangen zu ſeyn. Wenigſtens wird in verſchiedenen Beſchreibungen der amerikaniſchen Inſeln, bey den wilden Thieren, auch der **wilden Widder** gedacht *).

Ihre Nahrung

finden ſie vom Frühjahr bis zum Herbſt in den Thälern und an den klippichten Berglehnen, wo kräftige Alpenpflanzen und Geſtripp ſo reichliche Nahrung geben, daß ſie im Herbſt vor Fett dem Jäger nicht lange Arbeit machen.

Im Winter ziehen ſie ſich wegen des in den Thälern gehäuften Schnees auf die freyeſten Höhen, und ſteilſten Gebirge, wo der Schnee nicht lange liegen bleibt, und finden auch da an dem trockenen Graſe, an einigen dürren Sträuchern, und wintergrünen Kräutern, nothdürftige Nahrung. Sie behelfen ſich auch wohl mit Schurf, und andern Mooſen, fallen aber im Winter ſo ſehr ab, daß ſie im Frühjahr bey dem Haarwechſel, alles Fett zugeſetzt haben. Alsdann weiden ſie häufig die Küchenſchellen, und andere ſcharfe Frühlingspflanzen, die wie reinigende Purgiermittel auf ſie wirken. So bald aber die Raſen grünen, kommen ſie auch bald wieder zu Kräften. Zu allen Zeiten finden ſie ſich fleißig

*) S. Nachrichten von der amerikaniſchen Halbinſel Californien von einem Prieſter der Geſellſchaft Jeſu. Mannheim 1773. 8. S. 62.

fleißig auf den Salzplätzen ein, und lecken das ausgeſchlagene Salz an den Felſen ab.

Was die eigentliche

Lebensart

der Ammons betrifft; ſo ziehen ſie nur in kleinen Heerden, die ſelten aus zehn Stücken beſtehen. Die Mütter aber, wenn ſie gebähren wollen, ſondern ſich von den Widdern ab, und erziehen die Lämmer allein. Sie werfen im Anfange des Märzes, ein, auch wohl zwey Lämmer, wornach

ihre Fortpflanzungszeit

leicht zu beſtimmen iſt.

Die dießjährigen, im März gefallenen Lämmer, ſind im Sommer noch mit ihrem angebornen, wollicht-krauſen, grieſen Haar bedeckt. Wenn es Jährlinge ſind; ſo wechſeln ſie die Vorderzähne.

Schon im zweyten Monat bekommen die Lämmer die breiten, wie eine Säbelſpitze geſtalteten Keime der Hörner, woraus nachher bey den Widdern ſo ungeheuere **Hörner** erwachſen, daß ein jedes oft **funfzehn** Pfund wiegt, und dieſe **großen Hörner** ſind es vorzüglich, wodurch ſich das wilde Schaaf von allen andern Racen unterſcheidet. Man könnte es daher auch das **Großhorn** nennen.

Mit dieſen Hörnern kämpfen die Widder, ſonderlich zur Brunftzeit, ſo heftig mit einander, daß oft einer den andern von dem Felſen herunterſtürzt, oder ſie verwickeln ſich dergeſtalt mit denſelben, daß beyde auf dem Platze bleiben, und ſo ihr Leben endigen. Daher

werden in den Thälern der Gebirge, wo die Argali's hauſen, nicht ſelten **Gerippe und Hörner** gefunden.

Die **Mutterſchaafe** haben nur halbmondförmige, platte, runzlichte Scheiden auf dem Kopfe, und werden auch nie ſo groß und ſchwer als die Widder. Von dieſen hat man Stücken von 300 Pfund; von jenen ſelten über 200 Pfund.

Der Schaden

dieſer Thiere kann kaum in Betrachtung kommen, da ſie den Menſchen ſo ſehr fliehen; dieſer aber ihnen doch mit Lebensgefahr nachſtellt, indem oft verſchiedene von den **Kamtſchadalen**, die vorzüglich der Argalijagd ergeben ſind, zwiſchen den Felſen und Schneelawinen umkommen. Ob andere Raubthiere ihnen nachſtellen, davon fehlen die Nachrichten.

Ihr Nutzen

iſt für die Einwohner der elenden und armſeligen Gegenden, wo ſie wohnen, nicht zu verachten.

1. Das **Fleiſch**, und ſonderlich das **Fett** dieſer Thiere iſt den Kamtſchadalen der herrlichſte Leckerbiſſen, ſo daß ſie ihn oft mit Lebensgefahr erkaufen.

2. Die **Winterfelle** ſind bey ihnen in großem Werth, wegen des dicken, und mit zarter Wolle unterwachſenen Haares. Sie gebrauchen ſie theils zu Oberkleidern, theils zu Matratzen, darauf zu liegen.

3. Aus den **Hörnern** machen ſie allerley Hausgeräthe: Schöpfkellen, Löffel, Tobackshörner und Reiſebecher.

4. Das

4. Das Fleiſch der Lämmer iſt ſehr zart und wohlſchmeckend, ohne merklichen Wildgeſchmack: gebraten, wie Hammelfleiſch. Das **Fett** iſt talgicht, im Herbſt auf dem Rücken Handbreit dick.

Wegen des Nutzens wird dieſem Thiere doch

durch beſtändige Jagden

nachgeſtellt.

Dieſe aber ſind äußerſt ſchwer, und erfordern ungemeine Vorſicht. Am Irtiſch wiſſen die ruſſiſchen Jäger, daß ſich der **Ammon** beym Anblick der Menſchen, gern auf höhere Berge zieht, wo er freyere Ausſicht, und hinter den Klippen Schutz gewinnen kann. Einer verbirgt ſich alſo unten im Thal; die andern aber ſuchen durch verdeckte Wege die Höhe des Berges zu gewinnen, und geben dem zurückgebliebenen ein Zeichen, der ihnen dann durch ſeine bloße Annäherung das Wild zutreibt. Sie werden auch in **Wildgruben** gefangen. Bey den **Tunguſen** werden im Herbſt, wenn die Pferde raſch ſind, zugleich mit Hunden, **Klopfjagden** angeſtellt.

Der **Ammon** hat ein eben ſo ſcharfes Geſicht, als ſeine Witterung. Die Jäger müſſen daher ſuchen, ihm ſo verdeckt, als möglich, und jederzeit gegen den Wind, beyzukommen. Mit Pferden und Hunden iſt in felſichten Gegenden nicht viel auszurichten, da das Thier äußerſt ſchlau, und ſchnell im Laufen iſt.

Es läuft ohne Sprünge, hält ungemein lange aus, und flüchtet nie gerade vor ſich hin, wie die Rehe und Gazellen; ſondern macht allerley Umſchweiſe und Seitenſprünge; ja! oft ſucht es rückwärts, die Jäger

vorbey, zu entkommen. Es klettert auf die gefährlichſten Klippen, und geht auf den ſchmalſten Felſenabſäzen, wohin ihm niemand folgen kann; ja es ſezt über die hervorragenden Felſen glücklich weg. Die Mütter treiben die Lämmer beſtändig vor ſich her, die faſt noch flinker auf den Beinen ſind, als die Alten.

Wie iſt doch dieſes Thier in ſeinem wilden freyen Zuſtande ein ganz anderes, muthigeres, und gewizteres Geſchöpf, als unſere ſchwachen, keichenden und blödſinnigen Schaafe?

Wenn ein Kamtſchadaliſcher Jäger einen Ammon antrifft; ſo ſtellt er ihn durch ſeinen Hund. Er vergißt den Jäger, und ſezt ſich gegen den Hund zur Wehr, läuft wieder eine Strecke, und ſtellt ſich abermal gegen den Hund, bis er unwegſame Klippen gewinnen kann. Inzwiſchen hat der Jäger oft Zeit, zum Schuß zu kommen.

Gerade ſo verhalten ſich unſere zahme Widder gegen die Hunde. Sobald ſie von einem verfolgt werden, iſt das erſte, ſich umzukehren, und ſich gegen ihn zum Stoß zu ſtellen.

Dieſe Jäger wiſſen ihnen auch durch eine beſondere Liſt beyzukommen. Wenn der Ammon vor dem Jäger läuft; ſo gewinnt dieſer oft Zeit, indem ſich das Thier nicht umſieht, ſeinen Pelz abzuziehen, und auf einer erhabenen Stelle auf einen Stock zu hängen. Alsdann ſieht das Thier beſtändig mit unverwandten Augen nach dieſer Stelle, und läßt den, auf der Erde ankriechenden Jäger ganz nahe kommen.

So machen es die Hottentotten in Afrika, wenn ſie des Abends von einem Löwen verfolgt werden. Sie retiriren ſich an einem bergichten Abhange in eine Höhle,

und

und pflanzen vor dieſelbe ihren Pelz auf einem Stock. Der Löwe kommt, ſieht den Popanz, denkt, es iſt der Hottentotte, ſpringt drauf zu, und ſtürzt in den Abgrund.

Ja! man hat Exempel, daß ein flüchtiger Ammon, längſt einem ganz ſchmalen Felſenabſatz, ſo weit hinausgerennt iſt, daß er endlich nicht mehr mit allen Füßen ſtehen, noch weniger ſich wenden können, und ſo eine Zeitlang am Felſen gelehnt, gleichſam in der Schwebe gehangen hat, bis er endlich von der Höhe herabgeſtürzt iſt.

Ueber breite Felſenklüfte wagen ſie die gefährlichſten Sprünge, wobey ſie den Kopf weit zurückziehen, und die Hörner gegen den Rücken legen, um durch deren Schwere nicht aus dem Gleichgewicht zu kommen. Sie haben auch eine ſo bewundernswürdige Standfeſtigkeit in den Füßen, daß ſie auf den ſchmalſten Felſenabſatz ſpringen, und gleich unbeweglich ſtehen bleiben.

Gefangen iſt das Thier ſo unbändig und wild, daß es zehn ſtarke Leute kaum zwingen können *).

Ein Paar phyſikaliſche Irrthümer

ſind hier zu berichtigen:

1. Den erſten haben wir ſchon bey der Saiga gerügt. Er ſteht im 7ten St. des Naturforſchers S. 45, wo die angeführten Schriftſteller, als Gmelins ſibiriſche Reiſen I. 368. den Argali beſchreiben, und der Umſtand von den chineſiſchen Laternen von der Saiga zu verſtehen iſt.

2. Daß,

*) *Severini* tentamen zoologiae hungaricae. Poſonii 8. 1779. p. 38. e. *Argalis.*

2. Daß, nach Stellers Bericht *) der Bär die Ammons auf ſteile Klippenabſätze treibe, alsdann auf einen hohen Ort zu klimmen, und dieſe Thiere, entweder mit heruntergewälzten Steinen zu tödten, oder zu einem tödtlichen Sprunge zu zwingen ſuche. Ein artiges Mährchen!

Klaſſiſche Schriften

ſind

1. Gmelins ſibiriſche Reiſe I. 368.

2. Derſelbe in den Novis Commentar. Petropol. IV. 388. Summ. 53. Tab. 8. b. Fig. 2. 3.

3. *Pallas* Spicil. zool. XI. p. 3. Tab. 1. 2. Naturgeſchichte merkwürdiger Thiere. 11te Samml. I. Tab. 1. 2. das Argali, oder ſibiriſche wilde Schaaf.

4. Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere nach Otto IX. 249. Tab. 1. 2. 3.

5. Schrebers Säugthiere V. Tab. 288. (noch ohne Text.)

6. Donndorffs zoologiſche Beyträge ꝛc. I. 678. No. 2.

Anhang von dem ſardiniſchen Mouflon.

Dieß iſt in dieſem Lande die größte Seltenheit; doch findet er ſich auch auf Corſika. Wenn man alle Nachrichten über den Mouflon und den ſibiriſchen Ammon vergleicht; ſo iſt der erſte doch nichts weiter, als eine Abänderung des Letzten; im Grunde aber eine und eben dieſelbe Art.

Der ganze Körper- und Hörnerbau von beyden, kommt mit einander überein, nur ſind die Hörnerſpitzen des

*) S. Kamtſchatka. S. 127.

des Mouflons etwas hakenförmiger gekrümmt. Was aber den größten Unterſchied ausmacht; ſo iſt das Weibchen, oder Mutterſchaaf des Mouflons ganz ohne Hörner: übrigens ſind Kopf, Ohren, Naſe, Füße und Schenkel, wie bey dem Widder. Ob dieſes ein entſcheidender Grund ſey, ſie für zwo ganz verſchiedene Arten zu halten, mögen andere ausmachen.

In der Geſtalt findet ſich zwiſchen ihm und unſerm gemeinen Widder einiger Unterſchied. Die Haut eines vollkommenen Schaafwidders iſt 44 Zoll lang, und 25 breit; von einem ausgewachſenen Mouflon aber die Länge 46, und die Breite 27 Zoll. Ein guter Widder hält ohne Kopf und Eingeweide 50 Pfund am Gewicht. So ſchwer iſt ſelten ein Mouflon. Wie viel ſchwerer der Argali! Der Widder an 300 Pfund, die Hörner des letztern, beyde 30 Pfund; des Mouflen etwa 9 Pfund. Ein ganzer Mouflon mit Kopf und Eingeweiden ohne Haut, nur 80 Pfund.

Der Schwanz kaum drey Zoll lang, ohne Wolle, nur mit ſteifen kurzen Haaren bedeckt. Daher ihn manche zu den Dammhirſchen gezählt haben. Das Haar iſt in der Farbe veränderlich, und nicht hinreichend, eine Thierart zu beſtimmen.

Die Wolle und ganze Bedeckung des Mouflons und des gemeinen Schaafs hat ſehr viel übereinſtimmendes. Sie iſt bey demſelben ſo reich und gedrängt, daß man kaum die Haut ſiehet, wenn man ſie mit den Fingern zertheilt. Legt man die Hand auf den Rücken; ſo glaubt man ein wollenes Küſſen anzufüllen.

Die innere Lage der Mägen weicht von den Schaafen ab, wie ſolches aber bey allen wilden und zahmen

Haus-

Hausthieren der Fall iſt. Eine gleiche Struktur der Gehörwerkzeuge aber findet ſich beym Schaafe und Mouflon, da beyden ein ſcharfes Gehör eigen iſt. Die Stimme des Blökens iſt auch einerley. Daher ſich die Jäger in einen Buſch legen, und wie die Schaafe blöken, um den Mouflon anzulocken. Das Fleiſch ſchmeckt wie Schaaffleiſch, und von den Gedärmen, die wie ein Strick zubereitet werden, macht man in Sardinien ein leckerhaftes Gericht Corda.

In dem erſten Magen des Mouflons findet man einen Ballen, der anfänglich weich iſt, und nach und nach verhärtet. Er wird als ein ſchweißtreibendes Mittel gebraucht, und etwas davon in die Suppe geſchabt.

Das Skelet des Mouflons gleicht völlig einem Widdergerippe, bis auf die Schwanzknochen, da man in dem erſten zwölf Wirbelbeine, bey dem Schaafe aber neunzehn bis zwanzig findet.

In dem Naturell: Begierden, Trieben, Neigungen, Leidenſchaften, und in der ganzen Lebensart dieſes Thieres findet ſich auch viel ähnliches mit dem Schaafe.

Der Mouflon ernähret ſich bloß aus dem Pflanzenreich; ſogar frißt er gebrannte Kaffeebohnen, das Gummi von den Bäumen, und Papier; aber durchaus kein Fleiſch, und keine Fiſche.

Er iſt eben ſo furchtſam, wie ein Schaaf, und zittert bey der geringſten Bewegung vor Schrecken. Auf der Flucht macht ers, wie der Widder, von welchem Linne' ſagt: pellit hoſtem *urina:* er wehrt ſich mit ſeinem Urin. Schnell iſt er im Laufen; er kann es aber ſo wenig, als das Schaaf, lange aushalten.

Sie

Sie leben in Rudeln von hunderten bey einander, und der älteſte und ſtärkſte iſt Anführer. Sie ſind leicht zu zähmen, und man hält ſie, wegen ihrer großen Lebhaftigkeit, zum Vergnügen neben den Wohnungen. Sie folgen Menſchen und Pferden nach, und kommen wieder. In den Häuſern aber treiben ſie allen Muthwillen, ſtören die Winkel durch, und verüben manchen Unfug. Können ſie in die Speiſekammern und Küchengärten kommen; ſo bleibt nichts, was pflanzenartig iſt, vor ihrer Näſcherey verſchont.

Sie ſind auch, wie das Schaafvieh, der Würmerplage in der Leber, und im Gehirn unterworfen.

Von dem korſikaniſchen Mouflon ſagt man, daß ſein Kopf und ſeine Hörner ſo feſt ſeyn ſollen, daß er eine Höhe von 50 Fuß, ohne Schaden herabfallen kann, wenn er ſich auch geradezu mit dem Kopfe auf Felſen ſtürzte.

Aus dieſen allen erhellet, daß der Mouflon, der Argali und das Schaaf in Anſehung ihrer überwiegenden Aehnlichkeit im Grunde nur ein einziges Thier, ihre Verſchiedenheiten aber bloß zufällig ſind. Höchſtwahrſcheinlich hat der Urheber der Natur anfangs nur eine dieſer drey Arten hervorgebracht, aus welcher in der Folge die andern beyden entſtanden ſind; entweder, daß das zahme Schaaf in das wilde ausartete, oder dieſes letztere zum zahmen gebildet, und für den Menſchen verbeſſert wurde.

Cetti Naturgeſchichte von Sardinien I. 142 — 184. Tab. III. IV.

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere IX. 249. Tab. II. III.

Pallas Naturgeſch. merkwürdiger Thiere XI. 15 ff.

3. Dritte Art: Das wallachiſche Schaaf *).

Wir nehmen dieſe Art noch mit, ob ſie gleich urſprünglich in Creta, und auf den Inſeln des Archipelagus zu Hauſe iſt; aber doch in Ungarn, Oeſterreich und der Wallachey häufig gezogen wird. Man verwechſele dieß Thier aber ja nicht mit dem kapenſiſchen Condoma oder Kututhiere, welches auch ſchneckenförmig gewundene Hörner hat, und unter die Antilopen gehört **).

Dieſe Schaafe gehen in Creta Heerdenweiſe, vornämlich bey dem Berge Ida, und werden von den Schäfern *Striphocheri* genannt. Sie ſind ganz unſern Schaafen ähnlich, und unterſcheiden ſich bloß durch die Hörner. Beyde Geſchlechter ſind gehörnt. Das Schaaf hat ganz gerade, aufwärts ſtehende, und ſchraubenförmige; der Widder aber längere, etwas krummere, und mehr gedrehete Hörner.

In Ungarn, ſelbſt in Oeſterreich, hält man große, von den gemeinen Schaafen abgeſonderte Heerden derſelben, und ſchlachtet ſie häufig in Wien. Sie ſind etwas größer, als unſere Schaafe, haben größere und längere Wolle, die von den Slavoniern zu Pelzen, oder grob geſponnen, zu Mänteln gebraucht wird. In Ungarn heißen ſie Zeckel- oder Zickelſchaafe, vermuthlich wegen ihrer langen und hohen Hörner, und bey Dresden hat man ſie oft unter den gemeinen Heerden der Fleiſchhauer gefunden.

Im

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. p. 202. Sp. 3. Ovis *Strepſiceros*.

**) Ibid. p. 192. Sp. 21. Antilope *Strepſiceros*, welches Müller im Linn. Naturſ. I. Tab. 26. Fig. 1. 2. am beſten abgebildet hat.

Im Jahr 1781 wurden einige fremde Thiere in Deutſchland herumgeführet, bey welchen ein wallachiſcher Widder mit ſchraubenförmigen Hörnern war, den man an der türkiſchen Gränze nach Landesgebrauch auf der Naſe gebrannt hatte.

Er gleicht einem hieſigen großen Schaafbocke vollkommen, weicht aber darin ab, daß er gerade, von einander geſperrte Hörner hat, und langhaarichte Wolle trägt, die an der Haut kraus und filzicht iſt, auswendig aber, und beſonders am Halſe und an den Seiten des Rumpfs, wie dünne, geſchlängelte Haarlocken herabfällt.

Die **Farbe** des Körpers ſchmutzig weiß, das unterſte Fußglied kaſtanienbraun, und die Klauen rußigſchwarz.

Das bloße Unterſcheidungszeichen ſind die ſeltſamen Hörner, die zwar gerade ſtehen, aber an den Seiten ſchief in die Höhe ſteigen, und wie eine offene Scheere auseinander geſperrt ſind. Auf dem Kopfe ſind ſie einen halben Zoll, an den Spitzen aber zwey Fuß und einen Zoll weit von einander entfernt. In der Länge anderthalb Fuß, in der Breite nahe am Kopfe zwey Zoll, und an der Spitze nur vier Linien.

In der Form gleichen ſie einer zugeſpitzten Schraube mit ſieben weitläuftigen Gängen. Sie haben alſo auch zwey gegen einander über ſtehende eingekerbte Rände, wovon der eine ſcharf, der andere ſtumpf, auch viel dicker iſt. Dieſe ſind von außen nach innen gedrehet, ſo daß ſie an dem rechten Horne **rechts**, an dem linken **links**, wie eine Wendeltreppe, bis an die Spitze in die Höhe ſteigen, und ſich mit einer ſtumpfen Spitze endigen.

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere von Otto IX. 258. Fig. 1. 2. der wallachiſche Widder; das wallachiſche Schaaf, wo aber die Hörner nicht ſchraubenförmig genug vorgeſtellt ſind.

Beſchäftigungen der berliniſchen Geſellſchaft naturforſch. Freunde IV. 624. Tab. 20. das Horn. Anmerkungen von Thieren mit ſchraubenförmigen gewundenen Hörnern; inſonderheit vom Schraubhornwidder.

Wallbaums Beſchreibung des kretiſchen Widders: im II. B. der allerneueſten Mannigfaltigkeiten. 321. mit der Abbildung des Kopfs und der Hörner.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 291. A. B. Ovis *Strepſiceros* L. (noch ohne Text).

Donndorffs zoologiſche Beyträge ꝛc. I. 680. No. 3. das kretiſche Schaaf.

* * *

Der fünften Ordnung der wiederkäuenden Thiere

Fünfte Gattung: Der Ochſe.

Allgemeine Kennzeichen.

In der Unterkinnlade acht Schneidezähne. Hundszähne fehlen gänzlich.

Die Hörner ſind inwendig hohl, aber nicht bis an die Spitze. Dieſe ein voller Kern. Die Form halbmondförmig gebogen, und auswendig glatt.

Die geſpaltenen Hufe ſtärker und breiter, als bey allen vorigen Gattungen.

Die Weibchen, wie die Männchen, gehörnt.

Der Körper kurzbehaart.

Da unſer zahmes Rindvieh nicht urſprünglich das war, was es iſt; ſo müſſen wir die Stammväter deſſelben nicht vergeſſen. Dieſe ſind, wie die erfahrenſten Naturforſcher erwieſen haben, der Auerochſe, der Bonaſus und Biſon der alten Welt. Da auch der erſtere, nämlich der Auerochſe, ſich noch bis auf den heutigen Tag in verſchiedenen Provinzen von Europa erhält; ſo ſehe ich nicht ab, warum wir ihn nicht, als eine beſondere Art betrachten ſollten.

* * *

1. Erſte Art: Der Auerochſe *).

Beſchreibung.

Alle, die den Auerochſen kennen, und geſehen haben, beſchreiben ihn, als ein Thier, das ſich noch jetzt von unſerm zahmen Ochſen unterſcheidet, ob er gleich als deſſen Stammvater anzuſehen iſt. Er hat ein weit wilderes und grimmigeres Anſehen, ganz mit Haaren bezottelte und bemähnte Schultern, Genick und Bruſt. Seine Farbe iſt ſtandhaft, nämlich allezeit ſchwarzgraulich, mit einem mauſefahlen Rückenſtrich.

Wenn wir bedenken, was Mangel der Freyheit, oder Zähmung, Verſchiedenheit des Klima und der Nahrung, für Ausartungen unter den Thieren zuwegebringen können; ſo werden wir uns über die jetzige Abweichung unſeres Rindviehes von dem Auerochſen ſo ſehr nicht wundern. Giebt es doch jetzt in einigen Provinzen Englands und in Island Ochſen, denen

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. p. 202. Bos taurus *ferus* (Vrus).

ſogar ihr vorzüglichſtes Kennzeichen: die Hörner, fehlen *).

Der Name Auerochſe bedeutet nichts, als ein Wald- oder wilder Ochſe, von dem altdeutſchen Worte: Ur, welches einen Wald bezeichnet, wie der Auerhahn, Waldhahn.

Das Auszeichnende dieſes Thieres iſt ſeine Größe, und der ganze Vorderbau des Körpers. Einige ſind ſieben Schuh hoch; am Halſe, an der Bruſt, und an den Blättern, außerordentlich breit und ſtark; das Hintertheil läuft ſchmäler zu. In dem Kopfe, Halſe und Vorderboge haben ſie die meiſte Stärke.

Ich kann meine Leſer mit einer der allergenaueſten Beſchreibungen beſchenken, die wir einem Manne zu danken haben, deſſen bloßer Name für alles, was er liefert, Gewähr leiſtet **).

Die

*) S. Pallas neue nordiſche Beyträge I. S. 1. Tab. I. der tangutiſche ungehörnte Büffel. Die Hörner ſind den vorigen Racen abgeſägt, wodurch nach und nach eine ganz ungehörnte Abart entſtanden iſt. In Gmelin's 13ter Ausgabe des L. S. p. 205. unter Sp. 4. Bos *grunniens*. Schrebers Säugthiere V. Tab. 299. B. Dieß ſcheint mir glaubwürdiger, als daß nach dem 19ten Th. der allgem. Reiſen. S. 20. nur die Ochſen in Island ungehörnt ſeyn ſollen, welche aus Mangel der Weide mit einem Teige von faulen Fiſchen gefüttert werden.

**) Pallas in ſeinen neuen nordiſchen Beyträgen, die nicht in Jedermanns Händen ſind. I. S. 6. 7. vom preußiſchen und lithauiſchen Auerochſen, nach den Papieren des Proſektor Wilde bey der petersburgiſchen Akademie: nach einem ſehr alten, ſtarken Stier, und mehreren vom Könige von Preußen nach Petersburg geſchenkten, und im Jahr 1739 an der Viehſeuche geſtorbenen Kühen.

Die Länge des Stieres, von der Schnauze bis zum After, zehn engliſche Fuß und drey Zoll; die Höhe des Vordertheils bis auf den Rücken ſechs Fuß.

Der Kopf zwey Fuß ſechs Zoll lang, und im größten Umfange fünf Fuß. Der ſenkrechte Durchmeſſer durch die Bruſt drey Fuß, zehn Zoll, des Hintertheils aber nur zwey Fuß, acht Zoll. Die Schnauze acht Zoll breit; der Abſtand der Augen einen und einen halben Fuß, nach der Krümmung gemeſſen; der Abſtand der Hörner einen Fuß.

Jedes Horn bey der Wurzel dreyzehn Zoll im Umfange, und einen Fuß lang. Die Fußklauen einen halben Fuß lang; die kleinen Hinterklauen, die bis an die Erde reichen, drey Zoll; die Schwanzrübe zwey Fuß; die Haarzotten daran ein Fuß, vier Zoll.

Das Kopfhaar grau vor Alter. Von der Kehle bis zur Wamme von den herabhangenden fußlangen Zotten eine Art von Bart, wie am Ziegenbock. Am Kopfe nur die Schnautze, und der Umkreis der Augen mit kurzen glatten Haaren bewachſen; auch das ganze Hintertheil, und der größte Theil des Rumpfs bis an die Schultern nebſt den Füßen, kurzſchlichthaaricht und braunſchwarz.

Die Länge einer Kuh ſieben Fuß; die Höhe bey den Schultern vier Fuß, neun Zoll, und der Durchmeſſer der Bruſt zwey Fuß, acht Zoll. Am ganzen Vordertheile bis über die Schultern fußlange Zotten. An der Haut das Haar wollicht, ſanft und gräulich; nach außen zu hingegen grob, ſtraubicht und dunkelbraun.

Ueberhaupt haben die Kühe am Vordertheile nicht völlig ſo lange Zotten, auch keinen ſo ſtarken Kopf, und ſind überall ſchwächer gebauet.

Zergliederung

Im innern Bau alles wie bey dem zahmen Rindvieh. Die Länge des Darmkanals beym Stier 158 Fuß. Das Zeugungsglied deſſelben in ſeiner ganzen Länge vier Fuß, acht Zoll.

Bey einer Kuh eine doppelte Gallenblaſe, in einer gemeinſchaftlichen äußern Hülle, mit vier Gallengängen aus der Leber.

Der Aufenthalt

der Auerochſen iſt jeʒt in Europa nicht mehr ſo zahlreich, als in ältern Zeiten, wie wir unten bey der Verbreitung näher anzeigen wollen. Je mehr die Wälder in unſerm Welttheile, beſonders in Deutſchland, ausgerottet, und urbar gemacht ſind; deſto ſtärker hat ſich die Zahl dieſer Thiere vermindert.

Von der Nahrung

dieſes Thieres, zumal wenn wir es für eine Art mit unſerem Rindvieh anſehen, kann ich nichts weiter ſagen, als daß ſie mit dem, was dieſes frißt, und wovon ich unten das Nöthige anführen werde, völlig einerley iſt.

Die Lebensart

iſt zu verſteckt, als daß wir davon mehr wiſſen könnten, als was uns ältere Schriftſteller hinterlaſſen haben. Wegen ſeines äußerſt wilden Naturells hat ſich der Auerochſe immer dem Auge der Beobachter entzogen, und wenn er gleich noch in den Thiergärten und Menagerien einiger großen Höfe außer Deutſchland gehalten wird; ſo iſt es doch immer ſchwer, ihm gehörig beyzukommen, und ſeine Eigenſchaften auszuforſchen. Gleichwohl ſind ei-

einige bey der Auerſcheune in Königsberg ſo **zahm** geworden, daß ſie niemand angefallen; ſondern ſich auf der Stirn kratzen laſſen, und aus der Hand gefreſſen haben *).

Einige beſondere

Eigenheiten

deſſelben ſind uns indeſſen doch bekannt geworden. Dahin gehört

1. ſeine außerordentliche Größe.

Aus ihrem Cäſar, meine jungen Freunde! haben ſie ſchon gelernt, daß er in Deutſchland Auerochſen gefunden habe, von welchen er ſagt: **ſie wären beynahe in der Größe der Elephanten: von ungemeiner Stärke und Geſchwindigkeit** **). Die **Hörner** waren unſerer Vorfahren Trinkpokale, und der ältere **Plinius**, der ebenfalls in Deutſchland geweſen war, ſagt ausdrücklich: daß die Hörner der Auerochſen Deutſchlands ſo groß geweſen, **daß ein Horn** eine **Urne**, das iſt, ungefähr **ſechzehn Maaß**, enthielt ***). Darnach zu urtheilen, muß das Thier von erſtaunlicher Größe ſeyn. An einem andern Orte verſichert er: daß Deutſchland zwar wenig; aber deſto ſchönere Thierarten zeuge: wilde Ochſen, **Biſonten** mit Mähnen, und überaus ſtarke und ſchnelle Auerochſen,

*) S. Bocks Naturgeſchichte von Preußen IV. 194.

**) Julius *Caeſar* de bello gallico lib. VI. c. 28.

***) Hiſt. natur. Lib. XI. c. 37. *Urorum* cornibus Barbari ſeptentrionales potant, *vrnusque binus* capitis vnius cornua implent. Nach Großen's Ueberſ. 3. B. XI. B. §. 45. S. 248.

ochſen, welche das unwiſſende Volk Büffel nenne *). Sagt doch Pallas ſelbſt **): der preußiſche und lithauiſche Auerochſe ſey, nächſt dem Rhinozeros, eins der größten vierfüßigen Thiere, und den ſtärkſten zahmen Büffeln überlegen.

Der Kopf und die Stirne mancher Stiere iſt ſo breit, daß zwiſchen beyden Hörnern drey Männer von mäßiger Statur haben ſitzen können, wovon König Sigmund in Polen eine Probe hat anſtellen laſſen ***). Der Marggraf Georg Friedrich hat 1595 den 28ten Febr. bey Friedrichsburg einen Auer geſchoſſen, der drey und eine halbe Elle hoch, ſechstehalb Ellen lang geweſen, und neun Centner fünf Pfund gewogen ****).

2. Seine außerordentliche Stärke, beſonders im Kopfe, Bruſt und Halſe, wie man bey den Thierhetzen und Stiergefechten ſieht, wovon ich unten mehr ſagen werde. Denn wenn ihm ein Bär, Löwe, oder andere dergleichen ſtarke Thiere vorkommen; ſo iſt er im Stande, wenn er ſie unter dem Bauche recht auf die Hörner nehmen kann, ſie gerade von der Erde aufzuheben, und hoch in die Höhe zu werfen. Dazu gehört in der That viel. Sagt man doch, daß er Roß und Mann in die Luft ſchleudern kann, und wenn er angefangen habe, einen Baum auszureißen; ſo laſſe er nicht eher nach, als bis er mit der Wurzel herausgezogen ſey.

3. Der

*) Naturgeſchichte nach Großen Ueberſ. II. B. 8. V. S. 267.

**) Neue nordiſche Beyträge I. Band. S. 6.

***) S. Bocks Naturgeſchichte von Preußen IV. 193.

****) Daſ. S. 194

3. Der Moſchusgeruch ſeiner Haare. Alle Kopfhaare über den Augen, an und zwiſchen den Hörnern, auch die langen am Halſe hangenden, geben den angenehmſten Geruch von ſich, wenn man ſie ausrupft, reibt, und vor die Naſe hält. Es iſt wohl nicht wahrſcheinlich, daß dieſer Bieſamgeruch von einem gewiſſen Graſe entſtehe, das denſelben habe, nach welchem ſich die Auerochſen hinziehen, und es gern freſſen ſollen. Der Geruch iſt nicht nur den Haaren vor der Stirn; ſondern der ganzen **Hirnſchaale** des Thieres eigen, und bleibt **hundert und mehrere** Jahre daran, wie die im Kabinet zu Königsberg befindlichen Stücke in einer offenen Büchſe beweiſen *).

Ihre Fortpflanzung

iſt ſelbſt in ihrem Vaterlande nicht ſehr ſtark, und ob ſie gleich alle Jahr brunſten, ſo ſollen ſie doch vielfältig unfruchtbar bleiben. Ihre gewöhnliche Brunſtzeit fällt in den **September**, und die Kuh trägt **vierzig** Wochen. Sie ſollen vierzehn bis funfzehn Jahr alt werden.

Die Verbreitung

des **Ochſen** iſt ſehr anſehnlich, und erſtreckt ſich auf alle Welttheile, ob er gleich die **Kälte** nicht ſo gut, als der Hund ertragen kann.

Da ſich der **Höker = oder Buckelochſe**: der wahre **Biſon** **) von Afrika und Amerika, mit unſerem zahmen Rind-

*) S. Bocks Naturgeſchichte von Preußen IV. 196.

**) *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. p. 203. Sp. 1. Taurus c) *Biſon*. Büffons N. G. IX. S. 120. Schrebers Säugthiere V. Tab. 296.

Rindviehe fortpflanzt; ſo iſt er höchſtwahrſcheinlich eine und eben dieſelbe Art mit demſelben, und der Buckel iſt nur etwas zufälliges, welches mit der Quantität der Nahrung ab- und zunimmt, und durch Verführung des Thieres in fremde Klimate gänzlich verſchwindet. Der Buckel des Ochſen, der in Madagaskar gegen funfzig Pfund wiegt, verliert ſich nach und nach völlig.

Dieß bringt mich auf die Gedanken, daß der Auerochſe eine ältere Race als der Biſon, und dieſer mit dem Buckel allmählich ausgeartet ſey, und von dem Auerochſen abſtamme.

In Südamerika geht der Ochſe bis gegen Patagonien herunter. Das dahin gebrachte Rindvieh hat ſich nicht nur zahm ſehr gut vermehrt; ſondern die dort wild gewordenen, ſind in unbewohnten Ebenen von Paragay in ſo erſtaunlicher Menge vorhanden, daß man zuweilen gegen 80000 Stück, bloß der Häute wegen, gefangen und getödtet hat.

Im wilden Zuſtande findet ſich der Auerochſe noch in einigen großen Wäldern von Lithauen, Preuſſen *), Polen, Moſkau, Schweden, u. ſ. w. wie auch in Sibirien; allein in Deutſchland iſt keiner mehr vorhanden **).

In den Gebirgen von Andaluſien giebt es noch eine Art wilder Stiere, welche in Spanien zu dem bekannten Stiergefechte gebraucht werden; aber vermuthlich

*) wo ſie ſich bis 1738. erhalten haben. S. Bocks Naturgeſchichte von Preußen IV. 191.

**) Nicht weit von der Stadt Mansfeld in der Grafſchaft Mannsfeld heißt noch jetzt ein Berg Auersberg, wo ſonſt viele Auerochſen gehauſet haben.

muthlich wegen des wärmern Klima kleiner ſind, als die Auerochſen *).

Feinde,

außer dem Menſchen, kann dieſes gewaltige und ſtreitbare Thier nicht viel haben, da es Löwen und Bären bezwingt. Da ſeine Nahrung bloß in Gras und Kräutern beſteht, und es nichts aus dem Thierreiche genießt, ſo kann auch

der Schaden,

den es in der Freyheit thut, nicht beträchtlich ſeyn, ob gleich bey den Stiergefechten viele Menſchen und Thiere beſchädiget werden, welches aber nicht auf die Rechnung des Thieres zu ſchreiben iſt.

Sein Nutzen

iſt ebenfalls nicht ſehr groß, weil die Anzahl der eigentlichen Auerochſen in Europa nicht mehr beträchtlich iſt.

1. Das Fleiſch iſt mittelmäßig. Ehemals war es in größerem Werth, weil ein König in Polen, Sigmund I., dem Kaiſer Karl V. einigemal zur großen Ehre ein Geſchenk mit Pökelfleiſch von einem Auerochſen gemacht hat.

2. Die Hörner, wie oben ſchon geſagt, gebrauchten die alten Deutſchen als Trinkgefäße. Auch beſchlugen ſie damit vorn ihre Spieße. Wir, meldet Plinius **), zerſchneiden ſie in dünne Scheiben, und gebrauchen dieſe zu Laternen, und noch zu mehreren Dingen — zur Pracht:

*) Das übrige von der Verbreitung in Zimmermanns zool. Geographie I. 151.

**) Naturgeſchichte nach Groſse III. Band XI. Buch §. 45. S. 248.

Pracht. Man färbt ſie, überzieht ſie mit Firniß, und brennt mit dem Grabſtichel eingegrabene Mahlerey darauf ein.

Noch jetzt werden in Polen von den Hornarbeitern daraus Nachtwächterhörner, Kämme und andere Kunſtſachen verfertiget.

3. Die Haut iſt ſehr ſtark, auf dem Rücken einen guten Finger dick, und es wird daraus ein überaus feſtes Leder gemacht, dem man, nebſt den nach Moſchus riechenden, von der Stirn genommenen Stückchen die beſondere Eigenſchaft, leichte Geburten zu machen, zuſchreibt. Daher wird in Polen nicht leicht eine Dame ſeyn, die nicht einen Gürtel von dieſem Leder trägt, welches den Preis der Häute ſehr erhöhet.

4. Die alten Aerzte empfohlen die Hörner, und den kreuzförmigen Herzknochen gegen verſchiedene Krankheiten, in der Medizin.

5. Die **Hottentotten** bewachen ihre Heerde durch abgerichtete Ochſen, welches doch auch Abkömmlinge der Auerochſen ſind, die den Hunden am Verſtande gleich kommen, und im Lande **Bakkaleyer** heißen. Sie kennen nicht nur ihren Herrn, ſondern auch alle, die zu dem Dorfe gehören. Das verlaufene Vieh treiben ſie wieder zuſammen, uud ſind ein Schrecken der Räuber und Raubthiere. Jedes Dorf hält gewöhnlich ſechs ſolcher Ochſen. Sie gehören mehrentheils zu dem **Büffelgeſchlecht**.

6. Ob wir die **Stiergefechte** der Spanier, zu dem Nutzen, oder zu dem **wilden Vergnügen** einer verwöhnten Nation rechnen ſollen, läßt ſich leicht entſcheiden.

Es iſt erſtaunlich, mit welcher Pracht, und Lebensgefahr dieſe Thierkämpfe angeſtellt, und was dabey öfters für kühne Stücke von ambitiöſen Wagehälſen gemacht werden. Ich will jetzt das nicht alles wiederholen, was davon geſchrieben iſt *); ſondern nur die That eines beherzten Indianers von Buenos-Aires anführen, der in ſolchen körperlichen Uebungen Meiſter war.

Er fieng den grimmigſten, und durch allerley Neckereyen erſt recht aufgebrachten Stier, von ſeinem Pferde mit einem Strick am Hinterfuße, ritt um ihn herum, und verwickelte ihn in der Linie, daß er ſtürzte, worauf er ihm den Dolch ins Genicke ſtieß. Einen andern, auf eben die Art gefangenen, zog er an einen Pfahl, und band ihn ſo feſt daran, daß er ſich nicht rühren konnte. Hierauf legte er ihm einen Sattel auf, gürtete ihn feſt, zog ihm mit einer großen Nadel einen Strick durch die Naſe: ſetzte ſich darauf, band ihn los, und ritt auf dem unbändigen Thiere, welches lauter Luftſprünge machte. Ja! er wehrte ſich noch zwey anderer auf ihn losgelaſſenen Stiere, auf dieſem ſeinem Reitpferde ab, ſtieß es zuletzt mit dem Dolche nieder, fieng den einen von den andern, und behandelte ihn auf gleiche Art, und ob ihn gleich der dritte überraſchte, und gewaltig auf ihn losſtieß; ſo wußte er ſeinen Stößſen durch geſchickte Wendungen zu entgehen, und wurde zuletzt doch ſein Oberherr.

Wegen ſeines Nutzens wird er noch in den Litthauiſchen Wäldern gefangen, nur

ſein

*) S. berliniſche Mannigfaltigkeiten I. 529. III. 577. ff. 593. ff. Allerneueſte I. 441.

ſein Fang

iſt ſchwer und gefährlich. Weil ihm wegen ſeiner Wildheit und Stärke nicht beyzukommen iſt; ſo wird er in Gruben gefangen, oder durch Feuer hinein getrieben, und alsdann erlegt.

Iſt er angeſchoſſen; ſo iſt mit ſeiner Wildheit nichts zu vergleichen. Zwey Jäger ſind immer beyſammen, und wenn er in voller Wuth auf den Baum zubohrt, hinter welchen ſich der, welcher ihn angeſchoſſen hat, retirirt; ſo giebt ihm der andere von der Seite den Fang.

Es iſt doch beſonders, daß der Auerochſe die rothe Farbe ſo wenig leiden kann, als unſere Bullen. Daher gebrauchen die Jäger die Liſt, ihn dadurch anzulocken. Einer ſteigt auf einen Baum, und der andere auf einen benachbarten, von welchem er einen roth angekleideten Strohmann an einem, über einen Aſt geworfenen Seile, zu dem andern hinzieht. So bald ihn der Ochſe gewahr wird, bohrt er auf den Baum zu, hinter welchen der Popanz gezogen iſt, und wird von oben herunter geſchoſſen.

In **Lithauen** wird er mit Pfeilen angeſchoſſen, und, da er von einem Jäger auf den andern losgeht, ſo lange getrieben, bis er ermüdet liegen bleibt.

Zu den **Irrthümern** und **Vorurtheilen**

gehört die bereits oben angeführte Eigenſchaft der Haut in Gürteln, die Geburt zu befördern. Ehemals wurden in Königsberg von den Hörnern und Klauen **Krampfringe** und Halsbänder verfertiget. Der **Herzknochen** iſt aus der Mode gekommen. Das **Gras**, welches den Haaren und dem Gehirn den Moſchusgeruch

geruch geben ſoll, würden unſere Botaniker kennen *). Eher müßte das Fleiſch, in welches ſich die verdaueten Säfte ziehen, dieſen Geruch haben, wie man bey andern Thieren wahrnimmt, daß ſie nach der Nahrung, die ſie genoſſen haben, riechen, z. B. der Specht, wenn er die in den ſauren Feuchtigkeiten des faulen Weidenholzes lebende Coſſusraupen geſchmauſt hat.

Endlich gehört auch wohl hieher die Legende des Schottus, daß der Auerochſe mit ſeiner ſcharfen Zunge Menſchen an ſich ziehen könne.

Die beſten hieher gehörenden

Schriften

ſind

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere: nach Otto IX. B. 112. Vom Bonaſus, Auerochſen und Biſon.

Hartknochs Alt- und Neupreußen. S. 211.

Deutliche und gründliche Beſchreibung der Natur und Eigenſchaft eines Auerochſen, aus dem Lateiniſchen überſetzt von E. Hüniken. Berlin 1705. 4. mit Kupfern.

Vornämlich Maſecovii zwo Diſſertationes. Königsberg 1718. de *Uro*.

Hallens Naturgeſchichte der Thiere. S. 280.

Die

*) In den Breßlauer Sammlungen 1719. Febr. 192. wird das Gramen paniculatum odoratum, latifolium, welches häufig bey Angerburg in der Ogoeſchen Heide in Preußen wächſt, und wo ſonſt die meiſten Auerochſen geweſen, dafür ausgegeben. Es heißt noch in der polniſchen Sprache der Einwohner Turza trawa, Auergras, von Tur *Urus* oder Auer.

Die beſte Abbildung in Schrebers Säugthieren V. t. 295.

Donndorffs zoologiſche Beyträge ꝛc. I. 684. der Auerochs.

* * *

2. Zwote Art: Der gemeine Ochſe *).

Beſchreibung.

Dieſe, in allen Theilen von Europa ſo bekannten und nützlichen Thiere, haben faſt keine Beſchreibung nöthig, da auch der gemeinſte Knecht verſteht, was man durch **Stier** oder **Bullen**, **Kuh** und **Kalb** meynt.

Indeſſen giebt es wieder nach Verſchiedenheit der Länder und Provinzen ſo viele verſchiedene, beſſere und ſchlechtere, **Racen**, daß es gut iſt, davon einige Kenntniſſe zu haben.

1. Die **Däniſchen** und **Jütländiſchen** Ochſen ſind ſehr dickleibig, mit kurzen Füßen, und wenig ausgebogenen Hörnern. Ihre **Farbe** iſt ſchwarz und weiß, oder auch weiß und roth. Man mäſtet ſie auf **zehn Zentner**.

Wo ich nicht irre, ſind dieſe beſonders im **Hamburgiſchen** Gebiet ſehr gemein, und geben das ſchöne geräucherte **Hamburger Rindfleiſch**. Dieſe **ſüdbeinichten**, wie man ſie daſelbſt nennt, werden allen andern vorgezogen.

2. Die **Polaken** haben weit höhere Beine, weit aus einander ſtehende Hörner, und mehrentheils eine blaufahle Farbe. Unſere Branntweinbrenner pflegen ſie

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. 203. Taurus *domeſticus*.

ſie auf neun Centner zu mäſten. Aus meiner Jugend weiß ich mich zu erinnern, daß in Aſchersleben einmal ein Fleiſchhauer zwey polniſche Ochſen gemäſtet hatte, die als ein Wunder angeſehen wurden, davon der eine ausgeſchlachtet 2000 Pfund wog.

3. Die Ungarn ſind den Dänen gleich, haben aber mehrentheils eine weißliche Farbe.

4. Die Schweizer ſind groß, lang und hoch, mehrentheils ſchwarz von Farbe, und werden vorzüglich gerühmt. Sie weiden, wie in Steyermark, den ganzen Sommer durch, Tag und Nacht auf den Alpen.

5. Die Frieſen haben niedrige Füße, aber einen lang geſtreckten Körper, meiſt roth von Farbe. Eine Kuh ſoll wegen der guten Weide täglich 20 bis 24 Maaß Milch geben.

6. Die Franken ſind hochbeinicht, langgeſtreckt, roth von Farbe, und gehen mehrentheils nach Frankreich.

Im Jahr 1775 wurde zu Nürnberg ein Ochſe von 25 Zentnern und 40 Pfund geſchlachtet. Er hatte 340 Pfund Talg und die Haut wog 70 Pfund. Im Jahr 1692 wurde zu Lincolnſhire ein Ochſe gezeigt, der 35 Zentner, 77 Pfund hatte *).

7. Die Böhmen ſind untergeſetzt und ſtark, mehrentheils von ſchwarzbrauner Farbe.

8. Die Thüringer ſind von mittler Statur, kurz gebauet, haben einen ſchweren Kopf, und kaum gekrümmte

*) Mehrere Beyſpiele von ſolchen ſchweren Maſtochſen in Danzig hat Hanov in ſeinen Seltenheiten der Natur und Oekonomie I. 218. 223, und Bock in ſeiner Naturgeſchichte von Preußen IV. 171. 172.

krümmte Hörner. Beſonders aber iſt es, daß ſich das **Waldvieh** von dem **Landviehe** merklich auszeichnet. Die Kühe, welche in den tiefen Wäldern Thüringens weiden, haben lange, ſpitzige, rückwärts gebogene Hörner, einen langen dünnen Hals, den ſie, wie die Hirſche, hoch tragen, dünne Beine, und einen hohen Nacken, eine breite Bruſt und Kreuz, ſind geſtreckt, und meiſt roth von Farbe. Das Landvieh hingegen hat einen großen Kopf, der im Gehen mit dem Halſe und Rücken in einer Linie fortgeht.

Ein gleiches hab' ich an dem Rindviehe des Unterharzes bemerkt. Die Kühe in Thale, eine Stunde von Quedlinburg, welche täglich im Holze und auf den Bergen weiden, ſind ungleich kleiner, als die unſrigen, haben faſt alle vorher angeführten Merkmale; geben aber gleichwohl mehr Milch, als die im Lande.

9. Die **Sicilianer**, die am Aetna weiden, haben eine vorzügliche Größe, und diejenigen, die in der **mittlern Region** des Berges weiden, haben unter allen Ochſen in der Welt die längſten, und am ſtärkſten gewundenen Hörner. Dieſe ſind es, welche unſere Hirten, die etwas vorſtellen wollen, auf der Leipziger Meſſe auf mancherley Art eingefaßt, bekommen.

Ich beſitze ein ſolches, unbeſchlagenes, ſpiegelglattes Horn, welches von der Spitze bis zur Wurzel, in gerader Linie, die Krümme ungerechnet, eine und eine Viertel Elle lang iſt.

Die **Farbe** des Rindviehes iſt mehrentheils roth, ob ſie gleich ſehr variirt. Doch hat ſie keinen Einfluß auf die Güte des Thieres, wenn die Haare nur dicht, weich und glänzend ſind, welches ein Kennzeichen der Geſundheit iſt.

In den waldichten Gegenden liebt man das graue, weiße, blaſſe, gefärbte und gefleckte Rindvieh deswegen nicht, weil es von Fliegen, Bremſen und anderem Ungeziefer weit mehr, als das braune, rothe und ſchwarze gequält wird, wovon ich doch den Grund noch nicht einſehe: es müßte denn ſeyn, daß entweder die Farbe den Inſekten mehr in die Augen fiele, oder daß es von Natur Schwächlinge wären, denen, wie bey den Pflanzen, die Inſekten am meiſten nachzugehen pflegen.

Bekanntermaßen haben dieſe Thiere acht Schneidezähne in der Unterkinnlade, welche ſchmäler und beweglicher iſt, als die obere. Statt der Vorderzähne in der obern, iſt das Zahnfleiſch mit einer harten Haut überzogen, auf welche die Zähne der untern ſo genau paſſen, daß auch nicht das kleinſte Gräschen beym Freſſen durchkommen kann. Auf jeder Seite der beyden Kinnladen ſitzen ſechs Backenzähne, daß alſo das Maul, bey Ermangelung der Eckzähne, mit 32 Zähnen beſetzt iſt.

Die Zunge, die von vielen mehr dem Gaumen und Wohlgeſchmack, als dem Auge und der Betrachtung gewidmet wird, hat den weiſeſten und wunderbarſten Bau. Man darf nur ein Stückchen von der Oberfläche abziehen, und unter dem Vergrößerungsglaſe betrachten; ſo wird man ſich über den vortreflichen Gegenſtand nicht genug wundern können. Es finden ſich darauf dreyerley kleine Erhöhungen, als haken- warzen- und pfifferförmige.

Die hakenförmigen bedecken mehrentheils den vorderſten und größten Theil der Zunge. Sie ſind ſehr elaſtiſch und rauh, welches man nicht beſſer empfinden

kann, als wenn man mit der flachen Hand von unten bis nach der Spitze zu darüber fährt.

An der Wurzel der Zunge ſitzen die **warzenförmigen** Erhöhungen, jede gleichſam in einem Graben vertieft.

In der Mitte und an den Seiten ſtehen die runden Papillen, wie kleine Erdſchwämme.

Dieß der Obertheil der **Hechelhaut**, an welcher alles ſo eingerichtet iſt, daß daran das Gras und anderes Futter gleich hängen bleibt, und darauf, wie auf einer Reibe, zermalmt wird.

Zieht man dieſe ab, ſo folgt die glatte **Schleimhaut**, in welcher man die Gänge zu den hornförmigen Spitzen ſehen kann. Was darunter in dem Fleiſche für ein künſtliches Gewebe von Nerven, Drüſen und Blutgefäßen liegt, iſt kaum zu beſchreiben, und man iſt nicht im Stande, die Abſicht aller dieſer Theile anzugeben, da wahrſcheinlich das Rindvieh keinen gar zu hohen Gout hat, und das Futter ſehr einförmig iſt *).

Zergliederung.

Ich habe ſehr oft Gelegenheit gehabt, die innern Theile und Eingeweide dieſer Thiere zu unterſuchen.

Das **erſte**, was mir auffiel, war die große **Luftröhre** mit den **Lungen**. Wie wollte der Stier und die Kuh ſonſt ſo erſtaunlich brüllen, brummen und bölken können?

Das

*) Die umſtändlichere Beſchreibung und Abbildung der Theile der Rindszunge findet ſich in Ledermüllers mikroſkopiſchen Gemüths- und Augen-Ergötzungen I. Hundert. S. 181 — 188. Tab. 94. 95. 96.

Das zweyte betrifft die wunderbare Einrichtung der vier Magen, welche gegen den kleinen Pferdemagen von ungeheuerer Größe ſind, und das wichtige und merkwürdige Geſchäfte des Wiederkäuens verrichten.

Die zween erſten Magen beſtehen aus einem einzigen Sack von ſehr großer Weite, worin auf einmal viel Futter beherbergt werden kann. Dieſer wird auch am geſchwindeſten gefüllt, und daraus das Wiederkäuen deſto gemächlicher angeſtellt.

Der zweete Magen heißt der Panzen, oder die ſogenannte Mütze, woraus das Futter wie gehackter Spinat geſammelt wird.

Aus dieſem geht es in den dritten, oder in den Faltenmagen, der es in ſeine Falten aufnimmt, und darin aufbewahret, bis es ſo weit verdauet iſt, daß es

in den vierten, oder in den ſogenannten Lab übergehen, und ſeine völlige Auflöſung erfahren kann *).

Wie ſonderbar iſt die Einrichtung der Natur, daß ein Pferd nicht wiederkäuen, noch ſich erbrechen kann, da das Wiederkäuen bey dem Ochſen ſo leicht von ſtatten geht, und als ein leichtes Erbrechen anzuſehen iſt, welches durch die Gegenwirkung des erſten Magens auf die darin enthaltenen Nahrungsmittel verurſacht wird **).

*) S. Metzgers Unterſuchung des Magens und der Gedärme beym Rindvieh, in Vergleichung mit den menſchlichen: in den Schriften der berliniſchen Geſellſchaft naturforſchender Freunde. IV. 421.

**) Von dem Wiederkäuen der Thiere ſ. den 5ten Theil von Natur, Menſchenleben und Vorſehung: 22tes Stück.

Im Netze der Gedärme haben die Rinder zuweilen den gewöhnlichen großen Blaſenwurm. Von demſelben hat Sander artige Bemerkungen geliefert. Seit langer Zeit kennt man dieß Uebel ſchon in Schwaben, und weiß die Blaſe glücklich herauszunehmen, welche Operation ausführlich beſchrieben iſt *). In der Leber die Egeln mit dem Doppelloch, und in den Lungen Fadenrundwürmer. Eigentliche Bandwürmer aus Kühen, Stieren und Kälbern ſind mir noch nicht vorgekommen **).

Der Aufenthalt

unſeres Rindviehes in unſern Gegenden iſt entweder der Stall oder die Weide; doch bleiben ſie des Nachts nie auf dem Felde. Es wird von vielen die Stallfütterung für nützlicher gehalten, worauf wir uns hier nicht einlaſſen können. Dabey aber iſt hauptſächlich nöthig, daß ſie oft auf den Hof und in die friſche Luft gelaſſen, auch überhaupt am ganzen Körper reinlich gehalten werden, und öfters zum friſchen Waſſer kommen können,

Stück. Ferner Mechaniſme de la *Rumination* des bêtes à laine — par Mr. *Daubenton:* in der *Gazette* ſalut. 1769. No. 26. 27. *Bomare* Dict. d'Hiſt. nat. Tom. X. p. 126. Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere von Martini, I. B. S. 260.

*) S. Beckmanns Beyträge zur Oekonomie ꝛc. V. 194.

**) S. meinen Verſuch einer N. G. der Eingeweidewürmer 91. Tab. II. Fig. 6. 7. Fr. von Paula Schrank Verzeichniß der bisher bekannten Eingeweidewürmer nach dem Thierreich. S. 56. IV. *Pecora.* Rind. No. 38. 56. 93.

können, weil ihnen ſonſt das Horn an den Klauen zu groß wächſt, und den Gang beſchwerlich macht.

In großen Ställen iſt es unumgänglich nöthig, daß durch **Dampfröhren** mit einem Schieber öfters friſche Luft hereingelaſſen, und der Stall ſelbſt reinlich gehalten wird. Das **Federvieh** darf ſchlechterdings nicht in die Kuhſtälle kommen, weil die verlornen Federn ſich leicht mit dem Futter vermiſchen, und den Kühen, wie den Pferden, ſchädlich ſind, ihnen einen langwierigen Huſten, ein Aufſchwellen des Wanſtes, und den Tod verurſachen.

Auch müſſen die Mägde, die das Vieh füttern, ſich hüten, keine **Nadeln** unter das Futter fallen zu laſſen, weil man Beyſpiele hat, daß davon einige krank geworden, und langſam geſtorben ſind, welches man, bis ſichs entdeckte, wohl gar für Hexerey ausgegeben hat.

Das Uebrige, wie das Vieh zu halten und zu füttern ſey, gehört zur **Oekonomie** *).

Nur einen **beſondern Umſtand** will ich noch anführen. Wenn die Hörner drey oder vier Zoll lang ſind, pflegt man ſie an einigen Orten durch ein ausgehöhltes, mit heißem Waſſer angefülltes erwärmtes, wieder ausgeleertes, und ſo warm übergeſetztes Gefäß zu erwärmen, hernach aber allmählig täglich zweymal zu beugen, um ihnen die rechte Form zu geben, daß ſie ſchön und wohl wachſen.

*) S. Bechſteins gemeinnützige Naturgeſch. Deutſchlands I. 681. Bocks Naturgeſch. von Preußen IV. 162. ff.

Was die Nahrung betrifft; ſo kommt alles darauf an, daß der Oekonom mehr verſtehe, als der Hirte, und inſonderheit die **Kräuter** kenne, die dem Rindvieh nützlich und ſchädlich ſind. Auch muß die Fütterung bey der Weide, und die Stallfütterung verſchieden; anders auch im Winter, als im Sommer, eingerichtet ſeyn. Das Vieh ſatt **und gut** zu füttern, iſt die erſte Pflicht des Oekonomen.

Eine **Milchkuh** muß vor allen Dingen viel Waſſer haben, wenn ſie viel Milch geben ſoll. Der große ſchwarze **Rettig** und die **Paſtinake** ſollen die Milch ungemein vermehren.

Unſer großer **Linne'** hat auch bey dem Rindvieh den Verſuch gemacht, daß es 276 Kräuter fraß, und 218 unberührt ließ. Es iſt inſonderheit nöthig, wenn die Kühe **blaue, oder rothe Milch — Blutmilch** geben, nach der wahren Urſache zu forſchen, und die Weideplätze zu unterſuchen, weil es gemeiniglich von gewiſſen Kräutern herrührt, welche dem Viehe ſchädlich ſind. Wenn der unwiſſende und halsſtarrige Landmann ſich nicht will weiſen laſſen, und in dergleichen Fällen lieber zu dem **Schlottenpulver**, oder Zaubermitteln gegen angethane Hexerey, als zu vernünftigen Mitteln ſeine Zuflucht nimmt; ſo muß er erfahren und fühlen, daß ſein Aberglaube das Vieh tödtet, wenn es der vernünftige Oekonom zu retten weiß.

Schierlingskraut, gelber Sturmhut, das blaue **Eiſenhütlein, Bilſenkraut, Tobakskraut, Waſſerriſpengras** (Poa aquatica) ſind ihm Gift. Von zu naſſem Klee im Herbſt ſchwillt es dicke auf. Das **Blutharnen** bekommt es von zu friſchem Eichenlaube im

im Frühjahr *), und die blaue Milch iſt mehrentheils eine Folge des dumpfen Gemachs, und der ſäuerlich gewordenen Gefäße **).

Die Fortpflanzung

dieſer Thiere iſt bekannt. Die Kuh trägt neun Monate, und bringt im zehnten ein, ſelten zwey Kälber zur Welt ***). Sie ſind den unzeitigen Geburten, ſchweren- auch Mißgeburten ſehr unterworfen.

Ich beſitze ungeborne Kälber von verſchiedener Größe in Weingeiſt, und man kann, ohne Einbildung, das Ochſenkälbchen an den Stellen, wo die Hörner des Bullen keimen wollen, und an dem wirklich ſchon grämlichen Geſicht, von dem Kuhkälbchen unterſcheiden. So beſitze ich auch in meinem Kabinet ein ausgeſtopftes Kalb mit zwey völlig formirten Köpfen an einem Halſe ****).

S 5 Das

*) S. Goezens nützliches Allerley II. 73. 49. neue Aufl.

**) Das Uebrige von der Fütterung in Bechſteins N. G. Deutſchl. I. 681.

***) In Preußen warf eine Kuh 1782 im März drey vollſtändige Kälber, die aber mit der Mutter nach vier Tagen ſtarben. S. Bocks N. G. von Preußen. IV. 169.

****) In Jena auf dem Naturalienkabinet habe ich eine ausgeſtopfte Kuh geſehen, deren fünfter Fuß vom Rücken herunter hieng, womit das Thier lange gelebt hatte.

Die Mißgeburt in Pomerellen, im Dorfe Polaski, an welcher Kopf und Schwanz vom Hecht, der Leib vom Kalbe und ohne Füße war, ſcheint wohl durch die Einbildung vergrößert zu ſeyn. S. Bocks Naturgeſchichte von Preußen IV. 189.

Das

Das Kalben geſchiehet faſt mehrentheils in den letzten Wintermonaten: im Februar und März; doch kann der Trieb zur Vermehrung des Geſchlechts, und zum Nutzen des Oekonomen, faſt zu allen Jahreszeiten rege gemacht werden, wenn den Kühen einige kleine Gründlinge *), auch vierzehn Tage hinter einander geſtoßene Hanfkörner in kleinen Portionen, oder Oehlkuchen von denſelben, zu freſſen gegeben werden.

Ein einziger rüſtiger Ochſe, wenn er gut gehalten wird, iſt vermögend, 60 Kühen genug zu thun; allein man läßt ihm nur mit größerem Vortheil die Hälfte zu.

Sonderbar iſt es doch, daß die Kuh beym Kalben überaus begierig iſt, die **Nachgeburt** zu verſchlingen. Warum? das iſt noch unbekannt. Wenigſtens iſt es ihr keine Arzeney, und muß ſorgfältig verhütet werden, weil darauf insgemein eine langſame Verzehrung folgt.

Was übrigens das Ziehen der Kälber, das Verſchneiden und andere ökonomiſche Vortheile betrifft; ſo kann ich mich dabey nicht aufhalten **).

Das Alter dieſer Thiere läßt ſich aus den **Zähnen und Hörnern** beurtheilen. Im zehnten Monat fallen die erſten Vorderzähne aus, und ihre Stelle wird gleich durch breitere, aber nicht ſo weiße erſetzt. Im 16ten

Monat

Das Kalb mit zwey Köpfen, vier Augen und zwey Ohren, welches in den Jeux de la Nature No. 10. abgebildet iſt, hätte ich wohl ſehen mögen *).

*) Cobitis *barbatula*. L.

**) S. Bechſteins N. G. Deutſchlands. I. 686. 690. 691. ff.

*) S. Beckmanns phyſ. Bibl. VI. 348.

Monat fallen die nächſten beyden mittelſten Zähnen aus, und wachſen gleich wieder.

In drey Jahren hat der Ochſe lauter neue Beiß- und Schneidezähne. Weder das Geſchlecht, noch das Verſchneiden hat einen Einfluß auf den Wachsthum, auf das Ausfallen der Zähne, oder auf das Abwerfen der Hörner. Denn dieſe pflegen beym Stiere ſo wohl, als bey den verſchnittenen Ochſen, und der Kuh, nach dem dritten Jahre abzufallen, und neuen Platz zu machen, die hernach ſo wenig als die zwote Schicht von Zähnen, weiter abfallen. Doch wachſen ſie vom vierten Jahre immer fort, ſo lange das Thier lebt, und ſetzen alle Jahre einen ringförmigen Wulſt oder Knoten, wonach ſich die Jahre leicht abzählen laſſen. Man rechnet die Spitze des Horns bis an den erſten Ring für drey Jahre; jeden Strich aber zwiſchen den übrigen Ringen für ein Jahr *). Sie erreichen ein Alter von zwanzig, und mehreren Jahren.

Unſer hieſiges Rindvieh kann durch neue Rekruten beyderley Geſchlechts aus der Schweiz und Oſtfrießland ſehr verbeſſert werden.

Lebensart, Naturell und Eigenheiten.

Das Rindvieh iſt nicht viel klüger, als die Schaafe. Daher es zum Sprichwort geworden: dummes Rindvieh,

*) Die Kaffern haben die Gewohnheit, den Hörnern ihres Rindviehes allerley künſtliche Bildungen zu geben. Sie ſpalten in der Jugend die hervorkommenden Hörner verſchiedentlich, und bewirken dadurch, daß ſie vier oder ſechs Hörner zu haben ſcheinen. S. Voyage de M. le *Vaillant* dans l'niterieur de l'Afrique I. 289.

Rindvieh, oder er ſieht das Ding an, wie die Kuh das neue Thor.

Dieß iſt aber von dem weiblichen Geſchlecht, den Kühen, zu verſtehen, welchen die Natur wenig geiſtige Kräfte verliehen hat. Ihr Naturell iſt äußerſt träge und gutmüthig, und ſie werden nie mit Vorſatz beleidigen, ob ſie ſich gleich unter einander ſtoßen.

Zuweilen äußert die Kuh einen beſondern Eigenſinn, daß ſie ſich von einer fremden Perſon nicht will melken laſſen. Die Landleute legen ihr alsdann einen Sattel auf. Das beſte Mittel iſt ein, über das Kreuz geſchlagenes naſſes Tuch, wodurch ſie eine Art von Erſchütterung oder Schauder bekommt, und genöthigt wird, die Milch fahren zu laſſen.

Der Bulle hingegen iſt ſchon trotziger, wüthender, tückiſcher und boshaftiger. Es fehlt nicht an Beyſpielen von den, durch dieſe Beſtien verunglückten Menſchen und Thieren. Doch ſoll man dem wüthendſten Bullen durch einen in den Mund gefaßten ſchwarzen Hut, womit man ihm gerade entgegen läuft, und ſolchen mit dem Kopfe ſchüttelt, verſcheuchen können *).

Manche Kuh iſt auch ſo dumm nicht, wie ſie ausſieht. Ich habe es ſelbſt auf einem Ackerhofe erlebt, daß eine Kuh beſtändig in dem Futterſtalle war, wenn auch die Thür mit dem Riegel verwahrt wurde. Sie wurde herausgejagt, und der Riegel wieder vorgeſchoben. Man gab Achtung. Die Kuh kam, und bohrte mit dem Horn ſo lange an dem Riegel, bis ſie ihn zurückſchob, und die Thür aufgieng. Nichts als eine Er-

*) In den älteſten Zeiten mußte ſchon nach Moſis Geſetzen der Herr den Schaden erſetzen, den ſein ſtößiger Ochſe that.

Erwartung ähnlicher Fälle. Da aber ein Schloß vorgelegt wurde, ſo bohrte ſie nach wie vor, an dem Riegel.

Der Schlaf dieſer Thiere iſt kurz und ſehr leiſe, daher er auch durch das kleinſte Geräuſch unterbrochen wird. Sie liegen insgemein auf der linken Seite. Daher die Lenden und Nieren dieſer Seite durchgängig dicker und fetter, als an der andern, zu ſeyn pflegen. Man hat die linke Niere oft in der Größe eines Kinderkopfs gefunden.

In den Mägen dieſer Thiere finden ſich zuweilen Ballen, die aber weder ſteinartig, wie bey den Pferden, noch von vegetabiliſchen Theilen zuſammengeſetzt ſind, wie bey den Gemskugeln (*Aegagropilae*); ſondern aus bloßen zuſammengebackten Haaren beſtehen, die ſie ſich mit der ſcharfen Zunge abgeleckt und eingeſchluckt haben *).

Daß die innern Theile dieſer Thiere eine beſondere Einrichtung haben müſſen, erhellet aus folgendem Vorfall. In Südermannland ſetzt eine Frau ihrer Kuh nach dem Kalben den Tränkeimer mit einem Schnittmeſſer von einer Viertel Elle lang vor, damit ſie nicht behext werde. Das Thier verſchlingt auch das Meſſer, befindet ſich über vier Tage etwas übel, wird aber wieder beſſer. Ein Jahr darauf dringt das Meſſer zwey Finger breit aus der Bruſt, eine Handbreit vom Boge, hervor. Dabey hat ſich die Kuh immer wohl befunden, und in der Zeit, da ſie das Meſſer bey ſich gehabt, drey Kälber

*) Von dieſen Hexenkugeln ſ. mein nützliches Allerley; neue Aufl. I. 377.

Kälber geworfen, und iſt zum viertenmale trächtig geworden *).

Ein ſonderbares Phänomen iſt die Verſteinerung des **Gehirns** bey einem Ochſen, deſſen Subſtanz ſo hart, wie ein Kieſelſtein war, und nur hin und wieder ein weiches, ſchwammichtes Weſen hatte; der Rückenmark aber natürlich beſchaffen war. Eben dieſer Ochſe mit dem ſteinernen Gehirn hat ſich beym Schlachten viermal losgeriſſen, und iſt übrigens ſehr fett geweſen **).

Noch **einer Eigenheit** muß ich gedenken, wodurch ſich die **Kühe** von allen mit ihnen verwandten Thieren unterſcheiden. Das ſind ihre **vier Zitzen** am Euter, und ihre Fähigkeit, **lange** Milch zu geben, wenn ihnen auch die Kälber genommen ſind.

Die Verbreitung

des Rindviehes erſtreckt ſich auf alle Welttheile; es gehört zu den allerwichtigſten Geſchöpfen, da vieler hunderttauſend Menſchen ganze Nahrung lediglich in dieſer einzigen Viehzucht beſteht.

Ich habe davon ſchon bey dem Auerochſen das nöthige geſagt. Jetzt will ich nur noch dieſe Anekdote anführen, daß es in Abyſſinien die allergrößten Ochſen giebt. Ein alter Kirchvater ***) beſchreibt ein Thier, wie

*) S. Schwediſche Abhandl. XXXI. 83.

**) Vom Verney in der Hiſt. de l'Acad. Royale des Sciences 1703.
Bartholin erzählt ein ähnliches Beyſpiel.

***) *Philoſtorgius* Hiſt. eccleſ. lib. 3. cap. 2. *Tauroelephas*. Vermuthlich ſind es Büffel geweſen, welche *Ludolf* Aethiop. I. c. 10. No. I. *Tauroelephantes*: Boves *inuſitatae magnitudinis*, nennet: im Commentar. p. 145.

wie ein Ochſe, der Größe nach, wie ein Elephant. In Oberäthiopien gleicht das Rindvieh an Größe den Kameelen; ja der Abyſſinier Schlachtochſen ſollen noch einmal ſo groß, als die unſrigen ſeyn, und eins ihrer Hörner auf zwanzig Maaß halten.

Die ſardiniſchen Ochſen ſind deſto kleiner, kaum drey Fuß hoch, und ihre ſehr großen Hörner ſind eine Wirkung ihrer Schwäche. Ein Ochſe ohne Kopf und Eingeweide von 350 Pfund iſt ſchon eine Seltenheit *).

Feinde

hat dieſe Thiergattung mehr als zu viel, wenn wir

I. die Krankheiten und Zufälle dahin rechnen, denen ſie unterworfen ſind.

1. Die peſtilentialiſche Viehſeuche, welche ſie bey tauſenden wegrafft, und öfters das Wildpret im Walde nicht verſchont, wo Viehheerden gegangen ſind.

Im Jahr 1745 fielen im milaneſiſchen Diſtrikt in Italien 70000 Stück; in Dännemark 284827; allein in Schleßwig bey 95000. In dem nämlichen Jahre in Friesland über 100000. Im Jahr 1750 — 1753 erſtreckte ſich die Seuche faſt über ganz Deutſchland.

In England und Holland wurde der Verſuch des Einimpfens der Viehſeuche gemacht; allein es half wenig, weil der Zunder derſelben gemeiniglich ſchon tödtlich iſt.

Die Seuche ſelbſt beſteht in einer innerlichen Entzündung, und gänzlich verhärtetem Pſalter. Sie äußert ſich durch Hitze, und Ausfließung der Augen und

*) S. Cetti Naturgeſchichte von Sardinien I. 62.

und Naſe. Das Thier iſt ſchon tödtlich infizirt, ehe man es merkt. Alle bisher angegebene Urſachen und Mittel, der Seuche zuvorzukommen, oder die Kranken zu kuriren, ſind noch nicht vollkommen ins Licht geſetzt, weil der erſte Urſprung des Uebels ſo ungewiß iſt. Die Krankheit war ſchon den Alten bekannt; allein ſeit 1711 hat ſie ſich erſt von Ungarn aus durch Italien über ganz Europa verbreitet, und angefangen allgemeiner zu graſſiren *).

2. Die **Knotenkrankheit**, die auch den Namen des **fliegenden Feuers**, und **Brandes** führt, und öfters ein großes Viehſterben verurſacht. Es entſtehen an verſchiedenen Theilen des Leibes große Knoten mit einer gelben Feuchtigkeit, welche, wenn ſie nahe am Kopfe ſind, in 8 bis 12 Stunden ein Ende machen. Sie bricht allezeit im Auguſt aus, wenn das Vieh noch Abends im Walde weidet; anſteckend aber iſt ſie nicht, und eben daraus iſt mir's wahrſcheinlich, daß ſie von dem giftigen Stich eines Inſekts herrühre. Die große Holzweſpe **) ſoll vorzüglich der Thäter ſeyn, ob man gleich die That ſelbſt nicht wohl erweiſen kann. Das Vieh iſt durch Ausſchneiden der Knoten, oder durch

*) S. Schriften der berliniſchen Geſellſch. Naturforſchender Freunde, über die Frage: was iſt das Epidemiſche in der Epidemie des Rindviehes? die gekrönte Preisſchrift des berühmten Campers: im 4ten Bande der Beſchäftigungen der berlin. Geſellſch. naturforſch. Freunde. Nr. 5. S. 112.
Bocks Naturgeſchichte von Preußen. IV. 181.

**) Sirex *Gigas* Linn. S. Glaſers Abhandlung von der tödtlichen Krankheit unter dem Rindviehe, mit ausgemahlten Abbildungen des Inſekts. Leipzig. 8. 1780.

durch Ausdrücken der Gauche, und Auswaſchen der Wunden mit Weineſſig oder Urin zur kuriren.

3. Der **Zungenkrebs**, **Mundfäule**, die **Schwämme**: eine anſteckende Krankheit, die aus kleinen weißen Körnern an der Zunge und am Zahnfleiſch beſteht, die zuletzt in ſchwarze Blaſen zuſammenlaufen. Wahrſcheinlich von giftigen, oder durch faule Feuchtigkeit verdorbenen Kräutern. Die Zunge fällt zuletzt ſtückweiſe aus *).

4. Die **Maul- und Fußkrankheit**. Zwiſchen den Klauen, am Gaumen, Zahnfleiſch und auf der Zunge entſtehen helle Waſſerblaſen, wie Haſelnüſſe. Die Urſache wird verſchiedentlich angegeben; iſt aber noch nicht entdeckt; doch iſt ſie nicht tödtlich, und leicht zu kuriren **).

5. Das ſogenannte **Blut**: von zweyerley Art: das **Herzblut** oder das Aufblähen, wenn ſie, beſonders im Herbſt, zu viel naſſen Klee freſſen: durch ſtarkes Treiben und Jagen zu kuriren. Oefters muß die, wie eine Trommel aufgeſpannte Haut aufgeſtochen werden, um die Luft durch eine Röhre auszulaſſen.

Das **Lendenblut**, wenn ſie Blut miſten, von jungem Laube, oder hitzigem Trunk; beſonders vom kleinen Sauerampfer: durch ein eingeſtecktes Speckzäpfchen zu heilen.

6. Das **Feuer**: eine Art der Verzehrung bey dem beſten Futter, mit trüben Augen.

7. Die

*) Verſchiedene Mittel dagegen in Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchlands I. 695.

**) Bechſtein daſ. 696. Glaſer von dieſer Krankheit, bey der obigen Abhandlung: S. 129.

7. Die **Kröte**, von zweyerley Art; die **Herzkröte**, innerliche Kröte, das **böſe Ding**. Sie blöken plötzlich ganz ungewöhnlich ſtark, fallen nieder, und bleiben, wie vom Schlage gerührt, todt.

Die **äußerliche Kröte**, da der Kopf und Maſtdarm ſchwellen. Ein Aderlaß am Halſe und Aufſtechen des Geſchwulſtes hilft. Beſonders iſt es, daß hitzige Kühe aus Zorn und Rache dieſen Zufall bekommen, wenn ſie im Streit nicht gewonnen haben, und ſtark geſtoßen ſind.

8. Die **Darmgicht**, oder Colik, wobey ſie ſich ſchrecklich wälzen. Ein Löffel voll Eſſig und Kreide kurirt ſie.

9. Das **Bluthärnen** von einigen Arten des jungen Eichen- und Quittenlaubes; inſonderheit vom Saamenſtaube der Fichtenblüthe. Auch von einer innerlichen Entzündung. Blätter von Bergpeterlein und Pimpinelle, auch Alandwurzel, getrocknet, und als ein Pulver eingegeben, ſollen ein unfehlbares Mittel ſeyn *).

10. **Die Entzündung des Euters, das Aufſpringen der Striche, Knoten und Geſchwulſt deſſelben** haben verſchiedene Urſachen. Im Liegen ſoll das **Wieſel** zuweilen die Striche blutig ſaugen, welches Blutmilch giebt. Gelindes Reiben, Umſchläge von warmer Hafergrütze, und Lilienblätter in Baumöl geweicht, heilen dieſe Uebel. Gewöhnlicher Weiſe entſteht die **mit Blut vermiſchte Milch**, wenn das Vieh Erlen- oder **Eichenlaub**, oder, welches noch ſchlimmer iſt, **Nußlaub** frißt.

11. Böſe

*) S. Funks Naturgeſchichte und Technologie I. 43. Bocks Naturgeſchichte von Preußen. IV. 186.

11. Böſe Hälſe, von einer Entzündung, wogegen die Landleute warme Rockenkleye in groben Tüchern umſchlagen. Daraus aber entſtehen oft gefährliche Feuersbrünſte, wenn ſich die Rockenkleye erhitzt, und ſelbſt entzündet, wie ein Apotheker in Bauzen durch Fakta erwieſen hat.

12. Die ſogenannten Franzoſen ſind wohl ſchwerlich noch unter die Krankheiten des Rindviehes zu rechnen, wie wir unten zeigen werden.

13. Die ſogenannte blaue Milch, dagegen ein Landmann vor dem Anſeigen einen Löffel voll Buttermilch in den Tubben gegoſſen, darin herumlaufen gelaſſen, und in ſechs Jahren nichts von dieſem Uebel geſpürt hat.

II. Eigentliche Feinde aus dem Thierreich.

1. Wölfe und Bären ſtellen ihnen auf der Weide in den Gegenden nach, wo dergleichen Raubthiere noch hauſen.

2. Unter den Inſekten werden ſie von mehr als einer Art geplagt: dahin gehört

a. Die eigentliche Kuh- und Kälberlaus *). Sie ſitzen ihnen gemeiniglich in den kurzen Haaren am Halſe, oder hinter den Ohren. Am Hinterleibe acht roſtfarbige Querſtriche. Dieß ſind die Ringe, oder Einſchnitte des Körpers mit den Luftröhren an den

 Seiten.

*) Pediculus *Vituli* Linn.
——— Bovis *Tauri* Linn.
Linne' macht daraus zwo verſchiedene Arten, welches wohl ſchwerlich Grund haben dürfte. Ich habe die mit rothen Füßen und Köpfen auch an Kälbern, und die mit bleyfahlem Hinterleibe an Kühen gefunden. S. Müllers Linn. Naturſyſt. V. B. 2. Th. Tab. 29. Fig. 7.

Seiten. Kopf und Füße ziegelroth, der Hinterleib breit, und zugeſpitzt, von blaulicher Farbe.

Ich habe ſie an Kühen und Kälbern von verſchiedener Farbe und Größe gefunden. Kopf, Fühlhörner, Klauen und die vorſtehenden Augen, kommen ganz mit den menſchlichen Leibläuſen überein; nur der Hinterleib iſt kürzer und breiter.

b. Zuweilen findet man auch an den Rindern die ſogenannte **Hundsmilbe**, und die eigentliche **Kuhmilbe**, oder **Zangenlaus** *).

c. Unter den geflügelten Inſekten, und zwar unter den **Zweyflüglern**, iſt es vorzüglich die **Ochſenbreme**, welche den Rindern ihre Eyer in die Rückenhaare fallen läßt, aus welchen die Maden oder Larven auskommen, ſich in die Haut bohren, und darin große Beulen und eiternde Geſchwüre verurſachen. Eben dieſelben, die das Rothwildpret, und die Rennthiere verfolgen, deren Maden **Engerlinge** heißen **). Die Fliege iſt rauch, mit gefleckten Flügeln.

d. Die **Holzweſpe** ***), wenn es wahr iſt, daß ſie die **Knotenkrankheit** verurſacht.

e. Die **Viehfliege**, deren Saugen dem Rindvieh ſo empfindlich iſt, daß ſie, wenn ſie von dieſem Inſekt verfolgt werden, wie wüthend herumſpringen, und vor Angſt den Urin fallen laſſen ****).

3. Von

*) Acarus *Reduvius* Linn. Müllers Linn. Naturſyſt. V. B. 2. Th. Tab. 30. Fig. 2. und Acarus *Ricinus*.

**) Oeſtrus *bovis* Linn. Müller daſ. Tab. 28. Fig. 1. 2.

***) Sirex *Gigas* Linn.

****) So heißt es in Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchlands I. 709; in der Note aber Muſca *Nemorum* Linn.

3. Von den Würmern hab' ich ſchon oben das nöthige angeführt. Doch ſind hierbey die beſondern Lungenwürmer in den Luftröhren eingeimpfter

 Kälber,

Linn. Piſſelmücke, Baier, Bisfliege, Waldfliege, mit dem beſonders auffallenden Zuſatze: ſie hat vier Augen, und ihr Körper iſt gelb geringelt, mit drey weißen Gürteln.

Ich muß geſtehen, daß mir dieſe Muſca *Nemorum* L. nicht als ein Thierfeind bekannt iſt. Sie findet ſich oft in Gärten, die nicht weit von kleinen Holzungen liegen, und iſt eine wahre Blumenfliege, wie ſie denn auch gar keinen Stechſtachel hat. Ihre Larven befinden ſich mit unter den Blattläuſen, und verzehren ſie. Müller in ſeinem Linn. Naturſyſt. V. B. 2. Th. Tab. 28. Fig. 9. 10. hat ſie ſehr gut abgebildet. Die Degeeriſche Tom. VI. Tab. 8. Fig 12. deren Larve das Reaumüriſche Ratteninſekt ſeyn ſoll, ſcheint mir, nach der Abbildung mit ſehr zugeſpitztem Hinterleibe, eine andere Art zu ſeyn.

Nach den Bechſteiniſchen Benennungen, nach der Beſchreibung, wie ſich das Vieh gegen dieſes Inſekt nimmt, und nach dem Zuſatz mit vier Augen, iſt es eine offenbare Verwechſelung mit dem Oeſtrus. Dieſer heißt in Thüringen, und in andern viehreichen Provinzen die Biſſelmücke. Die Abbildung, welche Hr. Diac. Schröter in ſeinen Abhandlungen über verſchiedene Gegenſtände der Naturgeſchichte I. B. S. 316. Tab. I. Fig. 6. gegeben, iſt völlig der rauche Oeſtrus; aber die vier Augen ſind ein kleiner Fehler, den andere nachgeſchrieben haben. Denn die beyden großen Flecke vor der Stirn ſind keine Augen; ſondern Vertiefungen, worin die kurzen Fühlhörner ſtehen. Alles bey Seite geſetzt, ſo iſt doch dieſer Oeſtrus, oder die Schröterſche Biſſelmücke, nicht Muſca *Nemorum*. Eine wahre Muſca mit vier Augen iſt mir ebenfalls noch nicht vorgekommen.

Ich halte dafür, daß wir mit dem eigentlichen Biſſekäfer, wie er auch im Magdeburgiſchen heißt, noch nicht recht bekannt ſind. Erfahrne Oekonomen haben mich

Kälber, die Camper gefunden hat, und die einige dieſer Thiere erſtickt haben, weil ſie in Klumpen von tauſenden darin ſtecken, nicht zu vergeſſen *). Sie gebähren lebendige Junge, und vermehren ſich unglaublich. Ich habe darüber meine Gedanken in dem Verſuch

mich verſichert: dieß Inſekt ſey von dem Oeſtrus ganz verſchieden, und komme nur bey trockenem Oſtwinde, ſchneller als der Blitz. Die Ochſenjungen wüßten es genau, und merkten es an den Ochſen, wenn er ſich hören laſſe, da denn die ſtärkſten Ochſen oft ſo wild würden, daß ſie mit einem Fuder Korn in vollem Gallop davon liefen. Wenn er einen Ochſen ſtäche; ſo ſtürze das Thier gleich in die Knie. Auffallen, Stechen und Abfallen ſey bey dem Inſekt eins. Es ſitze allezeit nach dem Stechen und Abfallen eine kleine Zeit ſtille, und erhole ſich gleichſam. Diejenigen, welche es wollen geſehen haben, verſichern: es ſähe aus, wie eine kleine Hummel, habe aber einen langen Schwanz, und einen Stachel, wie die ſogenannten blinden Pferdefliegen (Tabanus) †).

Außer dieſen Inſekten hat das Rindvieh im Temeswarer Bannat an den kolumbachiſchen Mücken noch ſehr gefährliche Feinde, die es im Frühjahr millionenweiſe überfallen, durch den After, Naſe und Ohren in das Innere kriechen, und es in vier oder fünf Stunden tödten. Bey Eröffnung des Thieres ſitzen ſie klumpenweiſe in den Lungen und Eingeweiden, die durchaus entzündet ſind ††).

*) S. Schriften der berliniſchen Geſellſch. naturforſchender Freunde I. 115.

†) Mehr davon in meiner ſechsten Harzreiſe. S. 76. ff.

††) Es iſt entweder Bibio *ſanguinarius*. Pallas Reiſe I. 193. Anh. S. 475. No. 78. oder Culex *reptans* Linn. p. 1003.

S. Griſelini Verſuch einer politiſchen und natürlichen Geſchichte des Temeswarer Bannats II. 125. Pallas neue nordiſche Beyträge II. 349.

Verſuch einer Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer geſagt.

Der Schaden,

den das Rindvieh verurſachen könnte, beſtehet etwa darin, daß es in Waldungen die jungen Schläge abfräße, und den Wieſenraſen durch ſeinen ſchweren Tritt nicht vortheilhaft wäre. Dem Uebel, das ein ſtößiger Bulle anrichten könnte, iſt bald abzuhelfen. Entweder wird ihm ein Bret vor die Stirne gehangen, daß er nur vor ſich nieder an die Erde ſehen kann, oder gute Hunde halten ihn in Reſpekt, oder, wenn er nicht zu bändigen iſt, kommt er in die Hand des Schlächters.

Der Nutzen

dieſer Thiere iſt ſo groß, daß ſchon von den älteſten patriarchaliſchen Zeiten an kein nützlicher Thier auf der Erde für den Menſchen geweſen iſt. Wir wollen

1. mit den **innerlichen Theilen** anfangen.

Die **Rinderkaldaunen**, eine Nacht in der Grube gekocht, zerſchnitten, mit Sauer und kleinen Roſinen, geben ein gutes Gericht.

Die **Blaſe** dient zum **Ueberzuge** der Gläſer, und zu mancherley phyſikaliſchen Verſuchen: auch zu **pneumatiſchen** Betten.

Die **Galle** iſt ein Hauptingrediens zu dem Scheide- und Kupferwaſſer wider die **Wanzen**, und wird bey Färbereyen auf mancherley Art gebraucht. Sie dient auch gegen die **Würmer** *).

 Das

*) S. *Vogel* mat. med. p. 357.

Das Rinderblut wird zum Theil mit in die Würſte genommen, und bey dem Berlinerblau, auch beym Abſchäumen des Zuckers gebraucht *).

Die Eingeweide der Kälber: Herz, Lunge und Leber, (provinzialiſch Strütze) geben ein nahrhaftes Gerichte, und kräftige Suppe. Die Leber, beſonders gebraten, und aus der gehackten Lunge mit Zwiebel und Zitrone das ſogenannte Lungenmus, ſchmecken ſehr gut. Aus den Eingeweiden und etwas Fleiſch der Ochſen, werden Rinderwürſte gemacht.

Das Fett und der Talg haben den vielfachſten Nutzen. Beydes dient bey Speiſen, zu Lichtern, zur Seife, in Salzſiedereyen, auch wider die Froſtbeulen. Wenn rother Wein in das Tiſchtuch gekommen, darf man die Flecke nur dick mit Talg beſchmieren, und es ſo bis zur Wäſche liegen laſſen. Sie gehen rein heraus.

Die Gedärme nutzt der Fleiſcher, Wurſtſchläuche daraus zu machen. Es werden auch bey der neuen Erfindung der Luftſchifferey die Luftballons daraus gemacht. In England zieht man das äußerſte Häutchen des Maſtdarms ab, und bereitet daraus eine dünne, aber feſte Haut, welche die Formen giebt, zwiſchen welchen man das Dukatengold zu Goldſchaum oder Flittergold auf dem Ambos ſchlägt, womit Namen, Leiſten, Bücher, u. ſ. w. vergoldet werden. Eben dieſes Häutchen mit Gummiwaſſer geſteift, iſt die ſogenannte engliſche Haut, wodurch die Wundärzte die Ader und andere

*) Auch in Salzſiederеyen, zur Farbe, zum Kitt, u. ſ. w. S. Gatterer vom Nutzen und Schaden der Thiere. I. 116.

andere Wunden durch bloßes Anhauchen verbinden *).

Das Laab aus dem Kälbermagen befördert das Gerinnen der Milch zum Käſe.

Die Häute, welche das ungeborne Kalb umgeben, (Chorion und Amnium), gebraucht man in Island ſtatt des Glaſes zu Fenſtern.

Aus den Sehnen des männlichen Gliedes des Stiers wird die Peitſche verfertiget, welche man den Ochſenziemer nennt, und die beſonders in den Zuchthäuſern zum Willkommen gebraucht wird **). Ein gewiſſer Wundarzt hat aus den Ochſenſehnen eine beſondere Art von Zeugen weben laſſen, und gefunden, daß ſie den Hutmachern gute Dienſte leiſten würden.

Was wird nicht aus den vom Fett ausgelaugten Knochen verfertiget? Stockknöpfe, Büchſen, Hefte, Meſſerſchaalen, u. ſ. w. Aus den kleinern brennt man die Beinaſche zu den Gefäßen, worin Metalle geſchmolzen werden. Sie giebt auch die ſchwarze Mahlerfarbe, die man Beinſchwarz nennt.

Was giebt nicht das Mark in den Knochen für kräftige Suppen, und wie ſtärkt es die geſchwächte Geſundheit?

Den größten Nutzen geben wohl die Kühe durch die Milch ***). Wie reichlich? bey Kleefutter und im Stalle täglich zehn bis zwölf Maaß. Auch ohne

T 5 ein

*) S. Beckmanns phyſik. ökon. Bibl. V. 352.]

**) S. Beckmanns phyſ. ökon. Bibl. IX. 377.

***) S. C. Whites Bemerkungen zur Naturgeſch. der Kuh, beſonders in Rückſicht auf die Milch, und den Nutzen derſelben in den Abhandl. der Geſellſch. zu Mancheſter I. 361.

ein ſäugendes Kalb zu haben, geben ſie lange Milch. Die Milchnutzung einer Kuh erſtreckt ſich auf 11 Rthlr. 13 gr. 8 Pf. Außer Butter, Buttermilch, und Käſe — dieſer unentbehrlichen Koſt — wie mannichfaltig iſt die Art, wie die Milch zur Speiſe und zu andern Bedürfniſſen des Menſchen bereitet werden kann? Wie vielerley Arten von Käſe kommen aus allen Provinzen? Wie nützlich ſind die Molken für die Geſundheit, und in der Haushaltung, z. B. in Salzſiedereyen. Das Waſchen mit ſaurer Milch vertreibt die Sommerflecken, und man bedient ſich jetzt an einigen Orten der Milch ſogar zur Stärke der Leinwand, weil ſie ſolche nicht zerfrißt. Man ſetzt ſie 48 Stunden an einen kühlen Ort, verhindert das Gerinnen, nimmt die Sahne rein ab, und taucht die gewaſchene Leinwand darin *).

An einigen Orten, als in Island, gebraucht man die Milch, die ſich in den Eutern der Kühen vor dem Kalben ſammelt, als einen Leim bey Büchern, Holz, u. ſ. w. und nimmt ſie auch unter die Tinte **). Sie muß aus Kühen ſowohl, als Schaafen behende ausgemolken werden, und iſt gelb, ſehr dick, klebricht, und glänzt, wenn ſie trocken geworden, wie Harz oder Eyweiß. Ehedem hat man ſie mit einer ſchwarzen oder rothen Farbe zu einer ſehr glänzenden Tinte gebraucht. Vermuthlich iſt dieſer Gebrauch auch ehemals in Deutſchland bekannt geweſen. Wenigſtens findet man in alten Handſchriften große glänzende Buchſtaben, die weder von

*) Wie übrigens die Kuhmilch von allen Völkern der Erde gebraucht wird: davon ſ. Gatterer vom Nutzen und Schaden der Thiere I. 117. ff.

**) S. Olaſſens Reiſe durch Island I. 106.

von Gummi, noch Eyweiß, noch durch Reiben mit einem Zahn ihren Glanz haben können *). Wird doch in Holland die Buttermilch bey hundert und mehreren Eimern zum Bleichen gebrauchet, da mancher Bauer daſelbſt 50 bis 60 Stück Kühe halten kann **).

Auch durch ſeinen Unrath nützt das Rindvieh beſonders. Wie unentbehrlich iſt dem Oekonomen der Dünger? Eben darum wird die Stallfütterung empfohlen. Einige unſerer hieſigen Brantweinbrenner pflegen auch von den Maſtochſen die Gauche oder den Urin in beſondern Behältniſſen aufzubewahren, in Tonnen auf den Acker zu fahren, und durch große Brauſchen, wie Gießkannen, die Stücke im Fahren zu beſprengen, welches völlig die Stelle des Miſts vertreten ſoll.

Verbrennt geben die Beſtandtheile des Kuhmiſts den Salmiak, und die Lauge von friſchem bleicht Leinewand, und baumwollen Garn ungemein weiß. In Schweden bleicht man die Leinwand mit Kuhmiſt ſo weiß als die holländiſche, ohne daß ſie röthlich oder gelb würde ***).

Hat man doch ſchon mit gutem Erfolg ſchwindſüchtige Perſonen die Dünſte in den Kuhſtällen einathmen, und ſich ganze Wochen darin aufhalten laſſen. In Frankreich iſt der Morgenurin der Kühe im Frühjahr, wenn ſie friſche Kräuter gefreſſen haben, eine heilſame Kur für die Damen ****).

2. Wir

*) S. Beckmanns phyſ. Bibl. VI. 184.

**) S. Beſchäftigungen der berlin. Geſellſch. Naturf. Freunde. II. 49.

***) S. Beſchäftigungen der berlin. Geſellſch. Naturf. Fr. II. 62.

****) Eau de mille fleurs.

2. Wir kommen zu den äußern Theilen dieſer Thiere, und da iſt auch faſt nicht einer — nicht ein Härchen, — am ganzen Ochſen, das nicht gebraucht werden könnte.

Wie mancherley ſind die Suppen und Gerichte, von Kalb- und Rindfleiſch? Die Braten von beyden, wie vorzüglich? Geſalzen, gepökelt, geräuchert wird das Rindfleiſch in allen Welttheilen genutzt. Wie nützlich ſind die, von Rindfleiſchbrühe ſteif eingekochten Tafeln auf den Schiffen, da man mit einem kleinen Stückchen, in heißem Waſſer zerlaſſen, die kräftigſte Suppe macht?

Von gekochtem, übrig gebliebenen zerhackten Rindfleiſche mit Semmelkrumen, Zitronenſchnittchen, Eyern und Chalotten, weiß manche gute Wirthin bey uns, in Rindfleiſchbrühe mit Reiß gekochte, köſtliche Klöße zu bereiten.

Gebackene Kälberfüße, und ein gut zubereiteter Kalbeskopf, ſäuerlich mit Roſinen, ſind trefliche Gerichte.

Aus dem mit Kalk gereinigten Felle eines Kalbeskopfs kann man einen ſehr guten Leim zum Verkitten des zerbrochenen Porzellains, und zum Lakiren kochen. Eine friſch, ſäuerlich gekochte, oder geräucherte Rindszunge iſt ein wahrer Leckerbiſſen.

Wie groß iſt der Nutzen von den ganz äußerlichen Theilen des Rindviehes: den Klauen, Haaren und Fell.

Die Klauen, wenn ſie geſammelt werden, dienen zum Dünger. Man ſteckt ſie auch auf die Nelkenſtöcke, um die Ohrwürmer, die ſich gern in Höhlungen verbergen, darin zu fangen. Das Fett derſelben, in einem

bleyer-

bleyernen Mörſer zu einer grünen Salbe gerieben, dient zur Beſtreichung feiner Stahlſachen wider den Roſt.

Mit den **Haaren** werden Sättel, Polſter, Stühle, Matratzen, u. ſ. w. ausgeſtopft. Sie werden klein gehackt unter den Kalk gemiſcht; auch die, bey den Weißgerbern abfallenden **Haare**, zum Düngen gebraucht. Vor 30 Jahren koſtete in **Franken** das Fuder zehn Gulden.

Die gahrgemachten **Häute mit den Haaren** geben Ranzen, Stühl- und **Kofferbeſchläge**, und die von Kälbern gute Winterſtiefeln, weil die Haare inwendig ſind. Auch ſollen ſolche Häute von **ungebornen** Kälbern, unter das Betttuch gelegt, mit der Haarſeite oben, das ſchmerzliche Durchliegen der Kranken verhindern.

Aus den **gegerbten Häuten**, wie viel nützliche Sachen erhalten wir daraus: Schuhe, Handſchuhe, Stiefeln, Beinkleider, Schurzfelle, Degenſcheiden, Riemerwerk, Sättel, Beutel, Peitſchen, Feuereimer, Bücherbände, allerley Ueberzüge über Käſtchen, Chatoullen, u. ſ. w. Tintenfäſſer, und in den neuern Zeiten die ſauberſten **Schnupftobaksdoſen** von gebranntem und polirtem Leder.

Die Kalb- und Rindshäute geben auch das **Pergament**: ingleichen in Rußland die berühmten **Juften**, deren Bereitung ſonſt ein Geheimniß war, und deren Geruch die **Kleidermotten** vertreibt.

Von den **Abfällen** des Leders, ſo wie von den Knorpeln und Sehnen, wird der **Hornleim** der Tiſchler verfertiget, guter **Dünger** geſammelt, und die **Schweine** werden von den Abſchabſeln ſo fett, daß ſie nicht aufſtehen können.

Mit

Mit friſchen und naſſen **Rindshäuten** kann man brennende Schornſteine beſſer, als mit naſſen Säcken, löſchen.

In **Island** gebrauchte man noch vor einigen Jahren die **Kalbfelle** zu Kaufbriefen, und andern feyerlichen Dokumenten, mit einer Art dicker **Weidentinte** zum Schreiben *).

Den **Ochſenſchwanz** gebrauchen die Weißgerber ſtatt des Pinſels, die Felle mit Kalk einzuſchmieren, und in Oſtindien dient er als ein Fliegenwedel.

Was weiß nicht der Drechsler und Hornarbeiter aus den **Hörnern** zu machen? Kämme, Tintefäſſer, Knöpfe, Pulver = Hirten = und Nachtwächterhörner, Doſen, Laternen; inſonderheit **Pfeifenröhre**, die jetzt in Deutſchland, nach der Erfindung der Porzellainpfeifenköpfe, einen beſondern **Handelsartikel** ausmachen. Der Abgang, oder die **Hornſpäne** dienen ebenfalls zum Dünger. Wie viele Nationen bedienen ſich der Ochſenhörner als **Trinkgeſchirr**?

3. Dieß iſt bey weitem noch nicht der ganze Nutzen, den man von den Rindern zieht. Wird nicht der Ochſe auch zum **Pflügen**, zum **Tragen**, von verſchiedenen Nationen zum **Reiten**, hier bey uns häufig vor dem Wagen zum Fahren gebraucht? So müſſen auch öfters ein Paar Ochſen die Waſſerkünſte und andere Maſchinen treten. Ja! in einigen Länder verrichten ſie das Ausdreſchen des Getreides **).

So nützen dieſe wichtigen Geſchöpfe im Leben, und nach dem Tode, und wenn der verſchnittene Stier zwölf Jahre

*) S. Olaſſens Reiſe durch Island. I. 93. 107.

**) S. Gatterer vom Nutzen und Schaden der Thiere. I. 125.

Jahre und länger im Pfluge und vor dem Wagen gezogen hat; ſo wird er zuletzt noch vorgebunden, gemäſtet, und für die Oekonomie auch zum großen Vortheil geſchlachtet. Wie aber mit dem geſtorbenen Pferde? Die Milch wiſſen ſich auch andere Thiere zu Nutze zu machen. Es wird nicht leicht ein Thier ſeyn, das nicht gern Milch ſöffe. Katzen, Hunde und Wieſeln ſind ſehr begierig darnach. Auch der Schweinigel iſt ein großer Liebhaber der Milch, und hat öfters zu der Fabel von der **Hausunke** Anlaß gegeben. Gewiſſe Schmetterlinge ziehen ſich nach der Milch, und heißen davon **Molkendiebe**. Wie viele **Fliegen**, und andere Inſekten werden über ihren Milchappetit Märtyrer, und erſaufen darin.

An einem gewiſſen Orte verlor ſich alle Tage eine Kuh ein Paarmal von der Weide, kam öfters ſpät zurück, und hatte keine Milch mehr in den Eutern. Es wurde der Eigenthümerin gemeldet. Dieſe gieng unter Mittage heraus, und die Kuh war verſchwunden. Sie ſuchte ſie weit und breit. Endlich fand ſie ſolche in einer hochbegrasten Wieſe, nahe am Gehölze, wo ſie ſich von einer großen **Schlange** ausſaugen ließ, welches ihr wohl thun mußte. Die Schlange wurde unter der Kuh todtgeſchlagen.

Zu den Irrthümern

bey dieſen Thieren gehört

1. der Aberglaube, daß die blaue oder rothe Milch, oder das Vergehen derſelben eine Wirkung der Hexerey ſey, welcher nach gerade auch bey den Landleuten, da ſie in der Naturgeſchichte beſſer unterrichtet werden, ziemlich aus der Mode kommt.

2. Daß

2. Daß die ſogenannte Nachtſchwalbe *) den Kühen und Ziegen die Milch ausſauge.

3. Daß die Haarkugeln bey dem Viehe eine Krankheit ſind, oder durch Hexerey beygebracht werden.

4. Daß die Muſca Nemorum das Rindvieh ſo empfindlich ſteche.

5. Daß die ſogenannten Franzoſen eine Art von Krankheit wären, und daher die fetteſten Maſtochſen, die ſie öfters haben, als Aas müßten weggeworfen werden.

Es ſind nichts, als die gewöhnlichen animaliſchen Waſſerblaſen **). Es wäre aber zu wünſchen, daß man ſolche genauer unterſuchte; ſo würden ſich gewiß die darin wohnenden Blaſenwürmer finden. Denn ob man gleich hinlänglich erwieſen hat, daß es keine veneriſche Krankheit, und das Fleiſch ganz unſchädlich ſey; ſo iſt doch das erſte noch nicht völlig erwieſen, daß es wirkliche Wurmblaſen ſind. Daher kann ich denen noch nicht beyſtimmen, welche davon geradezu behaupten: daß die Franzoſen bey dem Rindvieh eben das, was bey den Schweinen die Finnen, ſind ***). Wer hat die Franzoſenwürmer wie die Finnenwürmer geſehen, und wo ſind ſie abgebildet?

6. Daß es im Piemonteſiſchen, und in andern Gegenden, Baſtardthiere gebe, die vom Pferde- und

*) *Caprimulgus* Linn. S. Nützliches Allerley: neue Aufl. III. 295. Ob es einen Vogel gebe, der die Ziegen und Kühe ausſauge?

**) Hydatides. S. D. Graumanns Abhandlung von der Franzoſenkrankheit des Rindviehes. 8. 1784.

***) S. Funks Naturgeſchichte und Technologie I. 42.

und Ochſengeſchlecht wären, und Jumars genannt würden. Sie ſollten zweyerley Art ſeyn:

a. Vom Stier und einer Stute, von größerer Statur ſeyn, und Baf heißen;

b. vom Stier und einer Eſelin, von kleinerer Statur, und Bif genennt werden.

Man hat ſich lange mit dieſer Fabel getragen, und ältere und neuere Schriftſteller haben ſich auf einander berufen, bis es durch die Unterſuchung und Zergliederung eines Bonnets, Spallanzani und Hallers erwieſen iſt, daß die vermeynten Jumars nichts anders als wahre Mauleſel, vom Hengſte gezeugt, und von der Eſelin geworfen ſind *).

Die beſten hieher gehörenden

Schriften

ſind, außer den ökonomiſchen, die von der Rindviehzucht, und ihrer Verbeſſerung handeln:

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere von Martini: I. 232.

Funk Naturgeſchichte und Technologie I. 34. das Rind.

Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 673. der Ochſe, Stier. Die Kuh.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 297. *Bos Taurus* Linn.

Donndorffs

*) Dieſes Baſtardthier, daraus man Jumars gemacht hat, heißt eigentlich *Hinnus*, le *Bardeau*. Die ganze Geſchichte davon hat Blumenbach in ſeiner gelehrten Schrift: de generis humani varietate nativa p. 13. ſq. geliefert.

Donndorffs zoologiſche Beyträge I. 688. ß. der zahme Stier.

* * *

2. Zwote Art: der Büffel *).

Das allgemeine Kennzeichen dieſer Art ſind zurückgebogene, einwärts gedrehete, und vorn ganz platte Hörner.

Wir müſſen dieſe Art, ob ſie gleich urſprünglich aſiatiſch und nordafrikaniſch iſt, hier mitnehmen, weil ſie ſeit dem ſiebenten Jahrhundert in Italien, Ungarn, in der Türkey, ſelbſt im Salzburgiſchen, und andern nördlichen Gegenden von Deutſchland gezogen, und zum Zuge gebraucht werden. Nach Italien ſind ſie zuerſt unter dem Longobardiſchen Könige Agitulfo gekommen, und in der Caſſelſchen Menagerie haben ſie ſich fortgepflanzt, da ſie ſich mit unſern gemeinen Kühen begatten.

Beſchreibung.

Der Büffel iſt ungleich größer, ſtärker und ſchwerer, als der gemeine Ochſe. Seine Länge beträgt über neun Fuß. Er wiegt gewöhnlich über 1000 Pfund, wovon die Haut allein auf 100 Pfund ausmacht.

Im Ganzen hat er viel Aehnliches mit dem Stier; die Stirn aber, und das Stirnblatt iſt erhabener; das Maul ungleich breiter, uud nicht ſo aufgeworfen; die Ohren länger und ſpitziger; die Naſenlöcher gröſſer, weiter und wulſtiger. Die Backen, und der Untertheil der Unterlippe ſo behaart, daß die Haare an den

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. p. 206. Sp. 5. Bos *Bubalus*.

den Seiten herunterhängen. So iſt auch die Stirne von verwirrten langen Haaren ganz zottig.

Der Kopf gegen den Körper klein, und gegen die Erde hängend. Die Hörner ſind ſchwarz, vorn und hinten platt, und am Ende zugeſpitzt. Gleich beym Ausbruch aus der Stirne wenden ſie ſich in ſchräger Richtung nach außen. Der Hals dick und ziemlich lang. Der Leib dick, hinten in den Weichen etwas ſchmächtiger. Das Fell oder die Haut außerordentlich dicke und ſtark. Der Schwanz iſt kürzer, als bey dem unſrigen, und der Pinſel daran bey weitem kein ſolcher Büſchel, als bey dem Bullen.

Die Haut iſt am ganzen Leibe ſchwärzlich, außer zwiſchen den Beinen; überhaupt die Haare ſehr dünne geſäet. Bruſt, Kreuz, Bauch, und größtentheils die Beine, völlig kahl. Die längſten Haare drey und einen halben Zoll, und die Schwanzhaare ſechs bis ſieben Zoll.

Aufenthalt.

Urſprünglich ſtammt der Büffel aus Tybet her, und, wo er in Aſien und Nordafrika noch wild lebt, ſoll er ſich am liebſten in moraſtigen Gegenden aufhalten. So lebt er noch in den wilden Gegenden des neapolitaniſchen Reichs am adriatiſchen Meer, wo er ſich zuweilen am Strande ins Waſſer legt.

Wo er in Deutſchland zum Zuge gehalten wird, müſſen die Ställe und Wände derſelben ſehr feſt und dauerhaft ſeyn. Sind ſie von Leim und Zaunſtöcken; ſo geht er oft mit dem Kopfe durch, und nicht ſelten trägt er Krippe und Raufe auf den Hörnern im Stall herum.

Seine Nahrung

iſt mit unſerem zahmen Rindvieh völlig einerley. Er gehet mit demſelben auf die Weide, kann aber weit weniger Hunger und Durſt, als dieſes, aushalten. Daher läuſt er öfters vom Felde, oder von der Arbeit, ohne daß ihn jemand zwingen und aufhalten kann, weg, nach der Tränke, und von da nach der Krippe.

Lebensart und Eigenheiten.

Sein Naturell iſt wild, hart und unbändig, zornig und wüthend. Daher muß ihm, wie dem Tanzbär, ein Ring durch die Naſe gelegt, und er dadurch regirt werden.

Die Stärke des Thieres iſt außerordentlich. Zwey Büffel ſind im Stande bloß vorn mit der Stirne und Halſe eine Laſt zu ziehen, die ſechs Pferde kaum bewegen können.

In ſeiner Lebensart iſt er ſehr unflätig, und nächſt dem Schweine, das unreinlichſte Hausthier. Er liegt am liebſten im Koth, Unrath und Moraſt, und läßt ſich nicht gern reinigen und ſtriegeln. Ja! er vergräbt ſich des Sommers auf der Weide, bey recht heißen Tagen, wenn die Fliegen ſchlimm ſind, ſo tief im Moraſt, daß nur der Kopf hervorragt.

Die rothe Farbe kann er ſo wenig leiden, als unſer Bulle, und wird bey Erblickung eines rothen Weiberrocks ſo unbändig, daß er eine ſolche Perſon öfters mit den Hörnern aufnimmt, und über ſich wegwirft. Das Feuer aber ſetzt ihn in Furcht.

Im Waſſer kann er gut ſchwimmen, und faſt noch geſchickter, als unſere Ochſen.

Seine Stimme iſt das entſetzlichſte, und fürchterlichſte Brüllen, mit weit ſtärkern und tiefern Tönen, als der gemeine Stier.

Das Weibchen hat ſehr kleine Euter, und giebt wenig Milch.

Der Büffelmiſt riecht ſtark nach Biſam.

In der Fortpflanzung

weicht die Büffelkuh darin ab, daß ſie 12 Monate trächtig iſt, und ſich bis zum Kalben mit dem Stier zu thun macht. Sie wirft nur ein Junges.

Dieſe Thiere ſind bey dem ſchlechteſten Futter, als Erbſen-Bohnen-Waizenſtroh, u. ſ. w. leicht aufzuziehen, und ſind auch, erwachſen, bey der ſchwerſten Arbeit immer mit etwas Grummet, Salz und Waſſer zufrieden. Wie theuer iſt dagegen ein Pferd zu erhalten? Es iſt in der That zu bewundern, daß dieſe arbeitſamen Thiere nicht mehr in Deutſchland gezogen werden, da ihrer zwey bey wenigem und ſchlechtem Futter alles das verrichten, was kaum ſechs koſtbar zu erhaltende Pferde zu thun im Stande ſind.

Wie die Verbreitung

geſchehen ſey, habe ich bereits oben bemerkt.

Feinde

hat der Büffel vorzüglich an den Engerlingen und Bremen (Oeſtrus), die ihn öfters toll und wüthend machen. Ob er Egeln, Blaſen-Rund- und Bandwürmer habe, kann ich aus Mangel der Erfahrung nicht ſagen.

Der Schaden,

den dieſe Thiere thun, rührt bloß von ihrer Unbändigkeit her. Denn ſie gehen öfters bey großer Hitze und Durſt, mit Karre und Pflug in den nächſten Teich, und haben ſchon manchem Führer das Leben gekoſtet.

Der Nutzen

aber iſt deſto beträchtlicher.

Das Fleiſch iſt zwar ſchlechter, als unſer Rindfleiſch; aber die Milch, und die daraus gemachten Käſe und Butter ungleich ſchmackhafter, als von dem gemeinen Rindvieh.

In Italien bereitet man aus dieſer Milch eine Art von Käſe, die unter dem Namen Caſeo di Cavallo oder Marzolino bekannt, und ſehr gut iſt.

Aus der ſtarken Haut macht man ſehr gutes Sohlenleder, Stiefeln, Schuhe, Schilde, Reitkollets, Degengurte, Patrontaſchen, Waſſerkrüge und Schläuche. Die alten Römer verfertigten ſogar daraus ihre Harniſche *), und die Siamer Bogen **).

Obgleich ein guter Büffel von 800 bis 1000 Pfund mit 60 bis 90 Thalern bezahlt wird; ſo bringt er doch ſolches durch ſeine Kraft im Ziehen, und durch ſeine wohlfeile Unterhaltung wieder ein.

Haare und Miſt dienen zum Dünger, und der letztere ſoll auf hitzigen Bergen beſonders kühlend ſeyn, und in Kahira in Egypten heitzt man damit die Oefen zum Ausbrüten der Eyer.

Hörner und Klauen werden wie andere verarbeitet. In Italien werden daraus beſonders Roſenkränze

*) *Ionſton* de Quadrup. p. 54.

**) Ibid.

kränze und Tobaksdoſen verfertiget. Die Hottentotten bedienen ſich der Hörner, als Trinkgefäße, und als Schröpfköpfe, wenn ſie Blut laſſen *).

Zu den phyſikaliſchen Irrthümern gehört: daß die aus den Hörnern und Klauen gemachten Ringe gegen den Krampf, und andere Krankheiten dienen ſollten.

Die beſten Schriften

vom Büffel ſind

Kolbens Beſchreibung des Vorgebirges der guten Hofnung III. 54. Fig. 3.

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere von Otto IX. 112.

Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 669.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 300. A. Bos *bubalus*.

Donndorffs zoologiſche Beyträge I. 699. No. 5. der Büffel.

Bey dieſer Gelegenheit muß ich nur noch erinnern, daß der vom Sparrmann neuentdeckte ſüdafrikaniſche Büffel eine ganz verſchiedene Art ſey, und ſich durch ſeine, von der Wurzel breit ausgehende Hörner, durch ſeine Wildheit, und Art: Menſchen, Pferde, ſelbſt Löwen, u. ſ. w. zu zertreten, und mit den Knieen zu zermalmen, auch ihnen das Fleiſch von den Knochen mit ſeiner ſcharfen Zunge wegzulecken, merklich auszeichne.

*) Das Uebrige im Gatterer vom Nutzen und Schaden der Thiere I. 131.

S. Sparrmanns Reiſe nach dem Vorgebirge der guten Hofnung. S. 257. 381. ff. Tab. VII.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 301. Bos *Caffer.*

Gmelin Syſt. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. p. 207. Sp. 6 Bos *Caffer.*

Donndorffs zoologiſche Beyträge ꝛc. I. 702. Nr. 6. der afrikaniſche Büffel.

* * *

Sechſte Ordnung: Thiere mit Pferdegebiß. (Belluae).

So bezeichnete Linné dieſe Ordnung der Säugthiere, und nahm, außer den beyden Gattungen zahmer Hausthiere: Pferd und Schwein, noch die beyden ausländiſchen: das Nilpferd, und das Nashorn, in dieſelbe auf.

Andere haben dieſe Gattungen getrennt, und, wir müſſen geſtehen, mit paſſendern und natürlichern Kennzeichen, in andere Ordnungen gebracht: z. B. Thiere mit ungeſpaltenem Huf: *Solidungula.* In dieſer Ordnung nur eine einzige Gattung: das Pferd — mit wenigen Arten. Ferner Thiere mit geſpaltenen Klauen: Biſulca, und in dieſer Ordnung als Gattungen: das Kameel, die Ziege, der Ochſe, die Giraffe, der Hirſch, das Moſchusthier, und das Schwein.

Um aber unſern Leitfaden nicht zu verlieren, bleiben wir bey der Linné'iſchen Ordnung, und laſſen in derſelben die beyden europäiſchen Gattungen: das Pferd und Schwein, die Revüe paſſiren.

Die

Die allgemeinen Kennzeichen der ganzen Ordnung beſtehen darin, daß die Vorderzähne ſchief abgeſchnitten ſind, und die Füße Hufe haben.

* * *

Der ſechſten Ordnung: oder der Thiere mit Pferdegebiß

Erſte Gattung: das Pferd.

Allgemeine Kennzeichen.

Sechs Vorderzähne in der Ober- und Unterkinnlade. Die untern vorwärts gebogen.

Die Eckzähne einzeln, von den Vorder- und Backzähnen abgeſondert.

Die Füße haben einen ganzen halbrunden, ungeſpaltenen Huf.

Von dieſer Gattung giebt es in Europa nur zwo bekannte Arten: das Pferd und den Eſel, nebſt den beyden, von ihnen entſtandenen, Baſtardarten.

1. Erſte Art: das gemeine Pferd *).

Dieſes edle Thier zeichnet ſich durch ſeine kurzen ſpitzigen Ohren, durch ſeinen vorzüglichen Körperbau, und ſtolzen Gang, durch ſeine prächtige Halsmähne, und durch ſeinen langen Haarſchweif, vor allen andern Thieren aus.

Wie alle Hausthiere urſprünglich wild geweſen; ſo auch das Pferd, welches aber durch die Kultur erſt recht vorzügliche Talente bekommen hat.

 Es

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. p. 209. Sp. 1. Equus *Caballus* α. ferus β. domeſticus.

Es giebt, ſelbſt in Europa, z. B. in den polniſchen Wäldern, und in den ſchottiſchen Hochländern, noch verwilderte Pferde, die meiſt klein, ſtruppicht, dickköpfig, häßlich, und dabey ganz unbändig ſind.

Wir bleiben bey den **zahmen Pferderacen**, welche durch die Verſchiedenheit der Länder, Himmelsſtriche, Nahrungsmittel, ſelbſt durch die Behandlungsart, und Kultur der Menſchen, entſtanden ſind. Es iſt nicht zu leugnen, daß dadurch manche Racen, theils einen proportionirtern Körperbau, theils vorzüglichere Eigenſchaften und Talente, bald zu dieſen, bald zu jenen Bedürfniſſen der Menſchen erhalten haben.

Bloß die **europäiſchen** ſind unſer Augenmerk *). Hier kommen folgende vorzügliche Racen in Betrachtung.

1. **Die Neapolitaniſchen.** Von Mittelgattung, mit dickem Halſe, großem Kopfe, krummer Naſe, vollkommenen Wuchs, beſonders ſtolzem Anſtande, und Bewegungen im Reiten und Fahren. Ein Zug von acht neapolitaniſchen Hengſten vor der Kutſche hat ein überaus majeſtätiſches Anſehen. An ſich ſind ſie ungelehrig, tückiſch, und eigenſinnig, laufen und ziehen aber ſehr gut.

2. Die

*) Die allerſchönſten Pferde ſind die arabiſchen, die allenthalben, und beſonders in der Türkey, ſehr geſchätzt werden. Man hat ihr Geſchlechtregiſter von 2000 her durch richtige Zeitfolge dokumentirt, und behauptet, daß ſie urſprünglich von der Stuterey des Königs Salomo abſtammen.

Man hat edle, mittlere und ſchlechte. Bloß über die erſten werden die Stammbäume gehalten. Der Wuchs iſt ins Mittel mehr mager, als fett; aber von erſtaunlicher Schnelligkeit und Dauer. Die ſchönſten Pferde der meiſten Länder ſtammen von ihnen ab.

2. Die engliſchen von hohem, langgeſtrecktem Bau, kleinem Kopf, gekrümmter Naſe, kleinen ſteifen Ohren, überaus dünnen manierlichen Füßen, mehrentheils braungelber Farbe. Sie ſtammen von arabiſchen und barbariſchen Pferden ab, und ſind wegen ihres feſten Tritts, ausgreifenden Schritts, und bewundernswürdiger Schnelligkeit im Laufen, berühmt genug.

Alle große Herren in Deutſchland haben zu ihren Reit- und Parforcepferden, faſt lauter engliſche.

Durch das Wettrennen in England ſind vorzüglich zwey Rennpferde in Andenken geblieben. Das erſte: Sterling, legte im erſten Anſatz in einer Secunde zwey und achtzig und einen halben Fuß zurück, und lief alſo ſchneller, als der Sturmwind, und ein Schiff mit vollem Winde. Das zweyte: Childers, in gleicher Zeit nur ſechs und vierzig Fuß und ſechs Zoll, blieb ſich aber immer gleich, übernahm ſich nie, ermüdete nicht, und hat ſeines gleichen nicht gehabt.

Der Wettläufer des Prinzen von Wallis, Rockingham, wurde im Jahr 1786, für 250000 Pf. Sterling verkauft *).

Mancher Wettrenner hat in 22 Minuten eine deutſche Meile zurückgelegt. Von der Art mag der wohl geweſen ſeyn, von dem man folgende Geſchichte erzählt.

Ein engliſcher Räuber war mit einem Lord, der den Tag verreiſen wollte, auf dem Koffeehauſe. Der Lord reiſt ab. Wohl ſechs Stunden nachher entfernt ſich jener, reitet dem Lord auf ſeinem ſchnellen Pferde nach, nimmt ihm Uhr und Börſe ab, iſt in ſehr kurzer Zeit wieder auf dem Koffeehauſe, und macht ſich allen Anweſenden bekannt, bittet ſie auch im erforderlichen Fall

*) Hamburg. Coreſp. 1786. No. 124.

Fall um ein Zeugniſs, daſs er um die Zeit abgegangen, und um die Zeit wieder hier geweſen ſey, und alle Gäſte noch angetroffen habe.

Der beraubte Lord kehrt ſogleich nach London zurück, und klagt dieſen Menſchen an, weil er ihn als denſelben erkannte, der mit ihm auf dem Koffeehauſe geweſen war. Dieſer aber beruft ſich auf die Zeit und Unmöglichkeit, daſs er ihn in derſelben habe berauben, und wieder auf dem Koffeehauſe ſeyn können, wie er durch das Zeugniſs aller Anweſenden darthut. Er wird losgeſprochen.

Nach einiger Zeit beſucht er den Lord, geſteht ihm die That, wozu ihn damals die Noth gebracht habe. Meinem ſchnellen Pferde, ſprach er, hab' ichs zu danken, und da nächſtens das Wettrennen gehalten wird; ſo ſteigern ſie die Wette ſo hoch ſie wollen: ſie ſollen ſie mit Hülfe meines Pferdes gewinnen, und Kapital mit Intereſſe wieder haben, wie auch geſchahe.

3. Die Frieſsländer: ſtark von Körper, Rücken und Kreuz, hohem Bau, kurzem Halſe, groſsem Kopfe, und ſamtſchwarzer Farbe. Vorzüglich gute Wagenpferde.

4. Die Dänen: von ſtarkem ſchönen Wuchs, dickem Halſe und mächtigen Schultern. Trefliche Kriegespferde. Schäcken und Tigerpferde unter ihnen ſehr gemein.

5. Die Spanier, beſonders die aus Andaluſien: von groſsem Kopf, langen Ohren, dicker Mähne, breiter Bruſt, rundem Kreuz, ſchwerem Körper, ſchwarzer Farbe: mehrentheils Bleſſen. Der Gang kühn und ſtolz. Vortrefliche Kutſchpferde.

6. Die

6. Die Polaken: klein, unanſehnlich, aber geſchwind, dauerhaft und nicht zu ermüden. Die beſten Klepper und Parforcepferde. Ihnen gleichen

7. die Ungarn ſehr, nur nicht von ſo ſtarkem und feſtem Bau.

8. Die Ruſſen klein, mit unförmlichen langen Mähnen; doch dauerhaft und ſtark.

9. Die Isländer und Lithauer machen die kleinſten Racen, mit kurzen ſteifen Haaren, doch gut proportionirt. Sie ſind dauerhaft und boshaft.

10. An Kleinheit gleichen ihnen die märkiſchen Sandläufer, welche kaum die Größe der Eſel haben; aber in dem heißen Sand beſſer fortkommen als unſere Landpferde.

11. Die Deutſchen, die mehrentheils von den Friesländern und Dänen abſtammen: von mittelmäßiger Größe, ſtarkem Kopfe und Füßen, kurzem Halſe. Die beſten Fracht- und Zugpferde.

Beſchreibung.

Das Pferd lernt man dadurch am beſten kennen, wenn man es mit andern vierfüßigen Thieren vergleicht.

Es zeichnet ſich zuerſt durch ſeinen langgeſtreckten Körperbau, hervorragenden Hals und ſehr manierlich gebildeten Kopf aus, der, wenn er eine übergebogene Naſe hat, als ein Ramskopf, ſehr geſchätzt wird.

Als die Amerikaner den erſten Beſuch von den Spaniern bekamen, erſchracken ſie am meiſten über die Pferde und Reiter, und beſchrieben die Spanier als Ungeheuer, die halb Menſch, halb Thier wären.

Die

Die **Kinnbacken** des Pferdes ſind außerordentlich lang, und die übrigen Theile des Kopfs von ſo regelmäßigem Verhältniß dagegen, daß ſie ihm, nebſt dem erhabenen Halſe das freyeſte, lebhafteſte Anſehen geben. Wie dumm iſt dagegen die Mine des Eſels, und der Anblick des Ochſen oder der Kuh.

Die **Augen**, weit, groß und lebhaft. Die **Ohren** weder zu kurz, wie bey dem Ochſen, noch zu lang, wie bey dem Eſel. Die **Beine**, vom Hufe an, mit Heſſen und Schenkel, bis an die Hüften, wie proportionirt, und mit den ſtarken Sehnen und Muskeln, recht zum Treten und Springen eingerichtet. Die **Haarbüſchel** vor der Stirne, und die prächtige **Mähne**, eine wahre Zierde. Der **Hintertheil** mit Nacken und Kreuz, bis zum Lenden, wie ſchön gewölbt, und der dickhaarige **Schweif**, dieſer im Sommer für das Pferd ſo wohlthätige Fliegenwedel, — übertrifft an Länge und Schönheit alle Thierſchwänze *).

Man darf ein ſchönes Pferd nur recht in ſeinem ſtolzen und edlen Gange betrachten; ſo wird man ſehen, wie alle Theile ſeine Körpers dazu proportionirt ſind, ihm ein kühnes, muthvolles und erhabenes Anſehen zu geben.

Die **Hauptfarben** des Pferdes ſind braun, ſchwarz, weiß; aus dieſen aber ſo mannigfaltig zuſammengeſetzt, daß man ſie kaum beſchreiben kann. Die braunen heißen **Füchſe**, wobey es wieder allerley Abänderungen, z. B. Schweißfüchſe, u. ſ. w. giebt. Die ſchwarzen nennt man **Rappen**; die weißen Schimmel;

*) Die Erklärung aller äußern Theile des Pferdes in Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere: von Martini I. 135.

Schimmel; die gefleckten Grauſchimmel, Apfelſchimmel, Schäcken, u. ſ. w. Die ganz weißen ſollen Schwächlinge, und nicht dauerhaft ſeyn *).

Zergliederung.

Ein weites Feld, in welches ich mich hier nicht wagen darf! Nicht leicht iſt wohl ein Thier, deſſen innere und äußere Theile ſo genau unterſucht ſind, als das Pferd. Man hat dazu eigene Schulen angelegt, die Krankheiten dieſes Thieres kennen zu lernen, und die Zergliederung des Pferdekörpers zur möglichſten Vollkommenheit zu bringen **). Die dazu gehörenden Schriften machen ganze Bibliotheken aus ***).

Ich begnüge mich jetzt, nur einige Merkwürdigkeiten aus den innern Theilen des Pferdes anzuführen.

Der Magen iſt gegen den vielfachen Magen der Ochſen, ſehr klein und einfach, und gar nicht ſo, wie bey den wiederkäuenden Thieren beſchaffen, woraus Büffon die beſondere Eigenheit des Pferdes erklärt, daß es weder wiederkäuen, noch ſich erbrechen kann ****).

Die

*) S. Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere von Martini I. 144. von den unterſchiedenen Benennungen der Farben der Pferde.

**) Die lehrreiche Ecole veterinaire zu Hannover mit ihren vortreflichen anatomiſchen Apparaten, verdient von allen Reiſenden beſucht zu werden.

***) S. Beckmanns phyſik. Bibl. X. 139. Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere von Martini: I. 123. — zur Anatomie. S. 131. Vorzüglich das prächtige Werk: Georg Stabbs Anatomy of Horſe, Lond. fol. 1767. m. K. — die übrigen Schriften von Wartung, Abrichtung der Pferde, und Reitſchulen S. 132. ff. Walthers Naturgeſch. Deutſchlands S. 162.

****) Daſ. I. S. 262.

Die Gallenblaſe fehlt gänzlich.

Im Magen, in den Gedärmen, auch in der Blaſe werden oft die ſteinartigen Kugeln gefunden, die aus lauter über einander liegenden Kalkſchichten beſtehen, eine eyförmige, auch ganz runde Geſtalt haben, ſchwer wiegen, zuweilen etliche Pfund, eine ſchmutzig weißgraue Farbe haben, und **Pferdebezoar**, oder Hippolithes genennet werden.

Im Jenaiſchen Naturalienkabinet ſahe ich eine ſolche, mitten durchgeſchnittene Steinkugel aus dem Magen eines Pferdes, da der Mittelpunkt der Kopf eines alten Bretnagels aus der Krippe war, über welchen ſich die Kalkſchichten angelegt hatten.

Ich beſitze auch den **ungebornen Foetus** einer Stute in Weingeiſt, der etwas größer iſt, als ein Kätzchen von vierzehn Tagen, und dem man es in ſeiner ganzen Bildung anſehen kann, daß er vom Pferde iſt.

Von den **Würmern** des Pferdes werde ich unten Gelegenheit haben zu reden *).

Aufenthalt.

Die **wilden Pferde** leben in Wäldern, wie andere wilde Thiere, und verbergen ſich, wenn ſie Gefahr merken, in den Dicktungen. Die zahmen hingegen werden in gut verwahrten, hellen und luftigen Ställen gehalten, die den Schweineſtällen nicht zu nahe liegen, weil

*) Ueber die Anatomie des Pferdes kenne ich kein prächtigeres Werk, als

Cours d'Hippiatrique ou Traité complet de la Medecine des Chevaux, orné de 65. planches gravées avec ſoin. Par M. *La Foſſe*. Hippiatre, à Paris 1772. In Landcharten Format. S. Beckmanns phyſ. ökon. Bibl. IV. 317.

weil ihnen der Geruch davon zuwider iſt. Doch mögen ſie Ziegenböcke wohl leiden, weil der Geruch derſelben die ſchwarzen Ratzen vertreibt, die ihnen bey dem Freſſen in der Krippe beſchwerlich ſind.

Da ich bloß Naturgeſchichte der europäiſchen Thiere ſchreibe; ſo kann ich mich auf das eigentliche Oekonomiſche nicht einlaſſen. Ich verweiſe alſo meine Leſer, was die Einrichtung der Pferdeſtälle betrifft, auf die abſichtlich davon handelnden Schriften *).

Die Nahrung

der Pferde iſt nicht ſo einfach, als bey dem Rindvieh. Die wilden leben von Gras und Kräutern; die zahmen aber wollen ordentlich gefüttert und abgewartet ſeyn. Es richtet ſich aber die Fütterung nach dem Maaß der Arbeit, die man von dem Pferde fordert. Ein müßiges Reit- und Kutſchpferd, das kaum alle acht Tage aus dem Stalle kommt, kann bey der Hälfte des Futters beſtehen, das ein Wagenpferd, z. B. in der Aernte, oder ein Frachtpferd, oder ein Poſtpferd bedarf. Dieſe letztern bekommen öfters, wenn ſie nach einer geendigten Station gleich wieder fort müſſen, den reinen Hafer, wenn andere nur einen Theil davon, und zween Theile Häckſel erhalten.

Wenn öfters ein Reitpferd zehn oder eilf Meilen in einem Tage machen ſoll, ſo giebt man zu den letzten Meilen wohl ein Stück grobes Brot und Bier, wodurch es ungemein geſtärkt wird.

Das

*) Z. B. Bechſteins gemeinnützige Naturgeſch. Deutſchlands. I. 720.

Das gewöhnliche Futter der Stallpferde iſt Hafer, Häckſel und Heu. Wenn die Knechte Rocken für die Pferde ſtehlen, und ſie haben nicht Arbeit genug; ſo ſchlägt er ihnen in die Beine, und ſie werden kontrakt. Die Frachtfuhrleute aber füttern ihre Pferde, in Ermangelung des Hafers, ohne Gefahr mit Rocken, weil ſie es wieder ausarbeiten. Die Pferde freſſen auch Gerſte; ihr gewöhnliches Futter iſt es aber nicht.

Von friſchem **Wickfutter** laxiren ſie ſtark, und öfters gehen ihnen dabey viele große Spulwürmer ab.

Alles junge Laub, Holzäpfel, beſonders Taxus, und folgende Kräuter ſind ihnen ſchädlich als: **Frauenbettſtroh**, (Gallium verum); **Ottermennich**, (Agrimonia eupatoria); verſchiedene Arten **Spierpflanzen**, (Spiraea); **Sonnenwirbel**, (Myoſotis ſcorpioides); **Baldrian**, (Valeriana officinalis); **Hahnenfuß**, (Ranunculus pratenſis); **Pferdeſchwanz**, (Equiſetum paluſtre), und **Wolfsmilchkraut**, (Eſula). Dahin gehört auch das **Waſſerkraut** (Phellandrium), ohne dem daran ſitzenden Curculio paraplecticus die Schuld zu geben. Doch frißt es, die giftige; und dem Menſchen ſelbſt ſchädliche **Napelle**, (Aconitum) ohne Schaden.

Nach **Linne'e** Verſuchen ſollen die Pferde 262 Kräuter freſſen, und 212 unberührt laſſen *).

Wenn **Hühnerfedern** in die Krippe kommen, und das Pferd verſchluckt ſie mit; ſo ſchwillt es auf, und bekommt üble Zufälle.

Als eine beſondere Seltenheit hab' ich es ſchon im erſten Theile bey den **Ratzen** angemerkt, daß ein Pferd die lüſternen Ratzen, die ihm das Futter in der

Krippe

*) S. Beckmanns phyſikal. Bibl. XIV. 230.

Krippe wegſtahlen, und es wohl dazu in die Naſe biſſen, gefreſſen, und mit den Zähnen zermalmet habe.

Regelmäßig bekommt das Pferd täglich drey **Mahlzeiten**: Morgens um fünf, Mittags um eilf, und Abends um ſieben Uhr. Zuletzt wird ihm wohl noch ein Bund Heu auf die Rauſe geſteckt, ſich des Nachts damit zu amüſiren.

Das Pferd muß des Tages über dreymal kühles, weiches, helles Brunnen- oder Bachwaſſer zum Getränk haben, und, wenn es erhitzt iſt, wirft man eine Hand voll Heu ins Waſſer.

Seine Art zu **ſaufen** iſt beſonders, indem es Maul und Naſe ganz ins Waſſer ſteckt, und mit ſtarken Zügen in ſich ſchluckt.

Das Pferd hat in ſeiner **Lebensart** und **Betragen** verſchiedene

ganz beſondere Eigenheiten.

1. Rechne ich gleich dahin, wie ich ſchon angezeigt habe: ſeine **beſondere Art zu ſaufen**. Wie verſchieden vom Hunde?

2. Daß es ſich nicht **erbrechen** kann.

3. Daß das Pferd an den vier Hufen kann **beſchlagen** werden, und gleichſam mit eiſernen Schuhen gehe *).

4. Daß es Pferde gebe, welche **Ratzen** freſſen **).

*) Die Alten kannten keine Hufeiſen. Nach Montfaucon hat man davon keine ältere Nachricht, als vom Jahre 481, aus welcher Zeit noch das Hufeiſen von Childerichs Pferde erhalten worden. S. *Berenger* hiſtory and art of Horſemanſhip. p. 220. Vol. I.

**) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. I. 210. *Rariſſime carnivorum.*

5. Daß das Pferd durch Sattel, Zaum, Gebiß, und Sporen kann gezwungen, und durch anderes Geſchirr zu allen Arten von Arbeit gebraucht werden.

6. Daß es, wie die Vögel, an den Augen mit einer Nickhaut verſehen iſt, ſolche gegen alle Verletzung zu decken.

7. Daß es im Finſtern ſehen, und den Weg ſehr gut wiederfinden kann.

8. Daß es eine eigene Stimme: das Wiehern, hat, und dadurch Muthwillen, Behaglichkeit, Muth, Freude, auch Schmerz auszudrücken pflegt.

9. Daß es ſehr geſellig iſt, und ein gutes Gedächtniß hat, auch ſeinen Herrn, und die Thiere, die mit ihm umgehen, Hunde, Ziegenböcke, und Kameraden ſehr gut kennt.

Ein Mann hatte ein Kavalleriepferd gekauft, und kam nach einigen Jahren mit demſelben wieder auf den Platz, da eben das Regiment exerzirte, und eine Schwenkung machen ſollte. So bald dieſe angieng, ſchloß ſich das Pferd mit an, ohne ſich an Zügel und Sporen zu kehren, und machte ſeinen halben Zirkel mit, wie es ſonſt zu thun gewohnt war.

10. Das Pferd pflegt mehr zu ſtehen, als zu liegen, und hat einen kurzen Schlaf. Wegen des vielen Stehens wird längſt der Krippe eine Diele eingelegt, damit es mit den Vorderfüßen darauf ſtehe, und nicht ſteif werde.

11. Ein raſches, munteres Pferd hat die Gewohnheit, wenn es frißt, mit einem Vorderfuße ſo ſtark niederzuſtampfen, daß die Erde ſchüttert. Es iſt ein Zeichen der Behaglichkeit.

12. Das

12. Das Pferd hat, wie man zu ſagen pflegt: ſeine eigene Mucken, die ihm ſchwer abzugewöhnen ſind, wenn es im Anfange verſehen wird. Dahin gehört die Stättigkeit, daß es durch nichts von der Stelle zu bringen iſt, wenn es fortgehen ſoll; aber willig iſt, wenn es nach der Krippe oder nach Hauſe geht. Ferner das Hauen mit den Vorderfüßen, das Ausſchlagen, womit ſie ſich gegen alles wehren; und das Bäumen und Ueberſchlagen. Jngleichen das Beißen, welches gefährliche Folgen hat.

Dieſe Fehler aber ſind gegen die reiche Zahl der Tugenden und guten Eigenſchaften der Pferde nur ſehr wenige.

13. Der Gang des Pferdes iſt verſchieden, und richtet ſich nach den Wünſchen des Menſchen. Der natürlichſte iſt das Traben, den das Pferd, ſamt dem Schritt, am längſten aushält. Für den Reiter der beſchwerlichſte: Schritt und Gallop bequemer *).

14. Das Zuſammenſchauern und Zittern mit dem ganzen Körper und der Haut, wenn ihm das ſchwere Geſchirr abgenommen wird, oder wenn es ſich der Stechfliegen erwehrt, oder wenn man eine gedrückte Stelle berührt.

15. Wenn es abgeſattelt, oder abgeſchirrt, und voll Schweiß iſt; ſo pflegt ſichs gern auf dem Miſte oder auf ſeinem Lager zu wälzen.

16. Endlich gehört auch noch zu den Eigenheiten des Pferdes: daß es nicht lange krank iſt. Wird es gegen den dritten Tag nicht beſſer, wenn die Krankheit innerlich iſt; ſo fällt es gemeiniglich um.

*) Davon ſ. Büffons N. G. I. 30. ff.

Das ganze Naturell des Pferdes kann ich nicht beſſer, als mit Hiobs Worten beſchreiben: eigentlich mit den Worten ſeines großen Schöpfers ſelbſt:

„Kannſt du dem Roß Kräfte geben, oder ſeinen Hals zieren mit ſeinem Geſchrey? Kannſt du es ſchrecken, wie die Heuſchrecken? Das iſt Preis ſeiner Naſen, was ſchrecklich iſt. Es ſtrampfet auf dem Boden, und iſt freudig mit Kraft, und zeucht aus den geharniſchten entgegen. Es ſpottet der Furcht, und erſchrickt nicht, und fleucht vor dem Schwerdt nicht. Wenn gleich wider es klinget der Köcher, und glänzet beyde Spieß und Lanzen. Es zittert und tobet, und ſcharret in der Erde, und achtet nicht der Trommeten Hall. Wenn die Trommete faſt klinget, ſpricht es: Hui! und reucht den Streit von ferne, das Schreyen der Fürſten und Jauchzen *).“

Die Büffoniſche Beſchreibung iſt zu ſchön, als daß ich ſie nicht herſetzen ſollte **).

„Der Menſch hätte unter allen Thieren, worüber er ſeine Herrſchaft beſtätiget, nicht leicht eine größere Eroberung machen können, als durch Zähmung dieſes edlen, ſtolzen und flüchtigen Thieres, welches ſowohl die Beſchwerden und Gefahren des Krieges, als den Ruhm des Triumphs, (wie auch die Laſten und Arbeiten des Ackerbaues) zu theilen willig iſt. So unerſchrocken, als der Held, den es trägt, ſieht es die Gefahr, und trotzt ihr. Es ſtürzt ſich mitten in das Geräuſch der Waffen, findet einen Wohlgefallen daran, und belebt ſich mit eben dem Feuer, welches in der Heldenſeele ſeines

*) Kap. 39, 19—25.

**) N. G. der vierfüßigen Thiere I. 14.

ſeines Herrn auflodert *). Mit gleicher Bereitwilligkeit theilet es die heroiſchen Ergötzungen ſeines Beherrſchers auf der Jagd, bey Ritterſpielen und Wettlaufen. Sein Anſehen iſt glänzend, und ſeine Augen funkeln. Eben ſo gelehrig, als muthvoll, läßt es ſich nicht ganz von ſeinem Feuer hinreißen. Es hat ſeine Bewegungen mäßigen gelernt. Es ſchmiegt ſich nicht allein unter die Hand ſeines Führers, ſondern es ſcheint ſich ganz nach deſſen Wünſchen zu bequemen. Beſtändig folgſam, bey allen Eindrücken, die es von ihm erhält, läuft es bald ſchnell, bald langſam, bald ſteht es ſtille, wie es der Wink ſeines Herrn zu fordern ſcheint. Das Pferd iſt eins von den Geſchöpfen, die ſich ſelbſt verläugnen, um bloß dem Willen eines andern Weſens gehorſam zu ſeyn, und ſeinem Verlangen immer zuvorzukommen, dem es durch ſeine geſchwinde und abgemeſſene Bewegungen vollkommen Genüge leiſtet. Es iſt gerade ſo fühlbar, als man wünſchet, und leiſtet nicht mehr, als man verlanget. Indem es ohne Ausnahme ſich zu allen möglichen Dienſten bereit finden läßt, ſtrenget es alle Kräfte zum Dienſte ſeines Herrn an, und überſchreitet oft ſo ſehr das Maaß ſeiner Kräfte, daß es aus allzugroßem Gehorſam zuweilen des Todes iſt.«

Die Fortpflanzung

des Pferdes hat ebenfalls ihre Eigenheiten. Die Stute geht eilf bis zwölf Monate, und pflegt acht und mehrere Tage eher nieder zu kommen, wenn ſie gut gehalten wird. Zu Carlsruh warf eine Stute 1778 zwey Füllen auf einmal **). Im ſechſten Jahre iſt die

 beſte

*) Eine Paraphraſe der Worte Hiobs!

**) S. Naturforſcher XIV. 45.

beſte Begattungszeit des Mutterpferdes; doch zeugten auf einem Dorfe zwey einjährige Füllen ein Junges *). Bis zum 10ten Jahre iſt es zu dieſem Geſchäfte tüchtig. Man hat Beyſpiele von einem Mutterpferde von zwey und zwanzig Jahren **).

Die Füllen entwöhnen ſich entweder von ſelbſt, oder ſie werden im fünften Monate entwöhnt. Wenn ſie die erſten zwölf Zähne bekommen haben; ſo giebt man ihnen neben der Muttermilch auch Heckerling, Hafer, Heu und Gras. Nach achtzehn Monaten werden die männlichen Füllen geriſſen, und heißen Wallachen. Nach dem dritten Jahre fängt man an, das junge Pferd zu ſeiner Beſtimmung, z. B. zum reiten, ziehen, u. ſ. w. vorzubereiten.

Ein Pferd kann bey der ſchwerſten Arbeit zwanzig, bis dreyßig Jahre alt werden, und ſogar das vierzigſte Jahr erreichen.

Auch bey dem Zahnwechſel der jungen Pferde zeigen ſich einige beſondere Merkwürdigkeiten. Der Hengſt hat allezeit vierzig Zähne: zwölf Vorderzähne (Rabzähne); vier Hundezähne (Haaken), und vier und zwanzig Backenzähne (Stockzähne); der Stute fehlen entweder dieſe Hundszähne, oder ſie ſind ſehr kurz.

Bey dem Füllen keimen ſchon vier Vorderzähne, zwey oben, und zwey unten, hervor; bald darauf noch vier andere, die ſich oben und unten an den Seiten der vier erſten anſetzen, und nach drey oder vier Monaten, die vier letzten oben und unten.

Dann

*) S. Naturforſcher XIV. 45.

**) Daſ.

Dann hat das Füllen die 12 Vorderzähne, die man Milchzähne nennt. Dieſe ſtehen feſt, bis es anderthalb, oder auch drey Jahre alt iſt. Alsdann fallen ſie, **wohl zu merken**, in eben der Ordnung, wieder aus, in der ſie hervorgebrochen ſind. Erſt die vier **mittleren**, die in vierzehn Tagen durch andere erſetzt werden, welche etwas höher, und von gelblicher Farbe ſind. Jetzt ſagt man von dem Pferde: **daß es zu zeichnen anfange, und daß der erſte Bruch geſchehen ſey.** Nach einem Jahre erfolgt der zweete Bruch, und nach dem **vierten** verliert es die beyden letzten Vorderzähne, die aber **nicht** ſo bald wieder erſetzt werden, und von denen die **obern** eher hervorkommen. Dieſe heißen Eckzähne, und zeigen das Alter des Thieres bis ins **achte Jahr** an. Sie ſind ausgehöhlt, und haben in dieſer Höhlung einen ſchwarzen Flecken: den **Kern**, oder die **Bohne**.

Nach der Abnahme dieſer Höhlung in den Vorderzähnen der Unterkinnlade berechnet man das Alter bis ins **achte** Jahr, wo gewöhnlich die **Grube** ausgefüllt wird, und das ſchwarze Maal verſchwindet, wenn nämlich das Pferd ordentliches Futter, und nicht bloßes Gras bekömmt.

Nach dieſer Zeit werden die **Hundszähne** zum Merkmal angenommen, die im **vierten** Jahre vorbrechen, und ſehr ſpitzig ſind. So bleiben ſie bis zum ſechſten. Dann werden ſie ſtumpfer, im zehnten Jahre ganz ſtumpf, und ſehr lang, weil um dieſe Zeit das Zahnfleiſch abgeht *).

X 5 Von

*) S. dieſe Zähne nach ihren Perioden abgebildet in Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere I. Tab. VII. S. 183.

Von dieſer Zeit an wird das Alter der Pferde ungewiß, und ein hohes Alter iſt bloß daran zu erkennen, wenn dieſe Zähne ſehr lang und loſe, und die Furchen des Gaums verſchwunden ſind. Dieſes ſind die Kennzeichen, wornach ſich insgemein alle erfahrne Stallmeiſter und Roßhändler richten *).

In Anſehung

der **Verbreitung**

erſtreckt ſich das Pferd auf den größten Theil der Erde. In Norden geht es auf dem feſten Lande des öſtlichen Aſiens bis gegen den 64ſten Grad Breite.

Jenſeit Bereſof leben die Pferde nicht, und es iſt beſonders, daß es in Sibirien gewiſſe Gegenden giebt, wo die Pferde ſchlechterdings nicht aufkommen **).

In dem wärmern Europa gehen ſie völlig bis zu dem Polarzirkel. Unweit deſſelben, in Lappland, giebt es kleine muntere Pferde. Sie laufen des Sommers über Heerdenweiſe in den Wäldern, und kommen bey eintretendem Winter von freyen Stücken in ihre Ställe zurück.

In Island kommen ſie recht gut fort. Ehemals wußte man in Grönland und Kamtſchatka von keinem Pferde; nur nach Cranz Zeiten hat man angefangen, dieſe,

*) Das Uebrige von der Fortpflanzung des Pferdes, und von den Stutereyen in Bechſteins gemeinnütziger Naturgeſchichte Deutſchl. I. 724.
Büffons N. G. I. 49. ff. Prizelius vollſtändige Pferdewiſſenſchaft. S. 112. von den Kenntniſſen des Pferdealters.

**) S. Pallas Reiſen III. 23.

tieſe, und Ochſen dahin zu bringen. In den brittiſchen Kolonien von Nordamerika giebt es viele Pferde. So auch in Kalifornien, Mexiko, Peru und Braſilien. Die wilden Pferde in Rußland ſind kaum ſo groß, als die kleinſten ruſſiſchen, mit ſehr dicken Köpfen, bald gewöhnlichen ſpitzen, bald langen Eſelsohren, und alle von mauſefahler Farbe *).

In dem kältern europäiſchen Klima gedeyen ebenfalls die Pferde recht gut, z. B. im Holſteiniſchen und Däniſchen. Nur bleiben ſie in den kälteſten Gegenden außerordentlich klein. Aſiens wärmere Theile ſind alſo gewiß der erſte Sitz dieſes edlen Thieres **).

Je nützlicher ein Thier iſt; deſto mehr

Feinde

hat es öfters. Dieß trifft beym Pferde zu. Ich rechne abermal dahin

I. die vielen Krankheiten, denen es unterworfen iſt, wovon ich nur die vornehmſten anführen will.

1. Die bekannte Druſe, oder der Kropf, welche von Erkältung, zurückgehaltener Ausdünſtung, oder ſchlechter

*) S. Gmelins Reiſe durch Rußland I. 45.

**) Das Uebrige ſ. in Zimmermanns zoologiſcher Geographie I. 178.

Noch jetzt giebt es im Duisburger Walde urſprünglich wilde Pferde. S. Schriften der Geſellſch. naturforſchender Freunde zu Berlin IX. 189.

Von den nordiſchen Pferden ſ. Pontoppidans N. G. von Norwegen II. 4. ff. Von den ruſſiſchen wilden Pferden ſ. Lepechins Tagebuch ſeiner Reiſe II. 4. Tarpani. Von den ſardiniſchen wilden und zahmen Pferden ſ. Cetti Naturgeſchichte von Sardinien. I. 27. Von den preußiſchen Stutereyen, Bocks Naturgſchichte von Preußen. IV. 199.

ſchlechter Verdauung entſteht. Die **Knoten**, wo ſich die übeln Feuchtigkeiten ſammeln, befinden ſich unter dem Kinn, mitten zwiſchen beyden Kieferknochen, die in der **Mitten** geſchwollen, und als zwey eyrunde Körper anzufühlen, und zu verſchieben ſind. So iſt es bey dem Rotz nicht, wie wir unten ſehen werden. Brechen die Drüſenknoten auf; ſo fließt die Feuchtigkeit aus beyden Naſenlöchern, und das Pferd iſt anzuſehen, als wenn es innerlich krank wäre. Drey- und vierjährige Füllen ſind der Druſe am meiſten unterworfen.

2. Der Rotz iſt eine weit gefährlichere Krankheit. Es iſt ein Fluß aus der Naſe, der aus einer verdorbenen ſcharfen Feuchtigkeit entſteht, wobey die Naſe an der Scheidewand böſe Geſchwüre hat, und eine, oder beyde Drüſen **ſeitwärts** an dem Schieferknochen, aber nicht wie bey der Drüſe in der **Mitte**, geſchwollen ſind. Anfangs fließt nur ein Naſenloch, und das Pferd iſt dabey munter, und frißt, wie gewöhnlich. Nehmen die Geſchwüre in der Naſe überhand; ſo iſt das Pferd verloren; im Anfange aber iſt die Krankheit noch zu kuriren.

Das ärgſte iſt, daß der Rotz ſo **anſteckend** iſt, daß davon gleich die geſundeſten Pferde, wenn ſie nur in einen Stall kommen, wo rotzige geſtanden haben, infizirt werden. Ein großes Unglück, wenn der Rotz in die großen Ställe der Kavalleriepferde kommt!

Der große **Camper** glaubte ehemals ſelbſt, daß der Rotz nicht anſteckend ſey; iſt aber nachher von dem Gegentheil völlig überzeugt werden *).

3. Der

*) S. die Berichtigung in der Vorrede vor dem 5ten Bande von Natur, Menſchenleben und Vorſehung, und

3. Der **Wurm**, oder die Pferdepocken. Nichts weniger, als ein eigentlicher Wurm, ſondern Knoten in der Größe einer Haſelnuß: am Halſe, Körper und Beinen. Oefters längliche Leiſten, wie ein Finger dick. Brechen die Knoten auf; ſo ſind ſie wie Speck, und es fließt eine zähe Feuchtigkeit heraus. Es entſtehen Geſchwüre, die wie der Krebs um ſich freſſen. Fließt zugleich die Naſe; ſo hat das Thier auch den innern Wurm, und iſt ſchwer zu heilen. Die Krankheit iſt anſteckend. Der Hengſt iſt derſelben mehr, als die Stute ausgeſetzt. Sie entſteht von mehr als einer Urſache, theils, wenn das Pferd aus ſchwerer Arbeit ſogleich zur Ruhe kömmt; theils, wenn es auf einmal zu viel, oder gar zu ſchlechtes Futter frißt.

4. Die **Darmgicht**, Verſtopfung, Kolik, auch wohl provinzialiſch, aber unrichtig Feivel, wenn ſich das Pferd windet, nicht freſſen will, mit den Füßen ſtampft, und ſich wälzt. Der Bauch ſchwillt ihm auf, und es kann nicht miſten. Sie entſteht mehrentheils von verſchluckten Hühnerfedern, von unreinem, halb verfaultem Heu, von verſetzten Winden, und ſchlechtem Futter.

5. Der **Strengel**, oder die Bräune. Ein Geſchwür, oder Entzündung im Halſe, da das Pferd den Hals ſteif hält, frißt und käuet, aber nicht ſchlucken kann.

6. Die **Rehe**, das Verfangen, Verſchlagen. Eine Art von Gicht, da das Pferd in allen Gliedern lahm

und deſſen gekrönte Preisſchrift von der eigentlichen Urſache der Viehſeuche in dem 4ten Bande der Beſchäftigungen der berlin. Geſellſch. naturf. Freunde. No. 5. S. 112.

lahm wird, und die Beine wie Stelzen ſind: von Erkältung, übertriebener Arbeit, auch bey zu vieler Ruhe, und gefüttertem Rocken.

7. Der **Durchlauf**, Durchfall, wenn das Pferd dünn miſtet, oder zäher Schleim abgeht, oder der Miſt wohl gar blutig iſt. Im letzten Fall iſt gemeiniglich ein Entzündungsfieber dabey.

8. Der eigentliche **Feivel**, wenn dem Pferde oben am Kopfe eine Art von Geſchwür aufbricht, und an den Mähnen heruntereitert, welches von unreinem Geblüt herrührt.

9. Der **Koller**, oder Sonnenſchuß von zweyerley Art: der ſtille und raſende. Bey der erſten iſt das Pferd ruhig, ſieht aber ſtarr vor ſich hin, ſtößt an alles an, läßt das Futter aus dem Maule fallen, ſich den Finger tief ins Ohr ſtecken, ohne zu ſchütteln, und die Beine übers Kreuz ſetzen, daß ſie ſtehen bleiben.

Im zweeten Fall geht das Pferd ruhig beym Reiten und Fahren; ſcheint ihm aber die Sonne in die Augen; ſo wird es toll und wüthend, läßt ſich durch nichts bändigen, und man kann ihm ohne Gefahr nicht beykommen. Beyde Arten ſollen unheilbar ſeyn.

Außer dieſen giebt es noch ein ganzes Regiſter von Fehlern und Krankheiten der Pferde, als die **Blindheit**, die **Räude**, die **Fuß- und Steingalle**, u. ſ. w. in die ich mich hier ſo wenig, als in die **Kurart** einer jeden einlaſſen kann *). Die, durch äußerliche fehlerhafte Behandlung verurſachte Krankheiten: als das **Vernageln, Satteldrücken**, u. ſ. w. muß ich ebenfalls übergehen. Nur kann ich nicht unbemerkt laſſen, daß

*) S. davon Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 732.

daß ein Pferd von bittern Mandeln eben ſo leicht, als ein Eichhörnchen ſtirbt. *)

Die beſte Art, ein Pferd geſund zu erhalten, wenn es übrigens bey der Arbeit nicht erhitzt, oder ſonſt in der Fütterung nicht vernachläßigt wird, iſt aus Dännemark, als bewährt empfohlen. Man trocknet Brenneſſelſaamen allmählig, pulveriſirt ihn, und menget Morgens und Abends eine Handvoll für jedes Pferd unter das Futter. Auch ſoll der innere Gebrauch der Belemniten, Teufelsfinger, oder Donnerkeile, wegen des flüchtigen Salzes dieſer Steine, bey verſchiedenen Krankheiten ſehr heilſam befunden ſeyn.

II. Andere Feinde, die ihm gewaltſam nachſtellen, oder ihm ſonſt nachtheilig werden. Dahin gehören

1. Bären und Wölfe in den Provinzen, wo ſich dieſe Raubthiere noch befinden, und die Pferde auf der Weide gehen. Die Pferde ſtellen ſich im Zirkel, und ſchlagen hinten dergeſtalt aus, daß dieſe Raubthiere ſelten ankommen können, wenn ſie ſich zuſammenhalten. Ein einzelnes iſt mehrentheils verloren.

2. Verſchiedene Inſektenarten, die theils als Larven, theils als ſtechende und vollkommene Inſekten, die Pferde ſehr plagen: als

Die fliegende Pferdelaus: **)

Die eigentliche Pferdelaus. ***) Dieſe Inſecten finden ſich am meiſten an den Falben, Rothſchim-

*) S. Schwediſche Abhandlungen VII. 221. von den Fehlern und Krankheiten des Hufs, ingleichen von dem Beſchlagen der Pferde ſ. in Krünitz ökon. Encyklopädie 25. B. den weitläuftigen Artikel Huf.

**) Hippoboſca equina.

***) Pediculus *equi* Caballi L. ohne alle Beſchreibung.

ſchimmeln und Schäcken, weil dieſe Schwächlinge ſind, nach deren Säften die Inſekten, die ſich von animaliſchen Theilen nähren, ſo gern gehen, als andere nach den Säften kränklicher Pflanzen.

Ferner die Stechfliege, die ſogenannte blinde Fliege, oder eigentliche Pferdebremſe,*) welche in den heißen Sommertagen die Pferde ſchwarmweiſe überfällt, und ſie am Halſe, in den Weichen, unter dem Bauche, an den Geſchlechtsgliedern, und an allen Theilen, wo ſie mit dem Schwanze nicht hinreichen können, vermittelſt ihres vielfachen, hornichten, lanzettenartigen Stachels, dergeſtalt ſtechen, daß öfters das Blut herabrinnt, welches ſie mit haarichten Saugrüſſeln begierig auflecken.

Die Augen dieſer Fliegen ſind ringlicht. Die Struktur ihres Stechſtachels ein Meiſterſtück. In den ſandichten Gegenden der Mark giebt es eine große Art, die ſo lang iſt, als das Glied eines Fingers.

Endlich der gefährliche Afterkriecher, und die Naſenbreme.**) Die letzte kriecht den Pferden, wie den Eſeln, Hirſchen, u. ſ. w. in die Naſe, und legt ihre Eyer in den Schleim derſelben. Die auskommenden Larven kriechen in den Schlund, und niſten ſich da ein.

Die erſte paßt im Fluge den Zeitpunkt ab, da das Pferd miſtet, und legt ihm die Eyer in größter Geſchwindigkeit in die Falten des Maſtdarms. Die auskommenden Larven gehen in den Darmkanal, werden außerordentlich groß, haben um alle Einſchnitte des Körpers

*) Tabanus *bovinus*, — *ruſticus*, — *caecutiens*. v. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. P. V. 2882. Sp. 4. 11. 17.

**) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. P. V. p. 2810. Oeſtrus *naſalis* et *haemorrhoidalis*.

Körpers herum, die letzten ausgenommen, ſcharfe Stachelreihen, und begeben ſich zuletzt wohl gar, wie die Naſenlarven, in den Magen des Thieres, wo ſie ſich mit ihren beyden hornartigen Haken in die Magenhaut einhäkeln, und feſtſitzen.

Ich beſitze das Stück eines Pferdemagens aus der Ecole veterinaire zu Hannover in Weingeiſt, worin an die dreyßig ſolcher Larven hängen, und worin man die Löcher, wo die übrigen geſeſſen haben, als ein Schüſſelchen mit einem Punkt, noch ſehen kann.

Ein ſolches Pferd pflegt öfters vor dem Zeuge plötzlich umzufallen, wälzt ſich, und ſieht ſich immer in die Seiten, um den Ort ſeines empfindlichen Schmerzes anzuzeigen. Man hält es für unheilbar, wenn es ſo weit erſt mit ihm gekommen iſt.

Doch hat mich ein Kavalier aus Schleſien verſichert: man habe daſelbſt ein bewährtes Mittel wider dieſe Maden, wenn ſie ſich auch ſchon im Magen einquartirt hätten. Man ſchneide nämlich von einer Kehrbürſte die Schweinsborſten etwan eine Linie lang ab, und gebe ſolche dem Pferde mit Oblate oder einer andern weichen Materie, in ziemlicher Quantität ein. So wie ſich das Weiche im Magen auflöſt; ſo kommen die Stacheln vor, und ſtechen die Maden allenthalben, welches ihnen ſo empfindlich iſt, daß ſie ſich mit ihren Haken abziehen, und in die Gedärme retiriren, wo ſie ebenfalls von dieſen Stacheln leiden. Sie ſollen abgehen, und das Pferd geneſen.

3. Verſchiedene Arten von Eingeweidewürmern, die ihm eigen ſind: als eine große Art von Haar-

Haarwurm *), große Spulwürmer **), Paliſadenwürmer ***), Egelwürmer ****), und eine beſonders breite Art von Bandwürmern, wie geſtrickt es Band, mit vier ſichtbaren Saugwarzen am Kopf, in deren Mündungen man hineinſehen kann; aber ohne Hakenkranz. Man hat ſogar auf dem Augapfel eines Pferdes, und in der vordern Augekammer deſſelben zwey und einen halben Zoll lange Würmer, wie ſeidene Fäden, gefunden, die ich für eine beſondere Art von Askariden halte. Wie ſie dahin gekommen ſind, iſt noch nicht ausgemacht *****).

Der Schaden,

den die Pferde thun könnten, würde ſich etwa dahin erſtrecken, daß eine Heerde Füllen Korn und Gras zertreten, oder wilde und unbändige Pferde beym Reiten und Fahren, großes Unglück anrichten, wovon man die traurigſten Beyſpiele hat, daß ſie flüchtig geworden ſind, und mit Wagen und Perſonen von hohen Ufern in die Flüſſe geſprungen ſind, oder die letztern zu Tode geſchleift haben.

Dieſem Unglück vorzukommen, hat man ein Mittel erfunden, daß der Kutſcher, oder Herr im Wagen, ver-

*) *Trichuris.*

**) Aſcaris *gigas.*

***) *Strongylus.*

****) *Faſciola.* Davon ſiehe meinen Verſuch einer Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer, an verſchiedenen Orten.

In Bechſteins N. G. I. 740. ſcheint der Fadenwurm, Gordius, der Trichuris genannt wird, mit dieſem letztern, dem Haarwurm, verwechſelt zu ſeyn.

*****) S. Beckmanns phyſik. ökon. Bibl. XVI. 342.

vermittelſt einer abgedruckten Feder den Vorderwagen abſpannt, und die Pferde laufen läßt. Eine andere beſtehet in **Klappen**, welche den Pferden über den Augen ſtehen, und welche der Kutſcher, wenn ſie flüchtig werden, mit einer Linie niederzieht, da ſie den Augenblick ſtehen *).

Wie groß und ausgebreitet iſt dagegen

der Nutzen

dieſes, von der Vorſehung, recht für den Menſchen beſtimmten Thieres?

Das Pferd leiſtet dem Menſchen **allgemeinen** und **beſondern** Nutzen.

Der erſte iſt bekannt, und ich darf mich nur auf die **Dienſte** berufen, die dieſes Thier, faſt in allen Arten der Bedürfniſſe, durch **Reiten**, **Fahren** und **Tragen**, bey den Hottentotten und Perſern durch **Ausdreſchen des Getreides**, auch durch **Treten der Waſſerkünſte**, dem Menſchen leiſtet, und wie viel es ſonſt noch zum **Vergnügen** und zur **Bequemlichkeit** beyträgt. Wenn ich auch alles bey Seite ſetze, was der Menſch bey dem Ackerbau, in der Aernte, und bey andern Gelegenheiten, ſelbſt von dem Miſte des Thieres, für Nutzen hat; ſo bedenke man einmal, wie groß der Vortheil durch das allgemein eingeführte **Poſtweſen** der menſchlichen Geſellſchaft ſey, und wie leicht es großen Herren wird, durch abgewechſelte Courierpferde, in kurzer Zeit an die entfernteſten Höfe ihre Schriften und Briefſchaften zu bringen?

*) S. Beckmanns phyſik. Bibl. XIV. 399.

Eben dieſes Nutzens wegen kann man eine ordentliche Eintheilung der Pferde machen.

Die Jagd- und Parforcepferde, die Schußpferde, die vor keiner Kanone erſchrecken, die Kriegespferde, die ordentlichen Reitpferde, die Pracht- und Paradepferde, die Kutſchpferde, die Poſtpferde, die Ackerpferde, die Laſt- und Packpferde, leiſten alle in ihrer Art den beträchtlichſten Nutzen. Ein engliſches Mühlpferd trägt bis 910 Pfund.

Iſt gleich der Ochſe wohlfeiler zu erhalten, und thut ers auch im Ziehen dem Pferde zuvor, ſo muß er doch dieſem wegen ſeiner Langſamkeit weichen, da ein Pferd immer dreymal mehr, als dieſer, verrichtet.

Was den beſondern Nutzen des Pferdes betrifft; ſo fange ich

1. wieder mit den innerlichen Theilen an.

Das Kammfett ſchmelzen die Abdecker aus, und verkaufen es an die Gerber und Schuſter, um das Leder geſchmeidig zu machen.

Aus der gahr gemachten Urinblaſe verfertigt man die bequemſten Tobaksbeutel auf Reiſen, wenn ſie mit feinem Ziegenleder überzogen werden. Sie dienen auch zu den Ballons, und zur Verbindung der Gläſer und Flaſchen.

Die Sehnen führen bey den Sattlern und Orgelbauern den Namen Roßadern, und werden zu dem feſten Verbande der Falten an den Orgelbälgen gebraucht.

Wie viele Nationen trinken die Pferdemilch, als eine große Delikateſſe, und die Kalmucken be-

bereiten daraus einen ſtark rauſchenden Brann-tewein *).

Der Pferdemiſt iſt ein ſehr hitziger und treibender Dünger, und dient inſonderheit bey Miſtbeeten. Man füttert damit, wenn etwas Mehl darunter gemiſcht wird, in Schweden und Norwegen, Schaafe, Schweine und Kühe. Man bedient ſich deſſelben auch, um aus dem Bley durch die Dünſte des Eſſigs Bleyweiß zu machen.

Durch angezündeten Pferdemiſt vertreibt man in Rußland die erſtaunlichen Mückenſchwärme, ja unſere Gärtner wiſſen zu Anfang des Herbſtes, in Gruben, die voll Pferdemiſt gepackt ſind, und den Winter über ungeſtört bleiben, im folgenden Frühjahre, die ſchädlichen Werren oder Maulwurfsgryllen, mit Alten und Jungen, ſehr geſchickt zu fangen. Wird er doch auch verbrannt zum Salmiak genutzt. Friſche Pferdeäpfel in warmen Waſſer eingeweicht, und erfrorne Füße eingeſetzt, heilen den Schaden gründlich.

Der dauerhafteſte Ofenkitt beſteht aus Pferdemiſt mit Leym, Salzwaſſer, ungelöſchtem Kalk, Ziegel- und Glasmehl, Hammerſchlag, Feilſpänen, Reh- und Kuhhaaren, friſchem Rinderblut und Waſſer **).

2. Auch von den äußerlichen Theilen des Pferdes kann faſt jeder genutzt werden.

Wie viele Nationen eſſen das Fleiſch der Pferde, und Deutſche, die es bey großen Herren in Rußland ge-

 geſſen

*) S. Gatterer vom Nutzen und Schaden der Thiere I. 83.

**) S. berliniſche Sammlungen V. 595. Lutum Sapientiae.

geſſen haben, verſichern, daß es dem Rindfleiſch nichts nachgebe *).

Aus der **Haut** werden verſchiedene Lederarten, beſonders **Juften**, ſogar der ächte orientaliſche **Chagrin**, verfertiget. Es werden auch daraus von den Sattlern viele Arten von Riemenwerk, und von den Schuſtern Stiefeln, und ſtarke Schuhſohlen gemacht.

Die **Kalmucken** bereiten ſich daraus Schläuche, Sattelflaſchen, lederne Theekannen, und andere Gefäße mit weiten Oeffnungen, ſo wie die **Chineſer** kurze Kamiſole, an denen die Haarſeite auswendig iſt.

Wie nützlich ſind die **Pferdehaare**, zu allerley Bedürfniſſen zu gebrauchen? Von den Mähnen und Schwanzhaaren macht man die **Schlingen** zu den Dohnen, die Krametsvögel zu fangen: Bezüge auf die **Geigenbogen**; verſchiedene gewürkte Halsbänder, Armbänder, Knöpfe, Haarſiebe, ausgeſtopfte Buchdruckerballen, u. ſ. w. Die **kurzen Haare** dienen zu Pinſeln, Hüten, Bürſten, Perüken, Seilen, Matratzen, Polſtern, Küſſen, Sätteln, Stühlen, u. ſ. w.

Der **Roßſchweif** in der Türkey ein großes Ehrenzeichen des Kaiſers, und der Pachas.

Die **Hufe** verarbeiten die Horndreher, und es werden daraus beſonders äußerſt leichte, und ſchön gemaſerte **Uhrgehäuſe** verfertiget. Kalzinirt dienen ſie zu dem Berlinerblau, und geraſpelt als Dünger auf den Aeckern.

Mit den **Vorderzähnen** glätten die Buchbinder Papier und Bücherdecken. Die **Backenzähne** können, wie Elfenbein, zu ausgelegter Arbeit gebraucht werden, da

*) S. Gatterer vom Nutzen und Schaden der Thiere I. 80.

da ſie wie Achat glänzen. In Irland macht man ſchöne Knöpfe daraus.

Wie mancher Menſch ernährt ſich von künſtlich abgerichteten Pferden, welche mit Anſchlagen des Fußes die Zahl der Uhr angeben, durch einen Reif ſpringen, und durch mehrere Künſte dieſer Art beweiſen, daß das Pferd Klugheit und Gelehrigkeit beſitze *).

Zu den Irrthümern und Vorurtheilen

bey dem Pferde, rechnen wir

1. daß der Curculio *paraplecticus* L. auf dem Waſſerſchierlinge, wenn er von den Pferden verſchluckt werde, ihnen Lähmung verurſache. Es iſt dieß eine ungegründete Sage, und der Verdacht möchte eher auf die Pflanze, als aufs Inſekt fallen.

2. Daß eine gewiſſe Raupe in den Schilfſtauden, Typha latifolia Linn. den Pferden eine Wurmkrankheit verurſachen ſolle, iſt ebenfalls noch nicht erwieſen **).

3. Daß der Aberglaube den Pferden die beſondere Eigenſchaft zuſchreibe: Geſpenſter ſehen zu können. Meine Pferde, ſagt der Knecht und Poſtillion, wiſſen es auf ein Haar, wo es nicht richtig iſt. Sie ſchnauben und ſtampfen, und wollen nicht aus der Stelle, und dann ſteht gemeiniglich eine weiße Figur vor ihnen.

*) Sonderbare Erzählungen aus der Naturgeſchichte. I. 17.

**) S. Paſt. von Scheven im Naturforſcher XI. 30. Tab. 3. Fig. 1 — 4. Das Pferd iſt nicht geſtorben. Wenn ſich im Magen eines an der vermeynten Wurmkrankheit geſtorbenen Pferdes, eben ſolche Raupen und Puppen, als in den Schilfſtauden fänden; ſo wäre es wahrſcheinlicher.

Inſonderheit merken ſie es, wenn ſie vor den Galgen und Rädern vorbey müſſen.

Das Pferd iſt von Natur ſcheu und furchtſam. Des Nachts darf ihm nur etwas ungewöhnliches: eine Fledermaus, eine Eule, ein Haſe, u. ſ. w. aufſtoßen, gleich ſtutzt es, und gebärdet ſich wild. Daß es ſich bey den Hochgerichten ſträubt, kommt von den aashaften Dünſten der menſchlichen Körper her, die jedes Pferd, auch von ſeines Gleichen, verabſcheuet.

Bey einer gewiſſen Stadt giengen einmal alle Abend die Pferde der Poſt durch, wenn ſie vor dem Galgen mit zween Pferdedieben vorbey mußten. Es wies ſich nachher aus, daß dieß ſehr natürlich zugegangen war. Denn es hatte ſich ein verrückter Menſch einfallen laſſen, mit einer Stange alle Abende dieſe beyden Körper am Galgen zu prügeln.

4. Daß die Würmer im Magen von Hexen hineingebracht wären, wie ſonſt viele Oekonomen glaubten, wenn ſie ihnen beym Aufhauen des Thieres von dem Abdecker gezeigt wurden.

5. Daß ein weißes, in einem neuen Topfe zu Pulver gebranntes Wieſel ein bewährtes Mittel gegen die, von Hexen den Pferden angezauberten Krankheiten, ſey.

6. Daß man ehemals Milch, Blut, Knochenmark, Miſt, Urin, Schweiß, Geifer, Hoden, Schwämme oder die hornichten Warzen an den Schenkeln, den Huf, die erſten Zähne, und den Pferdebezoar, wie auch die Haare der Pferde, in der Medizin gebrauchte.

7. Von den Betrügereyen im Pferdehandel iſt hier der Ort nicht zu reden. Es iſt aber erſtaunlich, auf

auf was für Künſte und Ränke man gefallen iſt, die Fehler eines Pferdes zu verbergen *).

8. Wolfsleber zu Pulver geſtoßen, und in die Luft geſtreuet; ſo gehen ſechs Pferde nicht weiter, als bis es verflogen iſt. Das wäre doch noch ein leichtes Mittel, flüchtige Pferde aufzuhalten.

Schriften,

worin die Naturgeſchichte des Pferdes eigentlich beſchrieben iſt, ſind

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere von Martini: I. 13. mit Abbildungen.

Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 709.

Funks Naturgeſchichte und Technologie I. S. 44.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 399. Equus Caballus *ferus*. Tab. 310. Equus Caballus *domeſticus*.

Donndorffs zoologiſche Beyträge ꝛc. I. 707. 1. das gemeine Pferd.

* *

Für meine junge Leſer habe ich noch ein Paar Anekdoten vom Pferde bis zuletzt aufgehoben.

1. Daß man in Indien die Pferde mit Zuckerrohrblättern füttert.

2. Daß die Pferde ehemals in Irland mit dem Schwanze ziehen müſſen **).

*) S. aufgedeckte Roßtäuſcherkünſte. Leipzig 1780. Hausvater II. 55. 63. 478. Von Reizenſtein vollkommener Pferdekenner. 1764. Zehnters Abhandlung der Kunſt, Pferde zu kennen. Fr. an d. O. 1774.

**) Sparrmanns Reiſe 130.

3. Daß man im Hannöveriſchen einen ganz verſteinerten Pferdefuß gefunden hat *): nicht nach Art der Foſſilen mit einigen Steinchen verſetzten Knochen, ſondern wirklicher feſter Stein unter Kalkſteinen.

4. Daß ich mir den Zug von ſechs kleinen grönländiſchen Pferden zu ſehen gewünſcht hätte, welchen der Generalkontrolleur 1786 dem Dauphin zu Paris ſchenkte. Sie waren ſo eingefahren, daß ſie den Prinz in einer kleinen Kutſche zogen. Der Kutſcher war von zwölf, und der Vorreiter von neun Jahren **).

Der ſechſten Ordnung: oder der Thiere mit Pferdegebiß: erſten Gattung: das Pferd —

2. Zwote Art: der Eſel ***).

Allgemeine Kennzeichen.

Der Eſel iſt nicht etwan ein bloß ausgeartetes Pferd; ſondern er hat das Recht, und, ob er gleich in zu unverdienter Verachtung ſteht, die Ehre, ſich als eine eigne Art, an die Seite des ſtolzen Pferdes zu ſtellen; ſtandhaft aber unterſcheidet er ſich von demſelben:

Durch ſeine langen Ohren;
durch das ſchwarze Schulterkreuz;
durch den kahlen, nur am Ende behaarten, Schwanz.

Es

*) Journal von und für Deutſchland II. 8. St. 105.

**) Hamburg. Korreſp. 1786. No. 193.

***) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. p. 211. Sp. 2. Equus *aſinus.* *α ferus.* *β. domeſticus.* Der Eſel; das eigentliche Müllerthier.

Es giebt zweyerley Racen von Eſeln: die wilden und zahmen. Von dieſen zuerſt.

1. Der zahme Hausesel.

Beſchreibung.

Das urſprüngliche Stammvaterland des Eſels, wie des Pferdes, iſt unſtreitig Aſien. Wer könnte daran zweifeln, da es noch bis jetzt in den mäßig heißen Gegenden dieſes Welttheils ganze Heerden wilder Pferde und Eſel giebt, ob wir gleich nicht in einer ununterbrochenen Genealogie der Geburtsahnen bis auf unſer Müllerthier fortzugehen im Stande ſind.

Genug der Eſel, der nun einmal unter uns der vogelfreye Gegenſtand alles Spotts und aller Verachtung iſt, mag ſo ausgeartet ſeyn, wie er will, ſo macht er doch unter der Pferdegattung eine beſondere Art aus, die ſich immer noch mit ſich ſelbſt begattet und erhält, ob ſie gleich auch Baſtardarten zu liefern im Stande iſt.

Die Länge unſeres gemeinen grauen Müllereſels, der bey uns auch Bruchesel heißt, iſt insgemein vom Kopfe bis zum Schwanze fünf Fuß, vier Zoll; die Höhe aber faſt drey Fuß. Der Kopf allein hält einen Fuß, vier Zoll.

Dieſer iſt außerordentlich dick und plump, und die langen Ohren daran geben ihm von Natur das Anſehen der Dummheit. An der breiten Stirn ſtehen die Augen weit aus einander, und haben gar nicht den lebhaften Blitz wie bey einem muthigen Pferde. Eben ſo mißgeſtaltet ſind die dicken herabhängenden Lippen. Die Anzahl der Zähne erſtreckt ſich auf 36, und er

wechſelt

wechſelt ſie, wie das Pferd. An dem langen Halſe ſitzt nur eine kurze Mähne. Der Rücken iſt etwas gebogen, und der Bauch unförmlich weit. Die beſten Gliedmaßen am ganzen Eſel ſind die ſchlanken Beine, die einen grauen Huf haben.

Die Haare des Eſelfells ſind lang, unanſehnlich, und etwas gekräuſelt. Die Farbe, ob ſie gleich verſchieden iſt, indem es blauliche, röthliche, auch ſchwarze Eſel giebt, iſt insgemein ein eigenes Grau, welches daher auch das Eſelsgrau genannt wird.

Obgleich der Eſel in ſeiner ganzen Geſtalt und Bildung nicht viel empfehlendes von der Natur empfangen hat; ſo hat er doch ein gutes Geſicht, ein leiſes Gehör, einen ſtarken Geruch, und einen ſichern Gang. Kurz, alle Talente, die er zur Erfüllung mancherley Bedürfniſſe des Menſchen haben muß.

Zergliederung.

Knochengebäude, Eingeweide, und alle innere Theile gerade, wie bey dem Pferde.

Der Aufenthalt

bey uns iſt ein gemeiner Stall, bey welchem die Vorſicht, als bey Pferden, bey weitem ſo nöthig nicht iſt; doch fordert das Thier eine trockene Ruheſtätte.

Die Nahrung

des Eſels iſt äußerſt dürftig und mager. Er iſt mit dem zufrieden, was die Pferde verſchleppen, und ihm ſchmecken die härteſten und ſchlechteſten Gewächſe, die andere Thiere nicht anrühren. Dornen und Diſteln ſind, wie dem Rhinozeros, ſeine liebſte Nahrung, und

gleichwohl erhält er ſich dabey in ungemeiner Stärke. Außerdem aber liebt er alle ſalzigen und bittern Kräuter. Deſto delikater iſt er in Anſehung des Waſſers, welches ſehr rein ſeyn muß, und welches er am liebſten aus dem Fluſſe oder Bache ſelbſt trinkt.

Lebensart und Eigenheiten.

Dieſes Thier hat allerdings mehr Fähigkeiten, als man ihm zutrauet. Durch Vernachläßigung, Verachtung und ſchlechte Zucht werden ſie freylich ſehr verringert. Denn das Thier lebt bey dem elendeſten Futter unter beſtändiger Arbeit und Schlägen. Iſt es nicht natürlich, daß ſein Naturell zuletzt dumm, träge und faul werden muß, welches man ſchwerlich in Tugenden verwandeln, und ſagen kann: der Eſel ſey demüthig, geduldig und gelaſſen. Alle ſchlechte Eigenſchaften, die ein Kind, oder ein Menſch hat, als Einfalt, Dummheit, Trägheit, Faulheit, Ungeſchicklichkeit, u. ſ. w. muß der arme Eſel hergeben, und er wird in der niedrigen Sprache mit nichts geringerem, als mit dem Eſel verglichen. *)

Der Eſel iſt ſo dumm nicht, wie man ihn anſiehet. Aus Zwang und Furcht vor Schlägen, die er faſt bey jedem Schritt bekommt, wird er timid, und niedergehalten. Wenn er jung iſt, iſt er luſtig genug, und macht die poßierlichſten Streiche. Muthwillen, wenn

*) Die Verachtung des Eſels iſt zuerſt bey den Aegyptiern aufgekommen, und hat ſich hernach auf die übrigen Völker fortgepflanzt. S. das alte hamburgiſche Magazin 21 B. S. 201. ff.

Büffon in ſeiner Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere von Martini: I. 208. hat dem Eſel eine ſchöne Apologie gehalten.

wenn er ſich ſelbſt überlaſſen iſt, und eine gewiſſe Art von Tücke gegen ſeinen Treiber, der ihn zu unbarmherzig behandelt, verläßt ihn nie.

Ich habe es oft mit Vergnügen geſehen, wie ſich mancher Eſel, wenn er ſeinen Sack losgeworden iſt, vor dem Hauſe von dem Haufen weggeſchlichen, und ſich an einen einſamen entlegenen Ort, z. B. in den Winkel eines Kirchhofes oder Gottesackers, begeben hat. Der Treiber hat ihn ſtundenlang geſucht. Fand er ihn endlich, und machte die Peitſche los; ſo muſte er ſich wohl eine halbe Stunde mit ihm herumjagen, ehe er ihn von dem Platze wegbrachte. Die Vorempfindung der Schläge konnte ihn nicht trügen, aber er ſuchte doch vorher ſeinen Treiber ordentlich zu necken, und vexirte ihn eine geraume Zeit herum.

Wenn der Eſel ſeinen Sack los iſt; ſo iſt das erſte, daß er ſich auf die Knie niederläßt, mit dem Körper umwirft, ſich wälzt, auch ſich wohl einigemal überſchlägt, wieder aufſpringt, eine lange Strecke ſein Ya — ſchreyet, und im Springen, Trottiren und Gallopiren allerley poßierliche Wendungen macht, ſeine Freude zu bezeugen, daß er die ſchwere Laſt los ſey.

Die Natur hat ihm faſt unter allen Thieren die härteſte Haut gegeben, um durch Unempfindlichkeit gegen die vielen Schläge, auch gegen die Stiche der Inſekten, ſein hartes Schickſal einigermaßen zu erleichtern.

Außerdem hat der Eſel noch verſchiedene Eigenheiten, wodurch er ſich vor andern Thieren, ſelbſt vor dem Pferde, auszeichnet. Dahin gehört

1. die Stärke ſeines Kreutzes, ganz ungeheure Laſten zu tragen. Die Natur ſahe dabey ſchon auf die

Bedürf-

Bedürfniſſe des Menſchen. Kein Pferd iſt im Stande, auf ſeinem Rücken, einen ſo ſchweren Sack zu tragen, als ein kleiner Bruchefel. Unſere Harzpferde, welche halb wild zu ſeyn ſcheinen, ſo haaricht ſind ſie, tragen zwar auch Kornſäcke, aber bey weitem ſo ſchwere nicht, als der Eſel. Unſere hieſigen größern Baſtardeſel, oder Maulthiere, *) deren ſich faſt alle unſere Müller bedienen, tragen die ſogenannten großen Schrootſäcke, oder Mehlſtücke von 8 Scheffeln, eine Laſt von 640 Pfund, die öfters drey ſtarke Kerl nicht wieder aufzulegen im Stande ſind, wenn einer das Gleichgewichte verloren, und abgefallen iſt.

2. Seine ganz beſondere Stimme: Ya! die er in anhaltenden und höchſtwidrigen Tönen, bald kürzer und abgebrochener, bald länger zieht: aus dem Hohen ins Tiefe, aus dieſem wieder in die Höhe, und das alles in den unerträglichſten Diſſonanzen, wozu ganz eigene Organen gehören müſſen, **) und wobey er die Lippen gewaltig einzieht. Die Stimme der Eſelin iſt ſtärker und durchdringender, als des Eſels.

3. Er ſäuft auf eine ganz andere Art, als das Pferd, und ſteckt nicht, wie dieſes, die ganze Naſe ins Waſſer. Schwerlich aber iſt dies die Urſache, daß er ſich vor dem Schatten ſeiner Ohren fürchtet.

4. Weil man ſich nicht die Mühe nimmt, ihn zu ſtriegeln, ſo ſucht er ſich Striegeln der Natur, und wälzt ſich gern auf Diſteln, und ſtachlichten Farrenkräutern herum, um die Haut vom Staube zu reinigen.

5. Koth

*) Equus *mulus*.

**) S. *Heriſſant* Recherches ſur les Organes de la voix des Quadrupedes in den Memoir. de l'Acad. Roy. des Sciences de Paris 1756. T. X. p. 265.

5. Koth und Näſſe verabſcheuet er ſehr, und kann nur durch harte Schläge durchs Waſſer getrieben werden, durch welches faſt jedes Pferd ſo willig geht.

6. Wenn aber die Eſelin ein Junges hat; ſo überwindet die Mutterliebe die natürliche Waſſerſcheue ſo ſehr, daß ſie gerade durchgeht, auch das Feuer nicht fürchtet, wenn es in Gefahr iſt.

7. Der ſichere Tritt iſt dem Pferde weit vorzuziehen. Mit den ſtärkſten Laſten geht er über die ſteilſten Berge, und unbeſchlagen über ſpiegelglatte Eisflächen, ohne zu ſtraucheln.

8. Seinen Treiber weis er unter 1000 Perſonen herauszufinden, und, ob er ihm gleich nichts zu gute thut, ſondern nur den Sack auflegt, und die Laſt mit Schlägen begleitet; ſo gewöhnt er ſich doch ſo an ihn, daß er ihn von weitem aufſucht.

9. Er giebt es auch durch beſondere Zeichen zu erkennen, wenn er Laſt genug hat. So bald ſolche über das Maaß ſeiner Kräfte geht, läßt er Kopf und Ohren hängen, ſperrt das Maul weit auf, und zieht die Lippen ein.

10. Er ſchläft noch weniger, als das Pferd, und kaum 4 Stunden.

11. Sonderbar iſt es, daß er unbeweglich liegen bleibt, ſo lange man will, wenn man ihm den Kopf ſo legt, daß das eine Auge auf die Erde kommt, das andere aber zugedeckt wird.

12. Er iſt einer der ſicherſten Wetterpropheten. Iſt er heiter und luſtig beym Austreiben; ſo bleibt das Wetter beſtändig. Hängt er aber den Kopf nieder, oder reibt ſich an allen Wänden und Bäumen; ſo ändert

dert ſich ſolches bald, und es kommt im Sommer mehrentheils ein ſtarkes Gewitter.

13. Daß er ſelten krank wird, und, wenn er nur einigermaßen gut gehalten wird, keiner einzigen Pferdekrankheit unterliegt.

14. Daß er faſt gar kein Ungeziefer an ſich habe. Davon unten.

Die Zeit der Fortpflanzung fällt gemeiniglich bey dem Eſel im May und Junius, und um dieſe Zeit ſchreyet er unaufhörlich. Die Stute trägt eilf Monate, und etliche Tage, oder 290 Tage, und wirft allezeit nur ein Füllen. Von zweyen hat man beynahe kein Beyſpiel aufzuweiſen. Sechs Monate ſaugt das Eſelsfüllen. Nach drittehalb Jahren geht der Zahnwechſel, wie bey den Pferden, vor ſich, und am Ende des zweyten Jahrs iſt das Thier ſchon im Stande, ſein Geſchlecht fortzupflanzen.

Sieben Tage nach der Geburt ſehnet ſich die Stute ſchon wieder nach dem Hengſt, und iſt im Stande, beſtändig trächtig zu ſeyn, zu fohlen, und zu ſäugen, welches ſich faſt bey keiner größern Art von Thieren ſo verhält.

Sein Alter kann er auf 20 bis 30 Jahre, und die Eſelin, weil ſie mehr geſchont wird, noch höher, bringen.

Ich habe in Weingeiſt einen männlichen Eſelsembryo, dem man es an den langen Ohren ſchon anſehen kann, wohin er gehört. Er iſt ungefähr drey Monate alt.

In Abſicht der Verbreitung findet man den Eſel bis zum 58ten bis 60ten Grad in Europa; aber gewiß nicht in dem öſtlichen Aſien. Nordamerika

hat in den brittiſchen Kolonien Eſel; in Südamerika fehlt er auch nicht. In Schweden iſt er ſelten, und in den höheren nordiſchen Gegenden gar nicht. Ein Beweis, daß er ein ſehr kaltes Klima nicht vertragen kann. Die arabiſchen und perſiſchen Eſel ſind auſſerordentlich groß, muthig und ſtark. Die ſardiniſchen Eſel hingegen ſind ſehr klein, kaum 2 Fuß und 10 Zoll hoch *).

Wenn der Eſel nicht von dem Menſchen ſo hart gehalten und behandelt würde; ſo hätte er an ſich, unter allen vierfüßigen Thieren, faſt die

wenigſten Feinde. Denn

1. weiß der Eſel faſt gar nichts von den gewöhnlichen Pferdekrankheiten, wie ich bereits oben erinnert habe. Eigene kennt man auch nicht. Und die Alten wuſten keine weitere Krankheit, als den Rotz anzugeben, die er doch nicht anders, als durch Anſteckung der Pferde bekommt. Zuweilen iſt der Eſel auch dem Spalten und Aufreißen der Hufe unterworfen, beſonders in bergichten und ſteinichten Gegenden. Zuweilen wird wohl einmal ein Eſel wütend. Davon unten.

2. Andere Feinde aus dem Inſektenreiche, die ſonſt den haarichten Thieren ſo ſehr nachſtellen, als Oeſtri, Tabani, und andere Stechfliegen, vergreifen ſich nicht an ihm, theils, weil ſie durch ſeinen übelriechenden Schweiß, theils durch die Härte und Unempfindlichkeit ſeiner Haut, gegen die ihr Stachel nichts vermag, abgehalten werden.

Faſt

*) S. Cetti Naturgeſchichte von Sardinien. I. 42. 46.

Faſt alle Schriftſteller, ſelbſt Büffon, verſichern, daß er von allem Ungeziefer, auch von der Laus, völlig frey ſey. Allein Redi *) hat doch eine eigentliche und beſondere Laus an ihm entdeckt, die daher auch den Namen Eſelslaus führt. Ob ich mir gleich viele Mühe gegeben habe, ein ſolches Inſekt zu erhalten; ſo hat mirs nie glücken wollen, und auf allen Mühlen, wo Brucheſel gehalten werden, habe ich die Antwort bekommen: der Eſel habe keine Laus.

Eine Erfahrung, die dieſen Vorzug des Eſels faſt beſtätigen ſollte, daß er unter allen Thieren von Ungeziefer frey ſey. Daher vermuthe ich, daß die Rediſche Eſelslaus ein Acceſſorium ſey, und daß ſie der Eſel etwan in einem Pferde- oder Kuhſtalle durch Zufall bekommen habe.

3. Ob der Eſel wahre Eingeweidewürmer hat, kann ich aus eigener Erfahrung nicht ſagen, und von andern iſt auch kein einziges Zeugniß darüber vorhanden. **)

Der Eſel iſt unter allen Thieren das allereinzige, wovon wir ſagen können, daß es faſt ganz und gar keinen

Schaden

thue. Wenigſtens gilt dieſes von den europäiſchen zahmen Müllereſeln. Denn ſie beißen und ſchlagen

Z 2 nicht.

*) S. *Redi* Exper. t. 22. f. I. Oper. t. 25. Nach der Beſchreibung hat ſie einen ſtumpfen vorgeſtreckten Kopf, und iſt nur am Eſel mehr ſüdlicher Gegenden anzutreffen. C. F. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. P. V. p. 2916. ſp. 12. Pediculus *Aſini.*

**) S. Franz von Paula Schrank Verzeichniß der bisher bekannten Eingeweidewürmer S. 57. da unter den Belluis Linn. der Eſel fehlt.

nicht. Sie wehren ſich nie gegen ihren Treiber, wenn ſie auch die ärgſten Schläge bekommen. Ich wüſte nie, daß von einem ſolchen Eſel auf irgend eine Art Schaden oder Unglück entſtanden ſey. Die Maulthiere beißen, und es muß ihnen ein Maulkorb angelegt werden.

Ein Beyſpiel iſt mir bekannt, daß ſich auf einer von den kanariſchen Inſeln, die, von den Europäern dahin gebrachten, und nachher wild gewordenen Eſel dergeſtalt vermehret haben, daß ſie dem Getreide gefährlich geworden, und die Einwohner im Jahr 1591. ihre Ausrottung, mit Hülfe der Hunde, unternommen, und an die 1500 Stück getödtet haben ſollen. *)

Zu Sulzburg in der Herrſchaft Badenweiler iſt auch einmal ein Eſel wütend geworden, den ein kleiner toller Hund gebiſſen hatte. Er biß Kühe und Pferde, fiel ſeinen eigenen Herrn an, ſoff aber bey dem Brunnen, fiel darauf nieder, und ward ſehr unruhig, wenn ihm Gras vorgehalten wurde. Endlich krepirte er im Stalle, und die Sache hatte weiter keine üble Folgen. **)

Daß ſie zuweilen in den Gärten die Bäume abſchälen, und die jungen Sprößlinge abfreſſen, kann man verhüten. Indeſſen würden wir, wie man ſagt, die Kunſt, den Wein zu beſchneiden, nicht gelernt haben, wenn ſie uns der Eſel durch Abfreſſung der Weinreben nicht gelehrt hätte.

Groß

*) S. Beckmanns phyſik. Biblioth. IX. 101.

**) S. Naturforſcher XVI. 85.

Groß aber iſt

der Nutzen,

den die Menſchen auch von dieſem verächtlichen Thiere haben. Was thut nicht

1. der Eſel bey dem ſchlechteſten und wohlfeilſten Futter für ſchwere Arbeit? Der gemeine Mülleresel trägt immer eine Ladung von 3 Zentnern, und wird dabey nur von einem kleinen Knaben regiert. Wenn der Treiber zu faul zum Gehen iſt; ſo muß er noch dazu dieſen oft hinter dem Sacke auf dem Rücken tragen. Nie läßt man die Eſel ohne Laſt gehen, ſondern, wenn ſie Säcke holen ſollen; ſo reiten die Treiber auf ihnen hin, und erſparen ſich die Mühe des Gehens. Zum Ziehen wird bey uns der Eſel nicht gebraucht, ob ich gleich der Meynung bin, daß er auch dazu genutzt werden könnte.

In Sardinien würden die Leute ſchlecht zurechte kommen, wenn nicht alle Waſſermühlen von Eſeln getreten würden.*) Es iſt artig, was der Abt Cetti davon ſagt: In den Familien gehört der Eſel zum Hausgeräth, wie ein Geſchirr. In der einen Ecke der Stube kocht der Topf am Feuer, und in der andern klappert die Mühle, die der Eſel treibt. In Italien, Spanien, der Türkey, Kleinaſien, und Guinea, bedient man ſich der Eſel zum Reiten und Laſttragen. Sie haben einen ſicherern und bequemern Gang, ſind nicht ſcheu, und ſtolpern nie. **)

 In

*) S. Cetti Naturgeſchichte von Sardinien. I. 50. ff. Schon *Columella* Tom. II. Scriptor. rei ruſticae ed. Geſneri. Lib. 7. c. l. p. 643. bezeugt es: Molarum et conficiendi frumenti pene ſolennis huius pecoris labor.

**) S. Gatterer vom Nutzen und Schaden der Thiere. §. 96.

In lockerem Erdreiche kann der Eſel Pflug und Egge ziehen, und in Aleppo geſchieht es noch bis auf den heutigen Tag.

2. Alle Theile ſeines Körpers ſind mit Nutzen zu gebrauchen.

Die Italiener machen aus dem Fleiſch eines Eſelsfüllen eine große Delikateſſe, und ſelbſt die Römer aßen es *). Noch jetzt werden aus dem Fleiſch der Keulen, mit anderem Fleiſch vermiſcht, in Italien die bekannten Cervelatwürſte verfertiget.

Wie mancher Schwindſüchtige iſt durch die Eſelsmilch kurirt? Sie iſt dünner, und nicht ſo käſigt, wird alſo von dem ſchwächſten Magen leicht verdauet. Die ſchönen Parmeſankäſe werden aus Eſelsmilch gemacht.

Aus der Haut macht man das derbeſte Leder, und aus dieſem Stiefel, Schuhe, Siebe, Trommeln und ein ſtarkes Pergament zu Schreibtafeln. Das beſte, das man dazu haben kann, zumal wenn es in Oehl getränkt iſt. Dadurch hat man den Vortheil, daß man das Geſchriebene mit jeder Feuchtigkeit wieder auslöſchen kann.

Auch wiſſen die morgenländiſchen Völker daraus den ſchönſten Chagrin zu verfertigen, ſo wie die Chineſen daraus ihren Okiao, oder Bruſtleim machen, den ſie zu dem feinſten Tuſch gebrauchen.

Da in unſern Zeiten die Muſik, und auch die Feinheit der Inſtrumente aufs höchſte getrieben iſt; ſo wundere ich mich, daß man die Erfindung der Alten ſo ganz aus der Acht läßt, da ſie aus den Knochen des Eſels

*) Wie Plinius vom Mäcenas berichtet im 8. Buch: §. 68. II. B. S. 321. nach Große Ueberſ.

Eſels gewiſſe Flöten verfertigten, die einen ungleich hellern und reinern Ton, als die aus Elfenbein, gehabt haben ſollen *).

Die Haare können geſponnen, und damit allerley Küſſen, Polſter und Stühle ausgeſtopft werden.

In ſchwerem und feuchtem Boden iſt der Eſels⸗miſt ein guter Dünger, und iſt der einzige, der gleich friſch gebraucht werden kann. In Egypten nutzt man ihn zur Feuerung.

Das Eſelsblut zieht ein gewiſſer Arzt zur Heilung der Wahnwitzigen allen andern gebrauchten Mitteln vor. Man ſchlägt im März oder April, im abnehmenden Monde, dem Eſel am Kopfe in der Gegend der Ohren eine Ader, fängt das Blut mit reinen Tüchern auf, und verwahrt es getrocknet zum künftigen Gebrauch. Davon nimmt man ein Stück von zwey oder drey Querfinger lang, und gießt Waſſer von Gauchheil, Erdrauch, u. ſ. w. darauf, um die rothe Farbe auszuziehen. Dieſer Trank wird dem Kranken drey Tage lang morgens früh gegeben, ſo daß er jedesmal den Schweiß abwarten muß **).

Von phyſikaliſchen Irrthümern und Vorurtheilen

wüßte ich bey der Naturgeſchichte des Eſels faſt nichts zu berichtigen, als

1. daß er darum die Naſe und den Kopf nicht ſo tief, wie das Pferd, ins Waſſer ſtecke, wenn er ſaufe, weil er ſich vor ſeinen langen Ohren fürchte.

*) S. *Bartholinus* de tibiis Veterum. Amſtel. 1679. 12. p. 25. 40.

**) S. Berliniſche Samml. VIII. B. S. 387. Preußiſcher Sammler I. 660.

2. Daß er über keine Brücke gehe, wenn er das Waſſer durch die Ritzen ſchimmern ſehe. Dieß wird bey uns durch die tägliche Erfahrung widerlegt.

3. Daß dem kleinen Gehirn, dem Herzen, der Leber, dem Blut, u. ſ. w. von den Alten viele medizinische Kräfte zugeſchrieben wurden, welche durch die beſſere Erfahrung unſerer Zeiten vernichtet ſind.

Die beſten, hieher gehörenden

Schriften

ſind

Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 745.

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere von Martini I. 187. Tab. 9.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 313. Equus *Aſinus* Linn. domeſticus.

Donndorffs zoologiſche Beyträge ꝛc. I. 717. No. 2. der Eſel.

Anhang

von zwo beſondern Baſtardracen vom Pferd und Eſel.

1. Die erſte wird vom männlichen Eſel und einer Stute erzeugt, und heißt das gemeine Maulthier *).

In

*) *Mulus*, le *Mulet*. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. p. 212. Aſinus *mulus*. Büffon Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere von Martini I. 223. nennt ſie die großen Mauleſel: Tab. 9. Bechſtein ſagt in ſeiner Naturgeſchichte Deutſchlands I. 753. daß

In Spanien und Italien iſt noch immer die ſtärkſte Zucht dieſer Thiere, womit die königlichen Höfe verſorgt werden.

Als im ſiebenjährigen Kriege die Franzoſen in Deutſchland waren; ſo wurde die Bagage der vornehmſten Generale, als eines Richelieu und Armenliere, von ſolchen Mauleſeln getragen, deren Größe und Schönheit außerordentlich in die Augen fiel, und manches Pferd übertraf.

Einige unſerer hieſigen Müller haben neben der zweyten Race, oder der kleinern Art, die ſie zum Sacktragen gebrauchen, öfters ein Paar der erſten, die ſich ſehr durch Größe und Schönheit auszeichnen, und die ſie gemeiniglich zum ordentlichen Reiten, oder auch vor dem Wagen, ſelbſt vor der Kutſche gebrauchen.

Die im Büffon I. Tab. 9. nach Martini abgebildete Race der großen Mauleſel, iſt die nämliche,

 die

daß ſie an Schönheit, Größe und Munterkeit der Mutter gleich kämen; aber Kopf, Ohren, Kreuz, Schwanz und Stimme vom Vater hätten. Funk hingegen in ſeiner Naturgeſchichte und Technologie I. 57. behauptet, daß die 2te Art vom Pferdehengſt und der Eſelin ſeltner, größer und ſchöner ſey, als die erſte, und gleichwohl nennt Büffon dieſe Art die kleinere. Ich vermuthe hier eine Verwechſelung, und Bechſtein ſagt ausdrücklich: dieſe Thiere der 2ten Art, ſind plump, faul, träge und klein. Blumenbach Handb. der N. G. 3te Aufl. S. 112. nennt die erſte Art auch das gemeine Maulthier. Wie ſoll man ſich da heraus finden? Aller Wahrſcheinlichkeit nach ſind die, von einem Pferdehengſt und einer Eſelin geworfenen, die großen ſchönen Mauleſel, und man hat ſich nur in den Namen geirrt. Ich wünſchte darüber eine genaue Berichtigung.

die unſere Müller reiten, und kommt dem Pferde ſehr nahe. Dieſelbe in Schrebers Säugthieren V. Tab. 314.

2. Die zweyte Race iſt vom Pferdehengſt und einer Eſelin, und heißt der Mauleſel *). Beym Buffon die kleinere Art. Nach Schreber V. Tab. 315. dem Eſel ſehr nahe. Dieſe Mauleſel ſind es, die alle unſere hieſige Müller gebrauchen, die größten Säcke aus der Mühle, und in dieſelbe tragen zu laſſen. Wenn man bey ihnen hergeht; ſo krachen oft ihre Knochen unter der Laſt. Mancher hat wohl 12 bis 15 Stück. Ein ſtarkes Kapital, da oft ein ſolcher Mauleſel 80 bis 90 Thlr. koſtet.

Beyde Arten ſind eigentlich **unfruchtbar**; doch ſoll man einige, aber ſehr ſeltene Beyſpiele des Gegentheils haben.

Die beyden beſten

Schriften

über die Erzeugungsart dieſer **Baſtardthiere**, ſind

Bonnets Betrachtungen über die organiſirten Körper nach meiner Ueberſ. I. Vorr. S. 46. I. 27. 130. 51. II. 282.

Spallanzani phyſikaliſche und mathematiſche Abhandlungen. Leipzig 1769. 8. S. 208 — 343.

Hartmans Pferde- und Maulthierzucht Stuttgart 1777.

2. Der

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. p. 212. Aſinus *Hinnus*.

2. Der wilde Eſel *).

Weil ſo wenige dieſes Thier kennen, und ſich faſt gar nicht mehr darum bekümmert haben; ſo iſt man auf den Gedanken gekommen, daß der wilde Stamm deſſelben ganz ausgerottet ſey. Allein gemeiniglich geht es ſo, daß wir nur die Thiere beyder Indien ſchätzen, daß uns aber die gemeinſten Gattungen unſeres Welttheils, und der nahe daran gränzenden Gegenden unbekannt bleiben.

So iſt es mit dem wilden Eſel, oder dem Onager der Alten gegangen **). Davon iſt wohl dieß eine der Haupturſachen, daß unſere Reiſende bey ſehr eingeſchränkter Freyheit und Sicherheit, die Einöden Aſiens, wo ſich dieſe Thiere noch aufhalten, nur flüchtig, und bloß auf den gebahnten Karavanenwegen durchwandern können, da es denn kein Wunder iſt, daß dieſe äußerſt ſcheuen und flüchtigen Thiere ihnen nicht zu Geſicht kommen.

In den Wüſten der großen Tartarey iſt der wilde Eſel noch heutiges Tages bey den dortigen Hirtenvölkern unter dem tatariſchen Namen Kulan bekannt. Zur Zeit

*) *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. p. 211 Aſinus α) *ferus*. *Onager* der Alten.

**) S. Pallas neue nordiſche Beyträge II. 22. Man verwechſele aber mit dieſem nicht den wilden Halbeſel; Dſhiggetâi, in den öſtlichen Wüſteneyen des mittlern Aſiens, den Pallas ebenfalls in dieſen neuen nordiſchen Beyträgen II. S. 1. beſchrieben, und Tab. I. abgebildet hat. S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. p. 210. Sp. 5. Equus *Hemionus*. Schrebers Säugthiere V. Tab. 311.

Zeit der Römer waren ſie in Kleinaſien, Syrien und Arabien allgemein bekannt *).

Merkwürdig iſt die Stelle des Tacitus in ſeiner Erzählung von den Iſraeliten, daß ſie ſich, während ihres Zuges durch die arabiſche Wüſte, unter Moſis Anführung, oft durch die wilden Eſel zu den Quellen haben müſſen leiten laſſen. Auch in der h. Schrift wird ihrer oft, als eines in den ans gelobte Land gränzenden Wüſteneyen ganz gemeinen Thieres gedacht.

Aus den Berichten aller aſiatiſchen Hirtenvölker iſt es gewiß, daß in den Steppen der großen Tartarey die wilden Eſel jährlich in unzähligen Heerden aus Süden herziehen, und ſich in die waldloſen und bergichten Einöden verbreiten, wo ſie den Sommer über weiden, und ſich im Herbſt zu Hunderten, ja zu Tauſenden zuſammenrotten, und ſüdwärts gegen Indien und Perſien, in ordentlichen Wanderungen, einen wärmeren Winteraufenthalt ſuchen, ſo daß man, nach der Verſicherung vieler Augenzeugen, von ihren Zügen in den Steppen die Spuren der vereinigten Heerden, oft zwey bis drey hundert Klafter breit, auf den ebnen Flächen ſehen könne.

Von der ruſſiſchen Gränze bleiben ſie immer fern genug. Daher iſt es ſo ſchwer, ein ſolches Thier zu erhalten **).

Die

*) S. Plinius Naturgeſchichte von Große: II B. 8tes B. §. 68. 69. Die beſten Waldeſel in Phrygien und Lykaonien. Athenienſiſche Denkmäler beweiſen, daß ein Eſel 80 Jahre alt geworden iſt. S. 323.

**) Doch gelang es dem Prof. Gmelin aus Perſien zwey eingefangene Kulanfüllen mitzubringen. Des verſtorbenen Gmelins Schüler hatte einen auf der Seereiſe

Die Perſer fangen den wilden Eſel lebendig in bedeckten Gruben, die ſie bis auf eine gewiſſe Höhe mit Heu anfüllen, damit ihm der Fall nicht ſchade. Sie werden durch Jagdgeſellſchaften zuſammengetrieben, und die gefangenen jungen Füllen zur Zucht an die Stutereyen der Vornehmen im Lande theuer verkauft. Von ihnen werden eben die ſchönen und flinken Reiteſel gezogen, deren man ſich in Perſien, Arabien und Aegypten, auf Reiſen durch die Wüſteneyen bedient, und das Stück oft mit 75 Dukaten bezahlt.

Man hat auch in Perſien die Gewohnheit, die Reiteſel roth zu färben, wie noch in Aegypten mit der zur Schminke üblichen Kanna geſchiehet. Vielleicht iſt daraus die fabelhafte Erzählung eines alten Schriftſtellers *), von einem rothköpfigen Onager in Indien, mit einem Horn auf der Stirn, entſtanden.

Man ſchätzt ſie außerordentlich, weil ſie auf den Reiſen durch die Wüſteneyen viel beſſer, als die Pferde aushalten, und im anhaltenden Schritt die Kameele übertreffen. Ein ſolcher Reiteſel legt im gleichförmigen Schritt alle halbe Stunden einen Weg von 1750 doppelten Menſchenſchritten zurück; dagegen die großen Laſtkameele nur 975, und die kleinern, oder Dromedaren höchſtens 1500 ablegen **).

Die

reiſe nach Aſtrachan geſtorbenen Kulanhengſt ſorgfältig ausgemeſſen, gezeichnet, und beſchrieben. Die Stute kam lebendig nach Petersburg, welche Pallas in den angeführten neuen nordiſchen Beyträgen, mit Zuziehung der Beſchreibung des Hengſtes, beſchrieben hat.

*) S. *Aelian* hiſt. Animal. Lib. IV. c. 52.

**) S. Niebuhrs Reiſe in Arabien. S. 311. 312. Anm.

Die nach Petersburg gebrachte Eſelin war, weil ſie jung gefangen, und ſchlecht gehalten worden, keine der ſtärkſten. Gleichwohl hatte ſie im Sommer den Weg von Aſtrachan bis Moskau, über 200 deutſche Meilen, in beſtändigem Lauf hinter dem Poſtwagen, ohne mehr als ein Paar Nächte zu raſten, ausgehalten, dabey aber noch dazu durch Fallen und Stoßen, da ſie oft hinter dem Wagen hergeſchleift wurde, gelitten, und lief doch mit eben ſo wenig Ruhe, nach einem kurzen Aufenthalt in Moskau, über hundert Meilen, bis Petersburg, ohne zu ſterben. Mager und elend kam ſie freylich an, und konnte ſich kaum auf den Füßen erhalten; allein ſie ſtarb gegen den Herbſt nicht ſowohl von dieſer Entkräftung, als von der Kälte und Näſſe des Klima, des Bodens, der Weide, und den unrechten Mitteln, die man gegen die von der Reiſe mitgebrachte Räude gebrauchte. Sie wurde zuletzt ſo gar hufriſſig, daß ihr die Hufe ſtückweiſe von den Füßen fielen.

Alle Steppenvölker halten den wilden Eſel für eins der ſchnelleſten Thiere, und ſtimmen darin überein, daß, ihn das ſchnelleſte Pferd nicht einholen könne. Von den meſopotamiſchen wilden Eſeln wird erzählt *), daß, wenn ſie gejagt werden, ſie unterweilen ſtill halten, und ihre Verfolger näher kommen laſſen; dann aber mit einemmale wieder fortſprengen, und die beſten Pferde weit hinter ſich laſſen. Weil ſie überdem gern auf kahlen und felſigten Bergen weiden; ſo hat ihnen die Natur die Fertigkeit gegeben, auf dem höckerichtſten Boden, und über die ſchmalſten Pfade ſchnell zu laufen.

Hierbey macht der Verfaſſer folgende ſehr wichtige Anmerkung:

„Dieſe

*) S. Pallas neue nordiſche Beyträge. II. 30.

„Dieſe Fertigkeit iſt auch dem trägen Laſteſel verblieben, und wird von dieſem auf die Maulthiere fortgepflanzt. Das Thier iſt zu dieſem Zweck gleichſam gebauet, indem der Leib ſehr ſchmal, die Füße nahe an einander ſtehen und ſchreiten, und die kleinen runden Hufe überaus hart, trocken und am Rande ſcharf ſind.“

Von gleicher Wichtigkeit iſt das Folgende:

„Da der wilde Eſel nicht ſo weit nordwärts ſchweift, als das wilde Pferd; ſo kommt auch der zahme Eſel in feuchten und nördlichern Gegenden nicht ſo gut fort, als dieſes. Dieſes und die ſchlechte Wartung, übertriebene Arbeit, elende Nahrung, und vernachläſſigte Zucht, ſind die Urſachen, die den gemeinen Eſel nach und nach in Mißkredit geſetzt haben. Was die Untugenden des Eſels, ſonderlich ſeine Tücken, betrifft, welche auch das Maulthier erbt; ſo iſt wahrſcheinlich die zu weite Ausbildung und Empfindlichkeit der Gehörwerkzeuge, welche die Natur dem wilden Stamme, als einem, nur für weite Einöden erſchaffenen, und vor Gefahr dadurch zu warnenden Thiere, verliehen hat, an dem allen Schuld. Der beſtändige Lärmen, den der Eſel bey den Menſchen, beſonders in den Mühlen, nahe um ſich hören muß, betäubt ihn ſichtbarlich, und man pflegt deswegen in England den Müllereſeln die Ohren nahe am Kopfe wegzuſchneiden, weil man weiß, daß ſie dadurch gutartiger, munterer und gehorſamer werden. Sollte nicht, ohne dieſe Operation, ein Mittel zur Dämpfung des Gehörs zu finden ſeyn?“

Nach den Erzählungen der Kirgiſen ſollen auch die wilden Eſel gemeinſchaftlich auf die wilden Thiere losgehen. Wenn einer nur eine Schlange ſieht; ſo

giebt

giebt er durch einen beſondern Laut das Zeichen, da denn alle um ihn zuſammenlaufen, und jeder der erſte ſeyn will, das Thier zu tödten. Eben ſo ſollen ſie es mit reiſſenden Thieren machen, die ſie überwältigen können. Ihre Art, anzugreifen, oder ſich zu wehren, iſt, alles mit den ſcharfen Vorderhufen niederzuhauen. Nur der Tiger iſt ihnen zu gefährlich.

In der Lebensart

der wilden Eſel findet ſich manches Merkwürdige. Sie leben geſellſchaftlich und gehen in Heerden, die ein Haupthengſt führt, und die aus Stuten und Füllen beyderley Geſchlechts beſtehen. Zur Wanderungszeit legen die Hengſte Proben ihrer Eiferſucht ab, und es vereinigen ſich alsdann mehrere Heerden. Eben zu der Zeit ſind die Eſelinnen ſchon trächtig; die Hengſte aber ſollen ſich doch noch ſehr unter einander beißen und ſchlagen.

Dieſe Thiere haben ein ſo ſcharfes Geſicht, und eine ſo feine Witterung, daß ihnen niemand in freyer Steppe beykommen kann. Die Kirgiſen ſuchen ſich entweder in der Gegend, wo ſie ziehen, oder bey den Salzpfützen, die ſie zuweilen beſuchen, zu verſtecken.

Es iſt aber eine beſondere Eigenheit dieſer Thiere, daß ſie ſehr wenig ſaufen, und kaum um den andern Tag zur Tränke gehen, wie denn die nach Petersburg gebrachte Eſelin oft in zwey Tagen nicht ſoff, zumal wenn viel Thau, oder ein kleiner Regen gefallen war. Salzhaftes Waſſer war ihr lieber als friſches. Was mit Kleyen vermiſcht, oder trübe war, rührte ſie nicht an. Mit Salz eingeriebenes Brot war recht nach ihrem Appetit,

und oft fraß ſie ganze Hände voll Salz. Daher waren ihr auch ſalzige Kräuter, als Soden, Melden, Gänſefuß und Wegebreit, die angenehmſten. Nächſt dieſen die bittern und milchenden, z. B. Löwenzahn, Saudiſtel, u. ſ. w. Dann auch die Kleearten, Luzern, allerley Schotenpflanzen mit den Schoten, Queckengras, grüne Gurken, und getrocknetes Erbſenkraut.

Zuwider waren ihr alle wohlriechende und balſamiſche Pflanzen, als Sumpfkräuter, Ranunkeln, Neſſeln, Fingerblattarten, alle harte ſtachlichte Gewächſe: auch die Diſteln, welche doch der zahme Eſel ſo gern frißt.

Wie doch ein Thier, das in der Freyheit lebt, ſo genau weiß, was ſeiner Natur zuträglich iſt!

Die petersburger Eſelin wurde ſo zahm, daß ſie denen, die ſie fütterten und tränkten, wie ein Hund folgte. Mit dem Geruch des Brots konnte man ſie locken, wohin man wollte. Wurde ſie aber bey dem Halfter zurückgezogen; ſo war ſie ſo widerſpenſtig, wie ein Müllereſel. Recht nahe ließ ſie Niemand gern an oder hinter ſich kommen. Legte man ihr die Hand, oder einen Stock auf das Kreuz, oder auf die Hüften; ſo ſchlug ſie mit einem grunzenden Laut, faſt wie die Hengſte, wenn man ſie kitzelt, zu thun pflegen, hinter ſich aus.

Der geſtorbene **Kulanhengſt** war viel größer, als dieſe Eſelin, und bey weitem nicht ſo zahm. Seine **Länge** vom Genick bis an den After vier Fuß, zehn und einen halben Zoll, die **Höhe** des Vordergeſtells vier Fuß, zwey Zoll; des hintern vier Fuß, ſechs Zoll. Die Länge des **Kopfs** zwey Fuß, der **Ohren** eilf und

einen halben Zoll; der Schwanz mit dem Haarquaſt zwey Fuß, einen und einen halben Zoll.

Die Länge der Eſelin vom Genick bis zum After nur drey Fuß, zehn Zoll, und ſo nach Verhältniß das Uebrige. Ausgemergelt und verreckt wog ſie nur 165 Apothekerpfunde.

Der wilde Eſel, oder der Onager iſt viel höher, und feiner von Gliedern, als der gemeine Eſel. Die petersburgiſche Eſelin war von Bruſt und Rumpf ſo ſchmal, daß ſie von hinten einem jungen Füllen ähnlich ſahe. Sie konnte ſich auch, wie junge Füllen, mit dem Hinterhuf hinter den Ohren kratzen, welches ein erwachſenes Pferd nicht mehr kann. Vorn war ſie ſehr ſchwach, deſto ſtärker auf dem Hinterkreuz, wo ſie den ſchwerſten Mann trug, und mit ihm davon lief. Den Kopf trug ſie viel zierlicher, als der Hauseſel.

Die Farbe am größten Theile des Leibes ſchön weiß, mit einem ſilberhaften Glanz. Die Oberflächen des Kopfs, die Seiten des Halſes und Rumpfs eine blaſſe Iſabellfarbe. Die Mähne ſchwärzlichbraun, und der Rückenſtreif von der Mähne an bis zur Schwanzgrube kaffeebraun.

Die Haare des Schwanzquaſts faſt ſo ſtark, als die Mähne beym Pferde, und eine gute Spanne lang. In dem Schwanze nur ſechzehn Wirbelbeine; die Zahl der übrigen genau wie beym gemeinen Eſel.

Ueberhaupt im Maule nur zwey und dreyßig Zähne, nämlich in jedem Kinnbacken ſechs ſehr abgenützte Schneidezähne, und in jeder Seitenreihe fünf Backenzähne.

In den innern Theilen einige beſondere Merkwürdigkeiten, die uns deſto mehr auffallen müſſen, da wir den Eſel faſt davon freygeſprochen haben.

In

Im dicken Darm ſehr große Nadelwürmer *), wie man ſie häufig in den Pferden hat, und im Dünndarm einige Spulwürmer, kleiner wie gewöhnlich beym Menſchen **).

Was die Hautfeinde dieſes Thieres betrifft; ſo war dieſe Eſelin am ganzen Leibe mit einer Art ſehr kleiner Läuſe ſo häufig bedeckt, daß die Haare damit, wie beſäet ausſahen. Die Behauptung alſo, daß der Eſel niemals oder ſelten von äußerem Ungeziefer geplagt werde, iſt nicht bis auf den wilden Eſel auszudehnen.

Das Fleiſch der wilden Eſel ziehen die Kirgiſen allem andern Wildpret vor. Die Galle gebrauchen viele Nationen wider die Fehler des Geſichts. Die Häute geben den Chagrin, ſie ſind aber nichts weniger als ein ſchon natürlicher Chagrin ***).

Wir haben die Naturgeſchichte dieſes ausländiſchen Thieres mitnehmen müſſen, weil es doch der Stammvater unſerer europäiſchen Eſel iſt.

Die Schriften

vom wilden Eſel ſtehen mehrentheils beyſammen in

Erxleben Mammal. p. 212. Equus aſinus *ferus*, wo aber das Citatum: der Eſel Mart. Büffon vierſ. I. p. 187. Tab. 8. unmöglich auf den wilden Eſel paßt,

*) Aſcaris *pollicaris.* S. *Pallas* Elenchus Zoophytorum. p. 412.

**) Nach Müllers Linn. Naturſyſt. I. 454. Tab. 25. Fig. 2. C. D. haben ſie auch Egelwürmer (Faſciola) in der Leber.

***) Vom Chagrin ſ. Pallas neue nordiſche Beyträge I. 325.

paßt, ſondern das wahre Müllerthier ganz ehrlich vorſtellt, und zu β. domeſticus gehöret.

Die Monographie und Abbildung des wilden Eſels von Pallas in ſeinen neuen nordiſchen Beyträgen II. 22 — 40. über den Onager der Alten, oder den eigentlichen wilden Eſel: Tab. II. iſt die einzige in ihrer Art.

Die Schreberſche Abbildung Säugthiere V. Tab. 312. Equus aſinus *Onager*, nach Pallas.

* * *

Der ſechſten Ordnung: oder der Thiere mit Pferdegebiß

Zwote Gattung: Das Schwein.

Schicklicher gehören die Thiere dieſer Gattung zu der Ordnung, welche die Thiere mit geſpaltenen Klauen unter ſich begreift, und woraus auch einige Naturforſcher eine beſondere Ordnung gemacht, und dazu den Ochſen, Hirſch, u. ſ. w. gerechnet haben *). Wir folgen indeſſen, wie bisher, unſerem Linné, da es auch in Ungarn und Schweden Schweine mit ungeſpaltenen Klauen giebt.

Allgemeine Kennzeichen dieſer Gattung.

In der Oberkinnlade ſind vier gegen einander gekehrte, und in der untern ſechs hervorſtehende Vorderzähne.

Oben

*) S. Blumenbachs Handbuch der Naturgeſchichte 3te Aufl. S. 113. *Biſulca.*

Oben und unten zwey Eckzähne; die untern her- vorſtehend: bey dem Eber oder männlichen Schweine krumme Hauer oder Fangzähne, wodurch er furcht- bar wird, und Menſchen und Thiere gefährlich beſchä- digen kann.

Die Klauen (bey den allermeiſten) geſpalten.

Das vorzüglichſte Kennzeichen iſt der kurze abge- ſtumpfte bewegliche Rüſſel, den ihm die Natur beſon- ders zum Wühlen und Ausgrabung der Wurzeln gege- ben hat.

Wie weit weicht alſo dieſes Thier in ſeinem ganzen Bau und in ſeiner Lebensart von dem vorhergehenden ab, und wie nähert ſichs ungleich mehr den eigentlichen Raubthieren. Wir nehmen davon nur eine Art.

Erſte Art: das gemeine Schwein.

Es hat dieſe allgemeinen Kennzeichen: den Rüſ- ſel, die Fangzähne; eine aus ſteifen Borſten beſte- hende Rückenmähne, und einen kurzen haarichten Schwanz.

Da es von dieſer Thiergattung bey uns zweyerley Racen: die wilde und zahme, giebt; ſo erzählen wir zuerſt die Naturgeſchichte

1. des gemeinen zahmen Schweins *).

Unſtreitig iſt wohl der wilde Eber der Stammva- ter unſerer zahmen, und die Abweichungen, die dieſe nun im Naturell, Lebensart und andern Eigenſchaften lei- den,

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. Sus Sp. 1. *Scrofa β) domeſticus* a) *vulgaris*: Sus, *Verres*, *Scrofa*.

den, ſind bloß durch die Zähmung entſtanden. Daß es völlig eine und eben dieſelbe Art ſey, erhellet daraus, weil ſich die wilden und zahmen unter einander begatten, und die davon gefallene Brut im Stande iſt, ſich weiter fortzupflanzen.

Indien iſt wohl eigentlich der ausländiſche Stammort des Schweins, von da es in die ganze Welt iſt verpflanzt worden. Nach **Amerika** aber iſt es erſt aus Europa gebracht, und daſelbſt zum Theil wieder verwildert *). Durch Klima und Nahrung iſt es zwar in einigen Stücken abgeändert; hat aber doch allenthalben ſeine weſentlichen Kennzeichen behalten.

Wir bleiben bey den **europäiſchen**, die beſonders in einigen Provinzen von Deutſchland, als im Thüringiſchen, in Mecklenburg und Weſtphalen häufig gezogen, und in andere Länder getrieben werden.

Beſchreibung.

Das weltbekannte Thier: das **Schwein**, unterſcheidet ſich von allen andern durch ſeinen beſondern **Körperbau**. Denn der **Körper** iſt gegen die Füße faſt zu lang geſtreckt, wie auch der **Kopf**. Dieſer endiget ſich mit einem platten runden **Knorpel**, in deſſen Mitte ein Knochen enthalten iſt, durch welchen die beyden Naſenlöcher laufen. Faſt bey keinem Thiere hängt der Kopf ſo tief zur Erde nieder.

Die

*) Les *Cochons marons*. S. *Erxleben* Mammal. p. 181. Bankrofts Guiana S. 126. Dazu gehört auch das Siamiſche Schwein, mit kurzen Füßen, und bis auf die Erde hangendem Bauche; ſehr kurzhaaricht, dergleichen hier in der Nachbarſchaft in Ballenſtedt gezogen werden. S. *Gmelin* Syſt. Linn. ed. 13. Tom. I. p. 218. Sus *ſinenſis*. Schrebers Säugthiere V. Tab. 324.

Die Backen ſind breit und hager, ſo wie der ganze Kopf. Der kurze breite Hals mit ſeinem ſteifen Nacken iſt gleichſam dem Kopfe angezwengt.

Der langgeſtreckte Rüſſel iſt etwas eigenes bey dem Schwein. Es iſt gleichſam ſeine verlängerte Naſe, vorn mit einer gerändelten Wulſt. Daß ihn das Thier bewegen, und damit zu ſeinem Vortheil wühlen kann, rührt von einem Knorpel her, der durch zwey Muskeln bewegt wird.

Das Gebiß beſtehet in allen aus 42 bis 44 Zähnen, worunter die längern Eckzähne in der untern Kinnlade, oder die Hauzähne und Fänger die merkwürdigſten, bey dem Eber aber größer, als bey der Sau ſind. Gefährliche Waffen, womit beyde Geſchlechter ihren Feinden trozig entgegen gehen!

Die Augen klein, und liegen tief im Kopfe. Weder die wilden noch zahmen Schweine können weit in die Ferne ſehen, welches auch zu ihrer Lebensart nicht nöthig iſt. Die Ohren ziemlich lang, breit, dick, vorwärts ſtehend und ſchlaff.

Der Rücken iſt gewölbt, und über denſelben läuft die borſtige Mähne herunter. Die längſten und ſtärkſten Borſten ſind vier bis fünf Zoll lang. Sie ſind viel härter, als die Haare anderer Thiere, und ſcheinen knorplich, oder der Materie, woraus bey andern Thieren die Hörner zuſammengeſetzt ſind, ähnlich zu ſeyn. Am Ende theilen ſie ſich in ſieben, acht und mehrere Spitzen, die auf ſechs bis acht Linien in der Länge haben. Faßt man ſie bey dieſen Spitzen; ſo laſſen ſie ſich von einem Ende bis zum andern ſpalten. Der Schwanz iſt mehrentheils zirkelförmig gekrümmt, beſonders bey dem Eber.

Die Länge und Höhe der Schweine iſt nicht gleich, da ſie bis ins fünfte und ſechſte Jahr zu wachſen pflegen. Durch gute Wartung und Fütterung kann ein Schwein bis zu ſieben Fuß Größe getrieben werden.

Eben ſo ungleich iſt die Farbe. Es giebt weißgraue, ſchwarze, ſchwarz und weiß geſcheckte, u. ſ. w. Die meiſten unſerer Hausſchweine ſind einförmig graugelblichweiß.

Die gewöhnlichen Benennungen ſind folgende. Das Männchen heißt Eber, (provinzialiſch Kempe); das Weibchen Sau; die Jungen Ferkel, und, wenn ſie noch ſaugen, Spanferkel.

Bey der Zergliederung

hat man nunmehro gefunden, daß die Lage und Beſchaffenheit aller innern Theile mit den Eingeweiden des Menſchen nicht ſo genau übereinſtimme, wie man ſonſt glaubte, und daher Menſchenanatomie zuverſichtlich am Schweine ſtudirte *).

Von den Embryonen und Würmern werde ich unten das Nöthige beybringen.

Aufenthalt.

Bey den zahmen Schweinen wird dazu ein großer geräumiger und abhängiger Stall erfordert, worin die Gauche abfließen kann, und die Schweine kühl liegen. Die Maſtſchweine haben dieß beſonders nöthig. Daher muß der Stall gepflaſtert ſeyn, und ſie bedürfen keines

*) S. Blumenbachs Beobachtungen über Menſchen- und Schweineracen im VI. B. des Lichtenberg-Voigtiſchen Magazin für das Neueſte der Phyſik: 1. St. S. 3.

keines Strohlagers. Liegen ſie zu heiß; ſo werden ſie unruhig, und wühlen das Pflaſter auf, welches ihr Zunehmen hindert.

Der Stall muß von andern Thierſtällen ſo weit entfernt, als möglich, ſeyn, weil die wenigſten, inſonderheit die Pferde, den Geruch ertragen können, und davon leicht krank werden.

Die Nahrung

dieſer Thiere erſtreckt ſich auf alles, was ſie nur beißen können. Kein Thier verabſcheuet ſo wenig, als ein Schwein, denn es läßt nichts, als harte Kieſerlinge und glüende Kohlen liegen. Es frißt alles, wovor andere fliehen, ſelbſt den Auswurf der Menſchen und anderer Thiere, und die Kloake ſind ſein liebſter Aufenthalt.

Im Frühjahr werden ſie auf die Brachacker getrieben, wo ſie alle Queken und Wurzeln aus der Erde wühlen, beſonders nach den ſogenannten Erdnüſſen gehen, und zugleich das Land von den Glimen oder Maykäferlarven, und andern ſchädlichen Inſekten reinigen, ja bey der Gelegenheit auch manche Feldmaus verzehren.

Im Sommer gehen ſie auf Heiden und Anger; im Herbſt in die Getreideſtoppeln, wo ſie kein Körnchen liegen laſſen.

Die Gefräßigkeit dieſer Thiere iſt ſo groß, daß ſie unterweges, ehe ſie aus der Stadt kommen, alles aufſuchen und wegfreſſen, was ihnen vorkommt, und im Wege liegt. Sie ſtören die modrichten Goſſen mit dem Rüſſel durch. Kein Kohlſtrunk, kein todter Vogel oder Aas auf den Lappenbergen bleibt liegen. Auf den

Märkten gerathen ſie öfters unter die Gärtnerwaaren und Obſtkörbe, und ſind kaum abzuwehren. Inſonderheit gehen ſie gern an bruchichte und ſumpfichte Oerter, wo Binſen, Rohr und Waſſerpflanzen ſtehen, und wo ſie ſich im Schlamme baden können.

Deſſen ungeachtet, wenn ſie auch den ganzen Tag über auf dem Felde vollauf gehabt haben, ſo eilen ſie doch des Abends mit ſolcher Freßbegierde und Geſchrey nach den Ställen, als ob ſie acht Tage gefaſtet hätten. Es iſt kaum zu beſchreiben, mit welcher Hitze und Unbändigkeit ſie über die Krippen, und den darin geſchütteten Brey von Kleyen, und andern mehlichten Sachen herfallen. Da hilft kein Wehren. Sie rennen die Magd, die ſie füttert, über den Haufen, und einige ſind gar ſo unverſchämt, daß ſie ganz in die Krippe ſteigen. Andere werfen und beißen ſie wieder heraus. Kurz es iſt dabey ein Lärm und Gekreiſche, daß man ſein eigen Wort nicht hören kann.

Nach den Beobachtungen des Ritters von Linné freſſen ſie 72 Arten von Gewächſen; 171 aber rühren ſie doch nicht an. Es ſind aber die Schweine auch wahre **Fleiſchfreſſende** Thiere. Sie freſſen ſogar ihre eigene Jungen. Todte **Menſchenleichen** ſind nicht vor ihnen ſicher, und alle Arten von Aas ſind ihnen willkommen. Ja! **Büffon** hat geſehen, daß eine Heerde Schweine einen Haufen friſch aufgeworfener **Lehmerde** verzehrt hat. Hat man doch Beyſpiele, daß eine recht hungrige Sau das Kind in der Wiege aufgefreſſen hat. Mit der Gefräßigkeit eines ſolchen Thieres, wenn es 14 bis 15 Ferkel ſäugt, iſt nichts zu vergleichen. Ich habe die Erfahrung gehabt, daß eine heißhungrige Sau auf dem Lande den heißen

Fleiſchtopf

Fleiſchtopf aus der Grube ausgewühlt, und alles ausgefreſſen hat.

Am 12ten März 1791 hab' ichs auf unſerem Markte mit Augen geſehen, daß eine Sau unter den Fleiſchbuden herumſchlich, und ehe ſichs die Leute verſahen, ein Stück Kalbfleiſch von zwey Pfunden vom Laden holte, und damit forteilte, welches ihr wieder abgejagt wurde. Des andern Tages war ſie wieder da, um ſich neue Beute zu holen.

Im Mansfeldiſchen futtern die Hamſterfänger mit dem Fleiſche der **Hamſter** die Schweine *).

Wegen ihres **ſtarken Geruchs** wittern ſie die ſüßen Wurzeln in der Erde, und wühlen ſie aus. Daher werden ſie in manchen Ländern, wie die Hunde gewöhnt, **Trüffeln** auszugraben.

In den Gegenden, wo Eichen- und Buchwälder ſind, werden ſie vom September bis in die Mitte des Novembers in die Maſt getrieben, und heißen provinzialiſch **Eckernſchweine**. Hier mäſten ſie ſich theils von den Eicheln- und Buchnüſſen, welche letztere das beſte Fleiſch ſetzen; theils von der ſogenannten Erdmaſt **), oder den dicken Klumpen, der unter den faulen Blättern und Mooſe liegenden **weißen Maden**. Eigentlich Larven von gewiſſen **Raubfliegen**, die öfters in ungeheuerer Menge beyſammen liegen. Damit ſie aber bey dem Wühlen an den Wurzeln der jungen Bäume keinen Schaden thun; ſo pflegt man ihnen entweder eine Sehne am Rüſſel zu zerſchneiden, oder einen Ring in die Naſe zu legen. Dieß pflegt auch an den Maſt-

*) S. Schriften der leipziger ökonom. Societät II. 28. ff.

**) Afilus. S. mein Allerley, neue Aufl. I. 434. ff.

Maſtſchweinen zu geſchehen, wenn ſie die Unart an ſich haben, daß ſie das Steinpflaſter im Stalle aufwühlen, wozu ſie auch wohl die lange Weile treiben mag, und wodurch ihr Fettwerden gehindert wird. Einige ſtechen ihnen bloß einen großen Nagel durch die Naſe, der krumm gebogen wird.

Im Walde freſſen ſie zugleich alles **Lebendige**, was ihnen aufſtößt, und was ſie bezwingen können: junge Vögel, Fröſche, Schlangen, Eidexen, und inſonderheit die im Mooſe ſteckenden Molche *). Allein dieſe letztern werden ihnen oft tödtlich. Vor einigen Jahren entſtand in Thale eine Seuche unter den Schweinen, daß ſie umfielen, ſchäumten und eine Art von Epilepſie bekamen, deren Urſache man erſt nicht entdecken konnte. Endlich fanden ſich bey dem Aufhauen einiger Stücke Molche im Magen. Dieß rührte aber nicht ſowohl von dem vermeynten Gifte dieſer Thiere, als von dem Kratzen mit den Fußzehen im Magen her, weil ſie mehrentheils, wenn ſie ſich im Maule des Schweins zu ſtark winden und wehren, lebendig verſchluckt werden, und im Magen noch größern Unfug anrichten.

Die **Hausnahrung** der Schweine beſteht vorzüglich in Abgängen von Mehl, Kleye, Schrot, Trebern, Spülich, Möhren, Kürbiſſen, Rüben, Kartoffeln, und kurz in allem, was in der Haushaltung abgeht, und zu gar nichts mehr gebraucht werden kann, als faules Obſt, Pflaumenkerne beym Muskochen, und andere dergleichen Quisquilien. In Schweden füttert man ſie aus Mangel der Spreu mit Pferdemiſt, oder man ſammelt im May die junge Neſſel der großen Art, ſtoßt

*) Lacerta *Salamandra* Linn.

ſtoßt ſie, doch nicht zu klein, trocknet ſie, und packt ſie in Tonnen, wie den Hopfen. Ein ſehr gutes Winterfutter! Doch muß ſie, ehe ſie vorgeſchüttet wird, abgebrühet, und mit etwas Kleye oder Schrot vermiſcht werden.

Kornmaſt giebt das feſteſte Fleiſch und Speck, dagegen die Maſt von Brannteweinwäſch wäſſericht und fließend iſt. Mit acht bis zehn Metzen, in warmen Waſſer aufgequellter Erbſen, die den Maſtſchweinen nach und nach unter ihr Geſpüle gegeben werden, kann man in kurzer Zeit das größte Schwein fett machen. Zu heißes Getränk iſt ihnen ſchlechterdings ſchädlich, wie auch zu warme und zu ſtark geſalzene Brühe von gekochten Fiſchen. Bilſenkraut und Pfefferkörner ſind ihnen wahres Gift, und es iſt die ärgſte Bosheit, wenn ein rachgieriger Nachbar, der dieſes weiß, dem andern auf dieſe Art ſeine Schweine tödtet.

Das Mutterkorn iſt ihnen ebenfalls ſchädlich. Sie bekommen davon einen harten und ſchwarzen Unterleib, und eine Menge von Geſchwüren an den Beinen. Ja! von der Kleye dieſes Korns ſollen ihnen die Ohren und Füße abfallen *).

Lebensart und Eigenheiten.

Das Naturell dieſes Thieres iſt Dummheit, Trägheit, und Ungeſchicklichkeit. Doch äußern ſie unter einander beym Freſſen viel Neid und Grimm, und beißen ſich weidlich. Ihre Eigenheiten ſind

1. die, bereits oben beſchriebene, Gefräßigkeit;

2. ihre Unbeweglichkeit im Rücken, und in den Lenden;

3. ihre

*) S. Tiſſots Nachricht von der Kriebelkrankheit.

3. ihre notoriſche Unreinlichkeit und gleichgültiger Appetit, welches unter allen Säugthieren das ſtumpfſte Gefühl vorausſetzt,

4. ihre beſondere Stimme: das gewöhnliche Grunzen; bey Beleidigung und Feſſelung aber, und wenn ſie geſtochen werden, das ſchärfſte, höchſte und widrigſte Gekreiſche oder provinzialiſch Quiken.

Wenn ein Ferkel im Korbe bey einer Heerde weg getragen wird, und quikt; ſo kommt der ganze Haufen mit eben dem Geſchrey um den Korb herum, daß man taub werden möchte.

5. Daß ſie durchaus keine von ihren erſten Zähnen verlieren.

6. Ihre Vorempfindungen vom Gewitter und Platzregen, wie man an ihrer Unruhe und Geſchrey wahrnehmen kann, wenn der Hirte bey einem Gewitter eintreibt.

Die Fortpflanzung

iſt bey dieſem Thiere außerordentlich. Schon im neunten Monat, oder noch im erſten Jahre iſt es zur Vorzucht tüchtig; allein man erlaubt ihm dieß Geſchäfte der Natur vor dem zweyten Jahre nicht, damit die Brut deſto beſſer gerathe. Oktober und März iſt die beſte Zeit zu ihrer Begattung.

Die Sau geht vier Monate, und iſt unter allen Thieren mit geſpaltenen Klauen das einzige, welches die meiſten Jungen, nämlich oft 20 bis 24, wirft; aber auch ſo unmütterlich gegen ſie geſinnt, daß ſie ſolche ohne Lager, auf die bloßen Steine hinwirft, und wenn ſie mit dem Futter verſäumt wird, ein Theil davon auffrißt. Nach drey Wochen können ſie ſchon

mit

mit auf die Weide gehen, und nach ſechs Wochen werden ſie abgeſetzt.

Gleich nach dem erſten Jahre, wenn ſie vorher im ſechſten Monat verſchnitten ſind, werden ſie ausgeſetzt, acht bis zwölf Wochen gemäſtet, und hernach für die Haushaltung geſchlachtet.

Ein Paar Schweine ſind beyde nach ſieben Jahren zur Zucht untüchtig, und ein Schwein, das gut gehalten wird, kann immer ein Alter von 20 Jahren erreichen.

Man hat unter ihnen Beyſpiele von außerordentlich frühzeitiger Fruchtbarkeit, daß eine Sau von noch nicht völlig drey viertel Jahren, fünf geſunde Ferkel geworfen, und eine andere zu Baſel, die als Spanferkel den 4ten März 1778 aufgenommen wurde, den 5ten Dezember 7 Junge gebracht habe, wovon die zwey ſchwächſten übrig geblieben, und ebenfalls noch im erſten Jahre ihre Fruchtbarkeit gezeigt haben *). Ich habe die Embryonen von zahmen Schweinen faſt nach allen Monaten in Weingeiſt, worunter einige nicht größer als eine Bohne ſind; aber ſchon völlige Bildung haben.

Unter den Schweinen finden ſich auch viele Mißgeburten. Ich beſitze ſelbſt einige in Weingeiſt, die ſonderbare Seltenheiten an ſich haben.

Die erſte iſt ein Ferkel, wie es geworfen iſt, mit einem förmlichen Elephantenrüſſel, wie der Hübnerische Hund in Halle, den ich bey der Naturgeſchichte des Hundes beſchrieben habe.

Ich

*) S. Sanders Beyträge zur Naturgeſchichte der Säugthiere im XVI. Stück des Naturforſchers S. 82.

Ich bekam es von Halberſtadt mit den Umſtänden, daß ein durchgeführter Elephant in dem Wirthshauſe logirt habe, wo dieſe trächtige Sau geweſen, und nachher dieſes Ferkel, nebſt andern wohlgeſtalteten, geworfen habe.

Allein ich beſitze unter meinen Papieren ein altes Kupfer, welches dieſelbe Mißgeburt vorſtellt. Es erhellet hieraus, daß dergleichen Mißgeburten mit verlängertem oder verunſtaltetem Rüſſel vorfallen können, ohne daß ſich die Sau habe an dem Elephanten verſehen dürfen.

Die **zwote** iſt ein Ferkel mit **acht Füßen**, und ungeheuer großem Kopfe, ſo, daß man deutlich ſehen kann, wie das zweyte mit dem Vordertheile ganz in dem erſten ſtecke, und ich zweifle nicht, in dem Kopfe des Monſtri **zween Hirnſchädel** zu finden.

Die **dritte** ein Ferkel, am Körper völlig gebildet; der Kopf aber wie ein Katzenkopf, ganz glatt, ohne Augen, Maul, Rüſſel und Ohren, bloß mit verwachſenen Flecken, wo dieſe Organen ſitzen ſollen *).

Die Verbreitung

des Schweins erſtreckt ſich auf alle **fünf** Welttheile, und hat überaus viel **Aehnlichkeit** mit dem **Menſchen**. Daher hat auch **Blumenbach** **) darauf ſeine Vergleichung der Menſchen- und Schweineracen gegründet. Beyde ſind vollkommene Hausthiere. Beyde, alles freſ-

*) Das gehörnte Schwein im Jonſton Tab. 48, und in Ruyſch Theatr. Animal. Tom. II. Tab. 48. ſcheint mir eher eine Mißgeburt, als eine unrichtige Zeichnung des Hirſchebers (Sus Babyruſſa) zu ſeyn.

**) S. deſſen Beyträge zur Naturgeſchichte I. 36. 45. 47.

freſſende Thiere: (omnivora); beyde in allen fünf Welttheilen verbreitet. Beyde den Haupturſachen der Ausartung von Klima, Lebensart, Nahrungsmitteln, u. ſ. w. ausgeſetzt. Beyde einerley Krankheiten, und ſogar denen unterworfen, die außer den Menſchen und Schweinen bey wenig Thieren bemerkt werden, als dem Harnblaſenſtein, dem Finnenwurm *), u. ſ. w.

Der wilde Eber findet ſich nur bis zum 60ſten Grade nördlicher Breite; aber das von ihm ſtammende Hausſchwein kommt nicht nur in Norwegen, über Bergen hinaus, fort; ſondern lebt ſelbſt noch in Beresof im 64ten Grade.

Die wärmern Gegenden ſind überall voll Schweine — in den untern Theilen Schwedens, in ganz Deutſchland, und dem übrigen Europa. Sie befinden ſich in Sibirien, in der Tartarey, in Syrien, ja in ganz Aſien: die Länder ausgenommen, wo das Eſſen des Schweins aus Religionsprincipien, die ſich auf mediziniſche Urſachen gründen, verboten iſt.

Selbſt in dem 5ten Welttheile, in den neu entdeckten Südländern, in den Inſeln, die ſonſt kein vierfüſſiges Thier, als den Hund hegen, werden die Schweine angetroffen.

Eben ſo in Afrika, und in Süd- und Nordamerika iſt es jetzt durch die Europäer überall ausgebreitet, wo es vor der Entdeckung des Kolumbus nicht war. Ja! jetzt trifft man in Braſilien und Peru ganze Heerden europäiſcher verwilderter Schweine an, welche Warre-Schweine, Cochons marons, heißen.

Die-

*) S. Lichtenbergs Magazin VI. B. 1 St. S. 5.

Diejenigen, welche 1509 aus Spanien auf die Perleninſel **Cubagua** gebracht wurden, arteten in die abentheuerlichſte Raçe aus, mit **Klauen**, die eine halbe Spanne lang waren.

Hat man doch in unſerm Vaterlande Beyſpiele, daß wilde eingefangene Friſchlinge ſo zahm geworden, wie die Hausſchweine *), und umgekehrt, die letztern, wenn ſie durch Zufall in die Wildniß gerathen, eben ſo leicht verwildert ſind, und dergleichen Thiere nachher für **wilde Sauen** geſchoſſen worden, und man beym Ausweiden, da man auf die Spur des Verſchneidens gekommen iſt, den Irrthum erſt entdeckt hat **).

Feinde

hat dieſes Thier genug, denen es ſich hauptſächlich wegen ſeines Schmutzes und Unreinlichkeit Preis giebt. Dahin gehören

I. die **Krankheiten**, denen es unaufhörlich ausgeſetzt iſt:

1. die ſogenannte **Seuche**. Eine Krankheit, die ſich durch wäſſerichte Augen, Kopfhängen nach der Seite, Mattigkeit und Abneigung vom Freſſen, äußert.

2. Die **Bräune**, oder das Feuer. Eine Entzündung des Halſes und Rachens von plötzlicher Erkältung, daß die Zunge ſchwarz wird.

3. Der **Spaat**, oder die Verrenktheit, da das Hintertheil kontrakt wird, und ſie es nachſchleppen. Man

*) S. Naturforſcher XV. 152.

**) S. Lehmanns natürliche Merkwürdigkeiten im Meißniſchen Obererzgebirge S. 605.

Man nennt es auch den **Hinterbrand**, oder das **Brandblut**. Im Munde, im Halſe, und an der Zunge kleine Bläschen. Die ausgezogenen Borſten unten blutig.

4. Der **Zungenkrebs** richtet oft ganze Heerden zu Grunde.

5. Der **Durchfall**;

6. die Gall- und Schwindſucht vom Verhitzen.

7. Das Verfangen, vom Ueberfreſſen und Ueberſaufen.

8. Pocken und Beulen;

9. daß ſie leicht **erſticken**. Fette Schweine werden daher mehrentheils des Nachts getrieben, und liegen öfters ſechs Stunden und länger in einem Sumpfe.

In Preußen haben die Landleute die Gewohnheit, die zur Stadt zu fahrenden Schweine auf dem Wagen oder Schlitten verkehrt, mit dem Hintertheile nach den Pferden zu, zu legen, weil ſie ſonſt, wenn ſie bey dem Fahren die Luft entgegen haben, leicht erſticken.

10. Der **Schwindel**, da ſie mit dem Kopfe gegen die Wände laufen, und ſich gebärden, wie die drehenden Schaafe. Ich habe einigen ſolchen Schweinen den Kopf abhauen laſſen, in der Meynung, auch bey ihnen den **Gehirnblaſenwurm** zu finden; aber nichts bemerkt.

II. Andere **Feinde** aus dem Thierreich.

1. Ihnen geht der **Wolf** nach, und die **Ratzen** freſſen ihnen oft tiefe Löcher oben in den Kammſpeck, ohne daß ſie es fühlen; ja! man hat Beyſpiele, daß die **Mäuſe** im Speck geniſtet haben, wenn die Schweine vor Fett nicht mehr aufſtehen können.

2. Von Inſekten haben ſie die gewöhnliche Schweinslaus *).

Verſchlucken ſie die Maulwurfsgrille, ſo zerkratzt ſie ihnen den Magen, daß ſie Krämpfe bekommen und ſterben.

So geht es den Waldſchweinen auch, wenn ſie Molche verſchlucken.

3. Von Würmern haben ſie in der Leber die Egeln und großen Blaſenwürmer **), wie auch dieſe letztern im Netze. In den Gedärmen aber öfters ganze Knauel von Zwirnwürmern (Gordius), und beſonders den großen Rieſenkratzer ***). Ferner den Haarwurm ****), den Rundwurm †), den Fadenrundwurm ††).

Inſonderheit den Finnenwurm. Eine Art von dicht zuſammengewickelten Bandwurm, mit Saugblaſen und Hakenkranz. Im Fleiſch, beſonders unter der Zunge, wie Gerſtengraupen oder Perlen †††).

Der

*) Pediculus *Suis* Linn.

**) S. Eingeweidewürmer S. 194. Tab. 17. A. Hydatigena *orbicularis*.

***) Echinorynchus *Gigas*. Davon ſ. meinen Verſuch einer N. G. der Eingeweidewürmer S. 143. Tab. 10. Fig. 1 — 6.

****) Trichocephalus Suis. S. 122. t. 6. f. 6.

†) Aſcaris Suum S. 71.

††) Aſcaris *filiformis* S. 91. t. 2. f. 6. 7.

†††) Ich habe zu der Zeit, da ich die erſte Entdeckung machte, daß die Finnen Würmer wären, eine kleine Schrift davon herausgegeben: neueſte Entdeckung: daß die Finnen im Schweinefleiſch wahre Blaſenwürmer

Der Schaden

der Schweine iſt nicht erheblich. Wenn ſie in Gärten und gebauete Felder gerathen; ſo wühlen ſie alles auf. Die Eber werden oft, beſonders in der Brunftzeit, ſehr gefährlich. Ich habe davon ſelbſt in meinem vorigen Amte ein trauriges Beyſpiel an einem Mann erfahren, der in der Vorſtadt in einer engen Gaſſe vor einem Thorwege, durch welches ein hitziger, die Sau auf dem Hofe witternden Eber durchbrechen wollte, von dem Thiere von der Wade an bis in die Lenden hinauf dergeſtalt gehauen und geriſſen war, daß er ſeinen Geiſt darüber aufgeben mußte. Die hungrigen Sauen ſchaden durch ihre Freßbegierde. Ihr Geruch iſt den Pferden zuwider, und tödtet die Krebſe. Wenn man einen Kober voll Krebſe im Wagen bey ſich hat, und fährt durch eine Heerde Schweine, ſo ſterben ſie alle. Es

würmer ſind, Halle 1784. 8. mit einer Kupfertafel. Als ich dieſes ſchrieb, wußte ich ſo wenig, daß bereits *Malpighi* im vorigen Jahrhundert Op. poſth. p. 84. und *Fabricius* in Kopenhagen, dieſen Finnenwurm beſchrieben und abgebildet hätten, als es der Herr Hofr. Blumenbach wußte, da er in der 3ten Aufl. ſeines Handbuchs S. 464. ſagte: daß ich die thieriſche Natur dieſes Wurms zuerſt außer Zweifel geſetzt habe. Ich danke ihm öffentlich für dieſe Belehrung. So viel iſt indeſſen gewiß, daß damals in ganz Deutſchland noch niemand wußte, daß die Finnen Würmer wären. Wenn nur die Wahrheit gewinnt; ſo mag die erſte Entdeckung gemacht haben, wer da will, die doch mehrentheils dem Zufall verdankt wird. In Schranks Verzeichniß der Eingeweidewürmer S. 57. fehlt bey dem Schwein der große Blaſenwurm in der Leber und am Netze, wie auch der Finnenwurm.

wurden einmal auf einem Hofe, an den viele Schweinſtälle der Nachbarſchaft gränzten, Krebſe im Brunnentroge abgeſpühlt, und ſo bald ſie den Schweinegeruch empfanden, fiengen ſie an zu zappeln, und verſchieden.

Groß und ausgebreitet iſt

der Nutzen

dieſer Thiere in der Haushaltung, wie ein jeder aus der Erfahrung weiß. Auch an dieſem Thiere iſt alles brauchbar.

Die **Borſten** dienen zu Bürſten, Pinſeln, Kehrwiſchen, und Kehrbeſen, zu beweglichen Stielen der künſtlichen Putzblumen, und der Schuſter braucht ſie an ſeinen Schuhdräten ſtatt der Nadeln. Aus den übrigen Haaren werden in Südholland und Schweden die Seile und Taue zur Fiſcherey verfertiget *).

Die **Blaſe** giebt Tobaksbeutel, Ueberzüge der Gläſer und Flaſchen, auch Ballons. Die **Galle** bey allen Wunden dienlich **).

Die **Gedärme**, wie nutzbar, das Wurſtwerk darin zu füllen.

Die **Zähne** dienen zum Poliren.

Der **Miſt** iſt kälter, als von andern Thieren, und wird daher auf hitzige und trockene Felder gebracht. Seit einigen Jahren werden auch in England manche Tücher

*) Unter dem König von Preußen Friedrich I. ſuchte ein alter erfahrner Edelmann ein Privilegium zum Monopolio der Schweinsborſten in preußiſchen Landen, und wurde ſehr reich. S. Bocks N. G. von Preußen IV. 247.

**) Beſonders wider Dornſtiche und Weſpenſtiche. S. Berlin. Samml. IV. 159.

Tücher mit warmen Menſchenurin, und Schweinekoth gewalkt.

Das **Fleiſch**, der **Speck**, und alles übrige am Schwein, wie nützlich in der Haushaltung! Wie mancherley Gerichte können daraus bereitet werden!

Das **Hirnmark** oder provinzialiſch **Brehm**, giebt die angenehmen Bremwürſte; die **Leber** die Leberwürſte; Blut und klein gehacktes Fleiſch die **Blutwürſte**, welche friſch und gekocht wohl ſchmecken, und geräuchert ſich ſo lange halten. **Bratwürſte** ißt jedermann gern. Die **Zunge** ſchmeckt friſch und geräuchert. Der **Magen** kann entweder gefüllt, oder klein geſchnitten eine Nacht in der Grude gekocht, ſäuerlich zubereitet werden. **Lunge**, **Leber**, **Herz** und **Nieren**, kommen entweder in die Würſte, oder werden auch ſo gegeſſen. Aus den **Knorpeltheilen** und **Schwarten** macht man die bunte **Preßſülze**. Die **Wirbelknochen** werden eingepökelt, und geben nebſt dem **Rüſſel** das pikante **Pökelfleiſch**.

Friſch gekocht und gebraten, dient das Schweinefleiſch zu allerley Koſt; noch brauchbarer aber iſt es in den geräucherten **Schinken** und **Schlackwürſten**, unter denen die **Braunſchweigiſchen** den Vorzug haben.

Das **Schweineſchmalz** ausgebraten kann zur Speiſe, zu Salben, zu Pomaden, zu Wagenſchmiere, und zur Seiſe gebraucht werden, und das **Uebrige** nach dem Ausbraten giebt noch die **Gröben** oder ausgebratenen Brocken. **Schweinefett** und **Queckſilber** wird eine Salbe, die den Reiſenden wider ungebetene Hausgäſte ſehr dienlich iſt.

Je beſſer ein Schwein mit Kornmaſt, Eicheln oder Buchnüſſen ausgemäſtet iſt; deſto brauchbarer ſind alle ſeine Theile. Man hat auch darin ſeine Kunſt bewieſen. Bey Nürnberg wurde 1748 ein Schwein geſchlachtet, welches ſieben Fuß lang war, und 700 Pfund wog. Eben ſo viel hätte im vorigen Jahr eine allhier von einem Gärtner gemäſtete Sau auch.

In Ludwigsburg hatte ein neunvierteljähriges Schwein 884 Pfund, und war neun Schuh, vier Zoll lang, aber vier Schuh, fünf Zoll hoch; der Rückenſpeck betrug ſieben Zoll. Der Herr von **Brenkenhof** hat in ſeiner Oekonomie dieſe alle übertroffen. Er verkaufte zwey fette Schweine, deren jedes über 900 Pfund wog, für 140 Thaler. Sie waren von großen engliſchen Ebern und weſtphäliſchen Säuen.

Aus den enthaarten **Häuten** macht man Leder, welches die feſteſten und dauerhafteſten **Bücherbände** giebt. Daher die älteſten Bücher von zwey bis drey hundert Jahren her, faſt alle in Schweinsleder gebunden ſind, und ſich noch immer erhalten. Man verfertiget daraus auch ein gutes **Pergament**, **Siebe** und **Schuhſolen**; in Spanien **Weinſchläuche**.

Wie **nützlich** ſind außerdem die Schweine noch im Leben? Wie manches ſchädliche Ungeziefer wird durch ſie vertilget? In Deutſchland hat man gefunden, daß kein beſſeres Mittel wider die **Grasraupe** *) ſey, als Schweine auf die Wieſen zu treiben, wie auch in Ungarn zur Vertilgung der **Heuſchrecken** geſchiehet. Sie reinigen die Straßen von Koth und Aas, und aller Auswurf der Haushaltung wird ihnen Nahrung.

Merk-

*) Phalaena *graminis*, (calamitoſa).

Merkwürdig iſt es, daß in Amerika die Schweine zur Ausrottung der giftigen Klapperſchlange gebraucht werden. Die Schlange erſtarrt von dem Geruch des Schweins, und wird von ihm vom Kopf bis zum Schwanz, ohne Schaden, gefreſſen.

Von Irrthümern und Vorurtheilen

in der Naturgeſchichte des Schweins, wüßte ich nichts, als daß vor Zeiten die friſche Schweinsbrühe, die Galle, der Miſt, das Schmalz, die Gehörknochen, die Zähne, die Geilen, und andere Theile, in der Medizin ſind gebraucht worden.

Zu den ökonomiſchen Vorurtheilen rechne ich noch, daß es allgemein eingeführt iſt, die Schinken und Speckſeiten mit der Schwarte zu räuchern, weil es ſonſt nicht ſo gut ausſähe. Allein ein abgezogener Schinken und Speckſeite, in grobe Leinwand genähet, und dann geräuchert, ſchmeckt eben ſo gut, erfordert weniger Salz, und darf bey weitem nicht ſo lange räuchern.

Von Schriften

führe ich bloß die zur Naturgeſchichte des Schweins gehörenden an:

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere von Martini: II. 35. Tab. 17.

Funk Naturgeſchichte und Technologie I. 58.

Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 755.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 321. Sus Scrofa *domeſticus*.

Donndorffs zoologiſche Beyträge ꝛc. I. 740. No. β. 2. das zahme Schwein.

Zwote Race: das wilde Schwein *).

Benennung und Beſchreibung.

Zum Unterſchiede der zahmen Schweine, heißen dieſe die **wilden**, weil ſie in der Wildniß, in Wäldern leben, und eben dadurch ihr Naturell wilder und grauſamer wird. Da ſie mehrentheils **ſchwarz** ſind; ſo heißen ſie im Gegenſatz der andern, mit ihnen zugleich im Walde lebenden gehörnten und rothfahlen Thiere, **Schwarzwildpret**. Zuweilen giebt es doch einige **graue** oder grauſchwärzliche. Die Jäger ſprechen nie wilde Schweine; ſondern **wilde Sauen**.

Man kann ein wildes Schwein von einem zahmen durch nichts beſſer, als durch den Augenſchein und die Vergleichung unterſcheiden. Hat man eine todte Sau vor ſich liegen; ſo zeigt ſchon das rauhe und wilde Anſehen des Kopfs und der Borſten, daß ſie nicht zu unſern Hausthieren gehöre.

Der Kopf iſt länger, der Rüſſel gröber und ſtärker; der Vorkopf etwas gebogener. Beſonders geben ihnen die vier **Eckzähne**, die ſie mit auf die Welt bringen, ein fürchterliches Anſehen.

Die **obern**, als die kürzeren, heißen bey den Jägern das **Gewerft**, die untern krümmeren und größern bey

*) S. *Gmelin* Syſt. Nat. Linn. ed. 13. Tom. I. p. 217. Sus Scrofa *ferus*.

bey dem **Eber**, das **Gewehr**, die **Waffen**, die **Hauer**. Der Rüſſel wird durch ihre Lage ordentlich aufgefleiſcht.

Dieſe eigentlichen Hauer wachſen mit dem zunehmenden Alter immer fort, und ragen im 4ten Jahre auf drey Finger breit über das Gewerft hervor, und werden zuletzt ganz gelb. Im ſiebenten Jahre wachſen die Spitzen einwärts nach den Augen zu, und das Thier kann damit keinen ſonderlichen Schaden mehr thun.

Bey den wilden Schweinen ſtehen auch die **Ohren** gerade in die Höhe, die **Klauen** ſind etwas weiter geſpalten, die **Borſten** ſteifer; der **Schwanz** aber iſt kürzer, und hängt gerade herunter.

Die Größe eines ausgewachſenen wilden Schweins beträgt fünf Fuß, 4 Zoll Länge, und drey Fuß, zwey Zoll Höhe. Ihre Schwere beläuft ſich auf zwey bis drey hundert Pfund. Doch hat man Ausnahmen. Im Jahr 1581 wurde bey Königsberg bey einer wilden Schweinsjagd eins von ſechs hundert Pfund, und 1727 im Oeſterreichiſchen unter zwey hundert andern eins von vier hundert Pfund erlegt.

Der **Eber** oder **Keuler** unterſcheidet ſich von der **Sau** oder Bache ſchon von weitem durch die längern, weiter herausſtehenden **Hauzähne**, wodurch ſich der Rüſſel von ſelbſt aufwirft, und durch den am Nabel herunterhangenden **Haarpinſel**.

Die **Jungen** führen den Namen **Friſchlinge**.

Bey

Bey der Zergliederung

findet ſich kein Unterſchied von den innern Theilen der zahmen Schweine.

Aufenthalt.

Alle Wälder ſind ihr gewöhnlicher Aufenthalt, und beſonders die recht verwachſenen Dicktungen. Am liebſten befinden ſie ſich in Senken und bruchichten Thälern, damit ſie ſich im Schlamme baden können: doch wechſeln ſie in Abſicht ihres Aufenthalts, wenn ſie von Nahrungsbedürfniſſen weiter getrieben werden.

Wo ein Rudel Schweine beyſammen liegt, das heißt ihr Lager, oder der Keſſel, wozu ſie allerhand Reiswerk, Moos, abgehauene junge Loden, und dergleichen nehmen, und das Lager recht weich und dichte machen.

Ihre Nahrung

beſteht hauptſächlich in Wurzeln, Eicheln, Buchnüſſen, u. ſ. w. Sobald der Abend kommt, ziehen ſie ſich nach den Vorhölzern, auf die Wieſen und Aecker, die nahe am Holze liegen, und brechen entweder Wurzeln, inſonderheit Kümmelwurzeln (Garbe), oder ſie gehen nach den Erbſen, Linſen, Hafer- und Rockenſtücken. Die Wieſen ſehen öfters nicht anders aus, als ob ſie gepflügt wären, weil ſie vermittelſt ihres ſtarken Kopfs und Rüſſels im Stande ſind, zwey Ellen tief in die Erde den Wurzeln nachzugraben.

Wo es Eichel- und Buchmaſt, inſonderheit Kaſtanien, viele Haſelnüſſe und Trüffeln giebt, ziehen

ſie ſich oft einige Meilen dahin. Wie ſtark ihre Witterung ſey, erhellet daraus, daß ſie vor einigen Jahren im Deſſauiſchen durch die Elbe geſchwommen, und nach der, einige Meilen weit entfernten Eichelmaſt, gegangen ſind.

Die beſte Maſt für ſie iſt die **Erdmaſt**, oder die weißen **Maden**, welche Klumpenweiſe unter dem naſſen Mooſe und faulen Blättern liegen, und ſich in eine gewiſſe Art von **Raubfliegen** (Aſilus) verwandeln, von denen **Döbel** *) noch ſagt: daß ſie zuweilen haufenweiſe in der Erde **wachſen**. In naſſen Jahre iſt die Erdmaſt häufiger, als in trockenen, weil ſolche Jahreszeit für dieſe Inſekten günſtiger iſt. Die wilden Sauen werden davon ungemein fett.

Im Vorſommer müſſen ſie ſich mehrentheils mit Graſe und Kräutern behelfen. Im Winter brechen ſie tief nach den **Farrenkrautwurzeln**. Vielleicht iſt das die Urſache, daß die wilden Schweine vom **Bandwurme** ganz frey ſind, weil dieſes bekanntermaßen ein Spezifikum dagegen iſt.

Sie verzehren **Würmer** und **Inſekten**, die ſie in der Erde finden. Wenn es ſtark zugefroren iſt; ſo gehen ſie auch wohl aufs Aas, inſonderheit auf die Pferde, womit die Füchſe im Holze geludert werden. An lebendigen Thieren aber vergreifen ſie ſich nicht leicht: es müßte ſie denn die äußerſte Noth dazu zwingen, wie denn Büffon

*) Jägerpraktik S. 24. Es müſſen aber dieſe Larven von Raubfliegen oder die Erdmaſt, mit dem Kühnſchen Heerwurm, deſſen Larven ſich in eine Tipula verwandeln, S. Naturforſcher XV. 90. XIIX. 226. nicht verwechſelt werden.

Büffon *) Rehhaut und Vogelklauen in ihrem Magen gefunden hat.

Die Fortpflanzungszeit

fällt in das Ende des Novembers und Anfang des Dezembers, und dauert faſt fünf Wochen. Die alten **Keuler** geſellen ſich um dieſe Zeit zu den Bachen, und jagen die jungen vom Rudel weg, wobey es hitzige und blutige Kämpfe giebt, und wobey ſie ihre Hauer rechtſchaffen gebrauchen. In dieſen Kämpfen fallen oft ſchwere Verwundungen an den Blättern, und auf den Rücken über den Keulen vor. Dieſe heilt ſich das Thier ſelbſt und ſtillt die Verblutung durch das Reiben an harzichten Fichten und Kiefern. Harz, Blut und die kurzen wollichten Haare unter den Borſten machen einen ſo feſten **Panzer**, oder **Harniſch**, daß weder Kugel, noch Spieß, noch Hirſchfänger durchgehen. Davon heißen ſolche Schweine auch **Harniſch**= oder **Panzerſchweine**.

Die Art ihres Kampfs iſt fürchterlich. Ein alter einſiedleriſcher **Keuler**, — denn dieſe leben einſam für ſich — welcher am grimmigſten iſt, ſchäumt vor Bosheit, daß der Geifer auf die Erde fließt, knirſcht mit den Zähnen, daß man es weit hören kann, und nun ſetzt er mit dem Kopfe dicht an den Schultern des Nebenbuhlers, und dieſer eben ſo. Das **Hauen** beginnt von beyden Seiten in die Schulterblätter, daß es öfters Wunden und Riſſe in der Länge eines Fingers ſetzt. Der Schwächere muß zuletzt die Flucht nehmen.

Die

*) N. G. der vierfüßigen Thiere von Martini II. 71.

Die Bache trägt vier Monate, oder achtzehn bis zwanzig Wochen, und wirſt um Lichtmeſſe vier bis ſechs Junge. Sie verbirgt ſich im Dickicht, und gräbt ſich einen beſondern überwölbten Keſſel von Reiſſig, Laub und Moos, zum Wochenbette. Drey Tage liegen die Jungen bey der Mutter, nach acht Tagen aber entfernen ſie ſich ſchon, und nach zween Monaten gehet ſie mit ihnen zum Rudel, und behält ſie bey ſich, bis ſie ſich wieder belauſen will.

Zu dieſer Zeit iſt die Bache am wildeſten und grauſamſten. Bey dem geringſten Geſchrey des Jungen, wenn es auch nur von den andern gedrückt wird, kömmt ſie, wie eine Furie, herbey, und geht auf Menſchen und Hunde los, da ſie ſonſt nicht leicht den Angriff thut, wie der Eber; ſondern viel ſcheuer und furchtſamer iſt. Hört die Alte auch nur in der Ferne ein Geräuſch; ſo fängt ſie an, erſchrecklich zu ſchnauben, und zu grunzen, um ihre Jungen zu warnen, die ſich dann augenblicklich unter dem Moos, und im Buſchwerk verbergen, bis die Mutter wieder ruhig iſt.

Sie ſind Anfangs roth gefleckt, mit ſchwärzlichen, braunfalben und weißen Streifen. Sechs Monate heißen ſie Friſchlinge, nach drittehalb Jahren übergegangene Friſchlinge. Das Männchen oder der junge Eber geht dann vom Rudel ab, und heißt ein angehendes Schwein. Nachher werden ſie nach den Jahren betitelt: ein dreyjähriger, vierjähriger, fünfjähriger Keuler, und in dieſem letzten Alter ein Hauer, oder ein Hauptſchwein. Sie ſollen, wie man ſagt, ein Alter von fünf und zwanzig bis dreyßig Jahren erreichen.

Zuweilen läuft eine Bache in einem Jahre zweymal. Das iſt aber ein ſicherer Beweis, daß ſie nicht urſprünglich wild iſt; ſondern von zahmen abſtammt. Die wilden halten ihre ordentliche Brunft- und Setzzeit.

Ich beſitze einige Embryonen von wilden Schweinen in Weingeiſt, ungefähr von einem Monat, denen man, in Vergleichung mit den Embryonen von zahmen, anſehen kann, daß ſie wilder Art ſind.

Lebensart und Eigenheiten.

Sie leben ſehr geſellig, oft in Haufen von vierzigen beyſammen, welcher ein Rudel heißt, und vertheidigen ſich gemeinſchaftlich gegen die Anfälle der Raubthiere. Sobald eins zu ſchnauben und zu grunzen anfängt, ſetzt ſich die ganze Nachbarſchaft ins Gewehr. Ein ſolches Rudel beſteht aus etlichen Sauen mit ihren Friſchlingen, aus zwey und drittehalbjährigen männlichen und weiblichen Schweinen. Die Hauptſchweine oder fünfjährigen Keuler entfernen ſich ſchon, und werden Einſiedler.

Ich habe es oft mit Vergnügen hier in der Nachbarſchaft, auf einer der höchſten Berggegenden des Mägdeſprunges, wo die wilden Sauen vor einem, mitten im Holze belegenen Jagthauſe gefüttert werden, geſehen, wie die alten bemooſten und bepanzerten Einſiedlereber aus den Gebüſchen, die nicht weit von dem Futterplatze waren, herausſchielten, nur Rüſſel und Vorderkopf hervorſteckten, und ſich mißtrauiſch umſahen, bis die minder furchtſamen Sauen zuliefen, und ſich äßten, da ſie denn ganz gravitätiſch nachkamen,

etwas

etwas nahmen, aber bald wieder zu Winkel giengen.

Ihr Naturell iſt wild und grauſam, und mit der Wuth eines erzürnten Ebers faſt nichts zu vergleichen, zumal wenn er angeſchoſſen und verwundet iſt. Hat ihn der Jäger auf dem Anſtande nicht recht gefaßt; ſo muß er gleich Baum an gehen. Das verwundete Thier geht gerade auf ihn los, wüthet eine geraume Zeit unter dem Baume, hauet große Stücken Borke ab, und wenn es zurückläuft; ſo kann man es noch lange hören, wie es die im Wege ſtehenden jungen Loden weghauet.

Die Hauzähne des Ebers ſind wie ein Scheermeſſer, weil ſie das Thier im Zorn beſtändig an den obern wetzt, und ſcharf macht. Das Hauen geſchiehet nach der Seite zu, beſtändig über ſich, daher es einem liegenden nicht wohl ſchaden kann. Es kehrt ihn aber mit dem Rüſſel um, und tritt ihn öfters braun und blau *).

Die Hetzhunde, wenn ſie nicht recht abgerichtet, und vorſichtig genug ſind, daß ſie das Schwein mit einem Seitenſprunge bey den Ohren faſſen, und ihm den Kopf niederhalten, wodurch es alle Kraft verliert, erfahren es oft genug, daß ihnen der Keuler mit einem Schlage den Bauch aufreißt, und ſie alles Eingeweide ausſchütten. Die Bache hat eigentlich keine Hauer, ſondern

*) In der Barbarey hat man Beyſpiele, daß ſie ſich mit ihren Hauern ſattſam ſogar gegen Löwen haben vertheidigen können.

ſondern nur kurze Haken. Da ſie aber mehr unter ſich hauet, reißt und beißt, ſo wird ſie dem Liegenden gefährlicher, als der Keuler.

Es iſt eine beſondere Eigenheit dieſer Thiere, daß ſie, wenn ſie entweder in Laken eingefangen, oder von den Hunden geſtellt ſind, nicht leicht auf einen Menſchen losgehen, als bis der Jäger mit dem Spieß oder Hirſchfänger vortritt, und den gewöhnlichen Zuruf: Hu ſu! macht, welches wohl ſo viel heißen ſoll, als Huy! Sau! Dann fährt ſogleich eins aus dem Haufen heraus, läuft gerade auf den Spieß zu, und läßt ſich auffangen.

Das **Geſicht** iſt ihr ſchwächſter Sinn. Sie können faſt gar nicht in die Ferne, oder vorwärts ſeſen, weil ihnen die Haare in die Augen hängen, und man die Augen kaum wahrnehmen kann. Was ſie ſehen wollen, müſſen ſie ſeitwärts faſſen.

Deſto ſtärker iſt der **Geruch**, inſonderheit das **Gehör**, worin das wilde Schwein faſt alle andere Thiere übertrifft. Daher der, der Jugend ſchon bekannte Vers: Aranea tactu: aper auditu.

Noch eine beſondere Eigenheit iſt bey ihnen anzutreffen, daß ſie keine Finnen haben. Ein Beweis, daß die zahmen bloß durch ihre Lebensart und Futter die Diſpoſition zur Erzeugung dieſer Würmer bekommen. Eine überaus wichtige Bemerkung hat Blumenbach hierbey gemacht: es ſey dieß ein Beyſpiel von organiſirten Körpern, die offenbar erſt lange

nach

nach der erſten Schöpfung gleichſam nacherſchaffen ſchienen *).

Daß ſie längere Borſten, und unter denſelben ein dickwollichtes Haar haben, das im Winter ſehr dicht wird, iſt aus ihrem Zuſtande und Lebensart zu erklären, da ſie die Natur mit einem ſtärkern, den zahmen aber entbehrlichen, Winterpelze verſehen mußte.

Zuletzt müſſen wir noch bemerken, daß die wilden Schweine auch keinen Speck haben, wie die zahmen.

Von der Verbreitung

haben wir ſchon oben das nöthige geſagt. In Sardinien iſt das wilde Schwein die zahlreichſte Art von den vier größern wilden Thieren im Lande, und häufiger, als die Hirſche und der Mouflon. Der Halbzirkel der Hauzähne erreicht nicht drey Zoll im Durchmeſſer, und das ſtärkſte Schwein hat hier nur etwan ein Gewicht von 250 Pfunden **).

Unter allen Schweineracen der alten und neuen Welt iſt das äthiopiſche wohl der wahre Rieſe ***). Ein ungeheueres Thier, mit entſetzlich breitem und dickem Kopfe. Die vier großen Hundszähne, oder

 Hauer,

*) S. Handbuch der Naturgeſchichte 4te verbeſſerte Aufl. S. 422.

**) S. Cetti Naturgeſchichte von Sardinien I. 185.

***) S. Pallas Naturgeſchichte merkwürdiger Thiere II. 5. Tab. I.
Donndorffs zoologiſche Beyträge ꝛc. I. 750. No. 4. das äthiopiſche Schwein.

Hauer, davon bey einigen die in der Oberkinnlade neunzehn Zoll nach dem Bogen, neun Zoll in gerader Linie, und im Umfange fünf und einen halben Zoll, haben, nebſt dem ſchaufelförmigen ſehr breiten, faſt hornartigen Rüſſel, geben dem Thiere ein fürchterliches Anſehen.

Unter den Augen hängen zween häutige Auswüchſe, wie ein Paar Ohren, und darunter ſitzt eine große Warze. Die Naſenlöcher weit auseinander. Bey recht alten ſind die Backenzähne, wie bey alten Elephanten, in eins verwachſen. Ein mittelmäßiges Schwein dieſer Art hatte bey vier Fuß, neun Zoll Länge, und zwey Fuß, zwey Zoll Höhe. Sie vermiſchen ſich nicht mit unſern europäiſchen Schweinen.

Was

die Feinde

des wilden Schweins betrifft; ſo ſind die Menſchen, und großen Hetzhunde ſeine gefährlichſten, obgleich mancher davon mit dem Leben, oder mit verſtümmelten Gliedern bezahlen muß.

In den Gegenden, wo noch Wölfe ſind, verſucht es dieſer Patron wohl, einen Friſchling zu erwiſchen; aber an die Bachen und Eber darf er ſich ſchwerlich wagen, weil ſie ſich in ganzen Rudeln wehren, wenn auch mehrere Wölfe beyſammen ſind.

Außerdem ſind die wilden Schweine noch mehr, als die zahmen, wegen ihrer Borſten, und dickwollichten Haare auf der harten Haut, vor allen Inſektenſtichen und Hautfeinden frey, und ich kenne keinen Oeſtrus,

Tabanus, Conops, u. ſ. w. der ſich an ihnen vergreifen ſollte.

Angeborne **Eingeweidewürmer** aber haben ſie ſowohl, als andere Thiere, und als ihre Abkömmlinge, die zahmen Schweine: die **Finnenwürmer** und **Bandwürmer**, ſo viel ich weiß, ausgenommen, welche leztere auch in zahmen, wie ich glaube, noch nicht angetroffen ſind.

Sie haben den **Haarwurm**, Trichocephalos, den großen **Blaſenwurm** am Netze, ſelten in der Leber (Hydatigena veſicaria *orbicularis*). Von **Egelwürmern** habe ich in den Lebern nie eine Spur gefunden.

Von **Krankheiten** unter dieſen Thieren iſt faſt gar nichts bekannt; wenigſtens haben ſie keine einzige von denen, welchen die zahmen Schweine ausgeſetzt. Nur in allzuheißen Sommern, als 1782, bekommen ſie zuweilen den **Brand**, woran oft ganze Gegenden ausſterben.

Was in ſehr harten und ſchneereichen Wintern vor Hunger, oder wenn es angeſchoſſen iſt, an ſeinen Wunden ſtirbt, iſt hieher nicht zu rechnen.

Der Schaden,

den die wilden **Schweine**, nach ihrem Naturtriebe, am jungen Holze, an Wieſen, an bebaueten Kornfeldern thun, iſt ungleich größer, als von zahmen.

Auch ſind ſie, wenn ſie in Wuth geſetzt werden, Menſchen und Thieren gefährlicher.

Ihr Nutzen

iſt ebenfalls nicht ſo beträchtlich, als von zahmen. Indeſſen ſchmeckt ihr

Fleiſch gekocht, gebraten und geräuchert, nicht übel, und iſt auch in ſeinen Säften geſünder.

Mit einem, in der Schmiedeeſſe abgebrannten, und hernach gekochten wilden Schweinskopfe, mit einer Zitrone im Maule, macht man auf Tafeln beſondere Parade. Daß ſie aber ſolchen Speck, wie unſere zahmen Schweine anſetzen ſollten, iſt mir nicht bekannt.

Die Häute werden in unſern Gegenden mehrentheils gahr gemacht, und mit den Haaren als Decken zum Abtreten vor die Stubenthüren gelegt. Die Tunguſen tragen ſie, mit auswärtsgekehrten Haaren, als ein Kleidungsſtück, welches ihnen ein thieriſchwildes Anſehen giebt *). In Sardinien werden daraus ſehr gute Sohlen gemacht.

Die Hauzähne werden oft in Silber oder Metall gefaßt, und den kleinen Kindern zum Kauen gegeben, welches den Durchbruch der Zähne befördern ſoll.

In

*) S. Georgi Reiſen I. 164.

In Sardinien wird die Blaſe zur Arzeney gebraucht. Ohne ſie auszuleeren, füllt man Oehl dazu, und bekommt auf dieſe Art eine Salbe, welche bey Verwundungen ſehr gerühmt wird.

Sie werden auf verſchiedene Art gefangen, eingetrieben und geſchoſſen *).

Zu den Irrthümern und Vorurtheilen,

welche bey der Naturgeſchichte des wilden Schweins zu berichtigen ſind, rechne ich

1. daß man aus der **Erdmaſt**, welche aus den Larven gewiſſer **Raubfliegen**, da ich ihre Verwandlung ſelbſt erfahren habe, beſtehen, die Larven einer gewiſſen **Tipula**, oder den **Heerwurm**, gemacht hat.

2. Daß man meynt: ſie ſetzten von der Erdmaſt ſo **dicken Speck** an, daß die Feldmäuſe Löcher einfräſſen, welches wohl zu der Geſchichte der zahmen gehören wird.

3. Daß die wilden **Schweinszähne** beſonders das Durchbrechen der Zähne bey Kindern bewirken, welches wohl ein feſtes glattes Holz eben ſo gut leiſten dürfte.

Hieher gehörende

Schriften

ſind

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere II. 65. ff. Tab. 18.

Bechſteins

*) Davon ſ. Bechſteins Naturgeſchichte Deutſchlands I. 778.

Bechſteins gemeinnützige Naturgeſchichte Deutſchlands I. 771. (Fährte Tab. XIV. d. Fig. 17.).

Funk Naturgeſchichte und Technologie I. 58.

Bocks Naturgeſchichte Preußens IV. 232.

Schrebers Säugthiere V. Tab. 320. Sus Scrofa: *Aper*.

Donndorffs zoologiſche Beyträge ꝛc. I. 736. No. 1. α. das wilde Schwein.

3000, (1-9)
Sept. 85

XXXXXX (1-9) IX. 85
II. 89

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Goeze, Johann August Ephraim,

Europäische Fauna oder Naturgeschichte der europäischen Thiere in angenehmen Geschichten und Erzählungen für allerley Leser, vorzüglich für die Jugend
Bd.: 3

Leipzig 1793

Zool. 214-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10307328-7
VD18 80346839